Heft 3, September 2008/ 88. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V.
Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender: Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Schriftleitung und Redaktion: Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe, Tel. und Fax: (07 21) 75 43 45

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr

Internet: http://www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 10,00 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen
des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Kto.-Nr. 16468-751,
BLZ 660 100 75

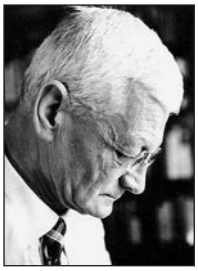
Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
Kto.-Nr. 2003201,
BLZ 680 501 01

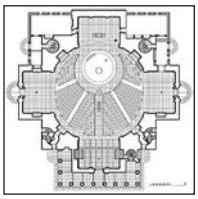
Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
im DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 50 98-61
Fax (07 21) 50 98-89
E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Titelbild: Ausschnitt aus dem Maltererteppich: Iwein erschlägt König Askalon
Foto: Augustinermuseum Freiburg

Inhalt





Rheintalbahn, Schlagader Europas – Herzinfarkt für Baden?
Klaus Gumpp 326

Der Maltererteppich im Freiburger Augustinermuseum – eine Führung
Volker Schupp. 336

Leopold Ziegler:
„… irgendwie würde es schon einmal recht mit mir werden“
Zum 50. Todestag des Kulturphilosophen
Manfred Bosch 348

Karlsruher Kindheit im Krieg
Ein Rückblick nach vielen Jahren
Klaus P. Oesterle. 359

Innenrenovierung der Kirche St. Stephan in Karlsruhe
Gottfried Leiber 367

Doktoren, Faust, Hanswurst, Shakespeare, Molière, Lederhändler, alle herauf aus der Versenkung!
Eine Karlsruher Theaterschule (1725) und die Gründerjahre des Hofschauspiels
Bärbel Rudin. 369

Chronogramme von badischen Münzen und Glocken
Versuch einer Erhellung von „rätselhaften“ Inschriften
Hermann Althaus 380

Berliner Neoklassizismus in Baden
Die Mausoleen von August Kraus auf dem Mannheimer Hauptfriedhof
Tobias Möllmer. 389

Auf den Spuren Böhmens
Wanderungen im Südwesten Deutschlands
Kurt Pittrof. 400

Jean-Julien Weber, Erzbischof von Straßburg
Begegnung auf dem Odilienberg
Paula Zwernemann. 406

Zum Schapbacher Schlössle
Ein repräsentativer Landsitz mit wechselvoller Geschichte
Heinz Nienhaus 415

Eine Straße wird 150 Jahre alt
Otto E. Hofmann 428

Staatspräsident Leo Wohleb als besonnener Partner und Kritiker der französischen Besatzungsmacht
Hans Zimmermann 431

Die Suche nach den verlorenen Spuren
Was Johannes R. Becher mit Baden verband
Johannes Werner 446

Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer 80 Jahre alt
Dieter Baeuerle. 450

Werner Störk wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2008 ausgezeichnet
Wo isch de Weg zu Fried und Ehr?
Elmar Vogt 454

Abschied von Adrien Finck
Karlheinz Kluge 459

Ehrungen

Adolf Schmid im Schloss Ebnet mit der Ehrenmitgliedschaft des Landesvereins ausgezeichnet
Heinrich Hauß 461

Dr. Sven von Ungern-Sternberg wurde von Papst Benedikt XVI. zum „Komtur des Gregoriusordens“ ernannt
Heinrich Hauß 462

Der Landesverein Badische Heimat gratuliert Dr. Volker Kronemayer zu seinem 60. Geburtstag
Heinrich Hauß 462

Arno Geiger wurde mit dem Johann Peter Hebel-Literaturpreis des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet
Elmar Vogt 462

Gedenktage Badischer Geschichte
Redaktion: Heinrich Hauß

Vor 225 Jahren
„Ein Meilenstein auf dem Weg der Menschen zur Freiheit“
Markgraf Karl Friedrich schafft am 23. Juli 1783 die Leibeigenschaft ab 464

Aktuelle Informationen
Redaktion: Heinrich Hauß

Auf dem Weg zu einer trinationalen Metropolregion Oberrhein?
Zusammenarbeit der Technologieregion Karlsruhe und der Metropolregion Rhein-Neckar 466

Erweiterungsbau für das Generallandesarchiv in Karlsruhe 466

Umbenennung der Regio Pamina in Eurodistrikt Regio Pamina 466

Wettbewerb
Ein Logo für den Oberrhein – Un logo pour le Rhin supérieur
Ausstellung des Centre Culturel Franco-Allemand Karlsruhe 466

Stiftung für die Lichtenthaler Abtei 466

10 Jahre Verein Deutsche Sprache e. V. Dortmund
Erhalt der deutschen Sprache. Gegen Anglizismen in der deutschen Sprache 467

Sonderausstellung im Naturkundemuseum Karlsruhe
„Urmenschen – eine Spurensuche“
27. März bis 5. Oktober 2008 467

Napoleon III. – Der Kaiser vom Bodensee
Deutsch-schweizerische Doppelausstellung zum 200. Geburtstag von Louis Napoleon Bonaparte in der Wessenberg-Galerie Konstanz und im Napoleon-Museum Arenenberg 468

Bahn muss sich mit Offenburger Tunnel intensiver auseinandersetzen 469

Globalisierung und vermehrtes Interesse an örtlichen Traditionen
Landesverband der Heimat- und Traditionsvereine setzen sich für Stärkung des Brauchtums und der Mundart ein 469

Institutionen in Baden

Das Alemannische Institut Freiburg e. V.
R. Johanna Regnath 470

Veranstaltungen badischer Institutionen. 474

Buchbesprechungen. 475

Heinrich Hauß, Adolf Schmid

BADISCHES KALENDARIUM

von Tag zu Tag – von Jahr zu Jahr
Personen und Ereignisse

Ein außergewöhnliches Nachschlagewerk für alle Badener und Baden-Freunde

Buchhandelsausgabe gebunden: 320 S., 166 Abb.
ISBN 978-3-7650-8326-6, € 19,90

„Das Kalendarium soll dem Vergessen entgegenwirken und Identität stiften.“ (BNN)

www.gbraun-buchverlag.de

G. BRAUN BUCHVERLAG

Zu diesem Heft und darüber hinaus

Im vorliegenden Heft werden wieder vielfältige Themen behandelt. Einen politischen Akzent setzt der Bericht von Dr. Klaus Gumpp zum gegenwärtigen Stand der Diskussion um die Oberrheintalbahn. Nach anfänglichen Irritationen und Berührungsängsten ist es in den zurückliegenden Jahren zu einem bemerkenswerten, konstruktiven Zusammengehen der baden-württembergischen Landesregierung und der Bürgerinitiativen gekommen, um gegenüber der Bahn aber auch gegenüber dem Bundesverkehrsministerium eine gemeinsame Linie zu entwickeln, und im Interesse der badischen Bevölkerung am Oberrhein die Qualität dieser wichtigen Bahnmagistrale zu verbessern. Der Bericht liegt auf der Linie der Schriftleitung, neben der traditionellen und weiter zu pflegenden Gedächtnis- und Erinnerungskultur verstärkt auch überregionale aktuelle politische Themen aufzugreifen, die einen Bezug zu Baden haben. Ähnlich wie es beim Handschriftenstreit in zurückliegenden Heften der Fall war, ist es sicherlich auch richtig, dass die Badische Heimat zu Themen, die für Baden von überragender Bedeutung sind, auch Stellung bezieht. So unterstützt die Badische Heimat ausdrücklich die Position der Kommunen und Bürgerinitiativen zum Thema Oberrheintalbahn.

Des weiteren sei auf den Aufsatz unseres Beiratsmitglieds Professor Volker Schupp zum Maltererteppich verwiesen, der im Freiburger Augustinermuseum eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient. Wir erinnern an den 50. Todestag des Philosophen Leopold Ziegler, der ja nicht nur für Baden eine wichtige Rolle spielt. Er wurde 1881 in Karlsruhe geboren und starb in Überlingen.

Die im letzten Heft begonnene Serie über Badische Institutionen wird mit dem Alemannischen Institut in Freiburg fortgesetzt. Im nächsten Heft wird dann ein Bericht über den „Bund Heimat- und Volksleben e. V.“ erscheinen.

Auch von dieser Stelle aus möchte ich unserem stellvertretenden Vorsitzenden Dr. Volker Kronemayer zu seinem 60. Geburtstag gratulieren. Aufgrund seiner großen Verdienste um den Landesverein und auch speziell für die von ihm so glänzend geführte Regionalgruppe Schwetzingen gebührt ihm großer Dank.

Am 28. Juni fand im Schloss Ebnet auf Einladung des Freiherren Nikolaus von Gayling-Westphal eine Sitzung von Vorstand und Beirat statt, bei der wir meinen Vorgänger, den früheren Landesvorsitzenden Adolf Schmid, in einem besonders schönen Rahmen als Ehrenmitglied auszeichnen konnten. Auch ihm gebührt großer Dank für sein besonderes Engagement und seine bleibenden Verdienste um die Badische Heimat.

Wir wollen uns in unserem Landesverein in Zukunft wieder verstärkt – über die bisherige Gedächtnis- und Erinnerungskultur hinaus – neben aktuellen politischen Themen auch auf dem Gebiet des Denkmal- und Naturschutzes engagieren. Daher werde ich im September mit dem Präsidenten des Landesamtes für Denkmalpflege, Professor Dieter Planck, zur gemeinsamen Abstimmung ein Grundsatzgespräch führen. Wir wollen auch im Rahmen einer auszubauenden Redaktionskonferenz sowohl aus Süd- wie aus Nordbaden Vertreter des Denkmal- und Naturschutzes bei der Gestaltung der jeweiligen Hefte stärker heranziehen.

Ich konnte in der Vorstandssitzung die erfreuliche Tendenz mitteilen, dass eine beachtliche Anzahl von südbadischen Gemeinden wieder in unseren Landesverein eingetreten sind. Aufgabe ist es nun, eine ähnliche Entwicklung in Nordbaden einzuleiten. So hat es

bereits mit dem Regierungspräsidenten von Nordbaden, Herrn Rolf Kühner, in Karlsruhe Vorgespräche gegeben. Hier wird eine engere Zusammenarbeit angestrebt, die in einer Besprechung am 14. Juli festgelegt wurde. Insbesondere soll auch eine verstärkte Zusammenarbeit der Zeitschrift „Hierzuland“ des nordbadischen Arbeitskreises Heimatpflege mit der „Badischen Heimat“ erfolgen.

Darüber hinaus kann ich berichten, dass es Gespräche mit dem Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe gegeben hat. Herr Oberbürgermeister Heinz Fenrich hat sehr deutlich in diesem Gespräch signalisiert, dass die Arbeit der Badischen Heimat vom Karlsruher Rathaus aus künftig noch stärker unterstützt und getragen werden wird. Und schließlich hat es einen sehr erfreulichen Kontakt zwischen der früheren Regierungspräsidentin Frau Gerlinde Hämmerle und uns gegeben. Frau Hämmerle ist seit Jahren Mitglied der Badischen Heimat und hat sich bereit erklärt, sowohl als besondere Kontaktpersönlichkeit zum Verein „Baden in Europa“ zu fungieren als auch zum „Arbeitskreis Heimatpflege“ in Nordbaden. Insbesondere wird sie aber ihre guten Kontakte aus ihrer Zeit als Regierungspräsidentin nutzen, um ähnlich wie ich dies in Südbaden versuche, wieder die kommunalen Instanzen zu einer verstärkten Mitarbeit und Mitgliedschaft in der Badischen Heimat zu gewinnen. Insofern wird Frau Gerlinde Hämmerle quasi als kooperatives Mitglied des Landesvorstandes zu unseren Sitzungen künftig eingeladen und einbezogen werden.

Zur Vorbereitung unseres Jubiläumsjahres 2009 wurde ein besonderer Ausschuss gebildet, dessen Leitung ich innehabe. Über die Mitglieder des engeren Vorstandes hinaus werden mit dabei sein: Dr. Bernhard Oeschger, der für die Wanderausstellung verantwortlich zeichnet und Dr. Kurt Hochstuhl, der für die Chronik verantwortlich zeichnet. Zusätzlich Frau Gerlinde Hämmerle als Kulturbeauftragte für den nordbadischen Raum und Frau Elisabeth Schraut aus Karlsruhe, die uns besonders bei der planerischen Konzeption der Wanderausstellung unterstützen wird.

Es läuft also Einiges und ich danke allen Mitstreitern, die sich engagiert einbringen. Unabhängig davon, muss allerdings festgestellt werden, dass die Aktivitäten in den einzelnen Regionalgruppen sehr unterschiedlich sind. In einigen ist eine bewundernswerte Arbeit mit interessanten und reichhaltigen Programmen festzustellen, bei anderen Regionalgruppen sind allerdings erhebliche Defizite vorhanden, wo wir in Gesprächen mit dem Landesvorstand versuchen wollen, Hilfestellung für einen neuen Aktivitätsschub zu geben.

Auf jeden Fall macht mir unverändert die Arbeit in der Badischen Heimat ausgesprochen Freude und Freude soll Ihnen auch das vorliegende Heft bereiten. Ich wünsche dem geneigten Leser viel Vergnügen bei der Lektüre.

Herzlich

Ihr Sven von Ungern-Sternberg

Klaus Gumpp

Rheintalbahn, Schlagader Europas – Herzinfarkt für Baden?

„Baden 21“, was verbirgt sich hinter diesem Begriff? Sicher nicht ein Reisebericht über unsere Heimat und auch kein wieder auferstandenes Manifest wie anno 1848. Trotzdem hat dieses „Baden 21“ etwas zu tun mit dem Freiheitssinn unserer Region, mit den Kämpfen um mehr Bürgerrechte, mit dem Kampf eines David gegen die geballte Macht des Goliath.

„Baden 21“ ist eine Antwort der vereinten Bürgerinitiativen an Ober- und Hochrhein gegen die Absicht der Deutschen Bahn AG, im Rheintal eine Güterzug-Schnelltrasse in ihrem Sinne zu bauen.

Gegen die Verlagerung des Straßenverkehrs auf die Schiene ist an sich nichts einzuwenden. Es ist der anerkannt umweltfreundlichere Weg, Unmengen des schon heute exorbitanten Warenverkehrs zu bewältigen. Zudem verhilft die Verlagerung der Transporte von der Straße auf die Schiene, bei unseren Schweizer Nachbarn die Umweltbelastungen zu reduzieren.

Deutschland hat 1996 sich im Vertrag von Lugano verpflichtet, die Schienenzulaufstrecken zu den NEAT-Tunneln so auszubauen, dass diese mit größtmöglichem Durchsatz an Güterzügen betrieben werden können. Ziel war und ist es, die Alpen von übermäßigem LKW-Verkehr zu entlasten. Der Lötschbergtunnel ist 2007 bereits eröffnet worden. Der Gotthardtunnel ist im Bau und wird voraussichtlich 2018 fertig gestellt sein.

Ein kurzer Rückblick in die Historie

In den 1980-er Jahren wurde von maßgeblicher politischer Seite die Rheintalschiene als künftige Transportschlagader Europas für den Güterverkehr bestimmt. Gesetzliche Grundlage bildet der sogenannte Bundesverkehrswegeplan. Was heute Gegenstand des Verfahrens ist und öffentlich für Schlagzeilen sorgt, geht auf die Jahre um 1990 bis 1993 zurück.

Die gewaltige Zunahme des Güterverkehrs auf der Straße, endlose LKW- Schlangen, die sich vor dem Grenzübergang Weil am Rhein stauen, der Protest unserer Schweizer Nachbarn gegen ihre stetig zunehmende Umweltverschmutzung , das Nachtfahrverbot für LKW in der Schweiz, diese Umstände ließen es geraten sein, künftig neben dem Warentransport auf Strasse und Wasser auch die Schienenstränge auszubauen. In mehreren Raumordnungsverfahren wurden die einzelnen Trassen und deren Verläufe festgelegt.

In Freiburg läuft seit dem 19. Jahrhundert der Güterverkehr auf der Schiene mitten durch die Innenstadt. Der Beschluss zum Bau der Großherzoglichen Badischen Eisenbahn wurde 1838 gefasst. Basel wurde 1855 erreicht, der Badische Bahnhof Basel 1873 eröffnet. Nennenswerte Erweiterungen dieser Streckenführung gab es seitdem nicht mehr.

Die Großherzoglichen Planungen sahen einen bürgernahen Verlauf der Eisenbahntrasse vor. Züge waren damals das erste schnelle Verkehrsmittel und sollten daher möglichst innerorts verlaufen. Wer hatte damals schon an die gewaltigen Güterströme und Zugfrequenzen des 21. Jh. gedacht.

Die neue Güterzug-Transitstrecke 3. und 4 Gleis ist somit die erste größere Erweiterung seit 170 Jahren. In diesen Zeiträumen empfiehlt es sich zu denken, um die Bedeutung und auch Langlebigkeit derartiger Projekte für Mensch und Umwelt einschätzen zu können.

Zu bedenken sind die Folgen für die Ökologie, die Menschen in all ihren Lebensbereichen, die Kulturlandschaft, die Stadtentwicklung, die ökonomische Entwicklung und die damit verbundenen sozialen Auswirkungen. Die Liste ist nahezu unendlich.

Deshalb kann und darf die Planung der neuen Güterzugmagistrale nur langfristig und aus gesamtgesellschaftlichem Blickwinkel gesehen werden.

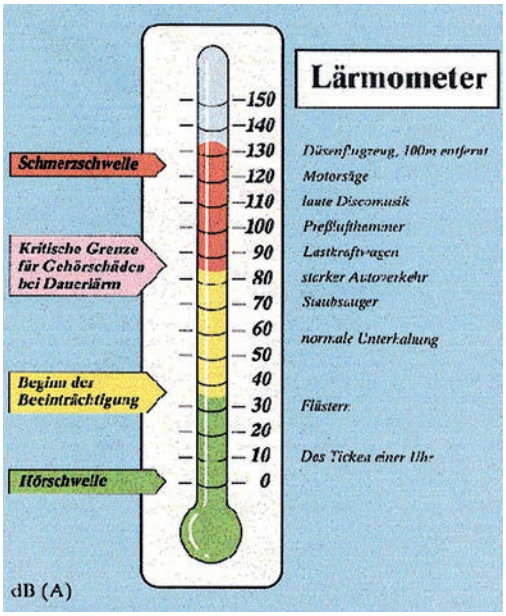
Oberstes Ziel der für die Raumordnung zuständigen Behörden, in erster Linie das Regierungspräsidium, war daher, die zukünftige Güterzugschnelltrasse weg von dichter Bebauung zu planen. Für die Stadt Freiburg war die Entlastung der Innenstadt dringendes Anliegen. Dies wurde mit dem Raumordnungsbeschluss 1994 festgezurrt, der den Bau der Güterzugtrasse entlang der bestehenden Autobahn vorsieht.

In gleicher, weil eben gesetzlich vorgeschriebener, aber zeitlich recht weit auseinander liegender Vorgehensweise wurden die Abschnitte von Karlsruhe bis Weil am Rhein raumordnerisch geplant. Mit einer Ausnahme allerdings: Zwischen Offenburg und Riegel verzichtete man aus heute nicht mehr nachvollziehbaren Gründen auf ein förmliches Raumordnungsverfahren.

Was für die Stadt Freiburg entscheidungsbestimmend war, nämlich Güterzüge von der Wohnbebauung fern zu halten, wurde für die Städte Lahr, Herbolzheim und Kenzingen sowie eine Reihe von Dörfern außer acht gelassen.

Wo die einen entlastet werden, sehen sich andere neu belastet. So wurde u. a. geplant, die Güterzüge mitten durch Offenburg, Herbolzheim und Kenzingen fahren zu lassen. Dies ist eine städtebauliche und menschenverachtende Katastrophe. Weder die größeren Städte Offenburg, Lahr noch die kleineren Orte haben sich damals ernsthaft gegen diese Entscheidungen gewehrt. Bürgerinitiativen wurden nicht ernst genommen, deren Argumente nicht beachtet.

Hellhörig sind die Bürger südlich von Offenburg seit dem Bau des sog. 3. und 4. Gleises im Abschnitt Bühl–Appenweier geworden. Damals waren zwar umfangreiche Schallschutz-Maßnahmen versprochen und auch in



Gesetzliche Vorgaben im Hinblick auf die Lärmbelastung

die Tat umgesetzt worden, doch der Effekt des über die Wände hinausreichenden Lärms, verbunden mit der städtebaulichen Trostlosigkeit hoher SS-Wände, hatte ein Umdenken bewirkt. Die betroffenen Einwohner z. B. von Bühl, waren und sind über die Ergebnisse der Schallschutz-Maßnahmen derart verärgert, dass der Protest gegen die unzureichende Bahnplanung bis heute nicht abreißt.

Für erst später Betroffene ist es ein Vorteil, sich an den Erfahrungen der schon Betroffenen zu orientieren und ggf. deren Versäumnisse in die Planung einzubeziehen. So auch südlich von Freiburg geschehen.

Zuerst regte sich der Protest gegen eine Bahnplanung mitten durch fruchtbares Ackerland, nahe an Siedlungen und dazu noch auf einem Damm südlich von Freiburg. Ein Damm mit Schallschutz ist zwar für die unmittelbaren Anlieger weniger belastend, aber die etwas weiter entfernt liegenden Immissionsorte werden weithin mit Lärm zugeschüttet. Dazu haben wir in Bad Krozingen das größte Herz-Kreislauf-Zentrum Deutschlands. Man kann sich vorstellen, wie vor allem nächtlicher Güterzuglärm die Rehabilitation fördert.

Vor allem, wenn man bedenkt, dass diese Güterzüge nachts fahren – und zwar alle drei

Minuten in einem Tempo von 120 Stundenkilometern.

Der dabei entstehende Lärm beträgt dabei im Spitzenbereich ca. 100 dB(A), Das ist etwa vergleichbar mit der Immission eines Rasenmähers auf dem Nachbargrundstück.

Erst seit dem Jahre 1990 hat der Bürger beim Neubau von Eisenbahnstrecken oder bei der wesentlichen Änderung bestehender Strecken – z. B. Ertüchtigung auf Hochgeschwindigkeit von 250 km/h – einen Anspruch auf Lärmvorsorge. Die in der 16. Bundesimmissionsschutzverordnung (BImSchV) festgelegten Höchstwerte nachts zwischen 22 und 6 Uhr sind folgende:

Wohngebiete	49 dB(A)
Mischgebiete	54 dB(A)
Gewerbegebiete	59 dB(A)

Tagsüber liegen die Höchstwerte um 10 dB(A) höher.

Man muss allerdings wissen, dass diese rein rechnerisch ermittelten Höchstwerte keinesfalls die Realität wiedergeben. Über den Daumen gepeilt, liegen die am Ohr des betroffenen Bürgers ankommenden Lärmimmissionen um ca. 20 dB(A) höher.

Der vorgesehene Streckenverlauf mit 16 Brückenbauwerken hätte nicht nur das Landschaftsbild verunstaltet. Den Anwohnern würde die Ruhe genommen und Landwirte hätten mit geschädigten Anbauflächen zu kämpfen. In Verbindung mit dem vor allem tagsüber vorhandenen Autobahnlärm würde durch diese Billiglösung der DB das Oberrheintal zu einem Lärmtal verkommen.

Die Folgen des stetig wachsenden Güterzugverkehrs sind schon heute im mittleren Rheintal zu erleben. Dort leeren sich trotz der herrlichen Kulisse die Hotels, bleiben die Gäste mal höchstens eine Nacht, um dann fluchtartig das Weite zu suchen. Bevölkerungsabnahme und soziale Segregation sind dort im vollen Gang. Wer kann, der flieht aus diesem Lärmkessel.

Güterzug – Lärmzug

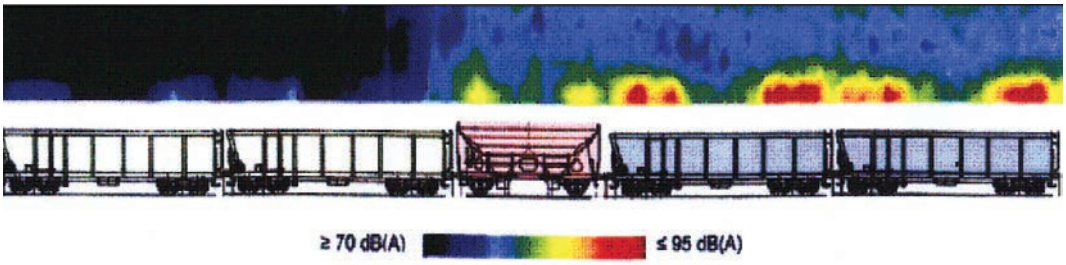
Die Bahn als sicheres, schnelles, stauunabhängiges und bequemes Beförderungsmittel ist allgemein geschätzt. Warum also der Aufschrei gegen eine neue Trasse? Dies hat vor allem damit zu tun, dass die Bahn in den letzten Jahrzehnten zwar den Personenverkehr nach dem Stand der Technik aufgerüstet hat, dabei aber den lärmenden Güterverkehr vollkommen vernachlässigt hat. Dies rächt sich jetzt in Form allgemeiner Unzufriedenheit. Durch den akustischen Schadstoff, den die Bahn verbreitet, hat sie ihren Ruf als umweltschonendes Verkehrsmittel verspielt.

Ein normaler Güterwaggon hat eine Lebensdauer von etwa 40 Jahren. Ausgerüstet ist er derzeit zu 97% mit sog. Graugussbremsen, die direkt auf die Radoberfläche einwirken. Beim Bremsvorgang wird mit der Zeit die Radoberfläche verriffelt, es bilden sich Furchen und Dellen. Diese wiederum schlagen wie ein Presslufthammer aufs Gleis, welches ebenfalls verriffelt wird.

Auch klapprige Aufbauten tragen zum Gesamtlärm bei. (1) Alles in allem sind Güterwaggons durchschnittlich 20 dB(A) d. h. viermal lauter als ICE-Waggons. Nun wäre es technisch nach dem Stand der Technik durchaus machbar, diesen Lärm zu reduzieren. Erste Versuche mit sog. K-Sohlen sind ermutigend. Durch eine veränderte Zusammensetzung der Bremssättel (Komposit) wird eine Verrifflung der Radoberfläche zumindest erschwert, nach Meinung der Bahn sogar verhindert. Die Schienenqualität würde sich verbessern, insgesamt wird mit einem Lärmminderungspotential von 10 dB(A) gerechnet. Die Umrüstung aller in Deutschland zugelassenen Güterwaggons auf K-Sohlen kostet ca. 700 Mio. €.

Von der DB abgelehnt wird derzeit wegen der Kosten das LEILA (leise und lärmarme) Drehgestell (1), dessen lärmmindernder Effekt mit 18 dB(A) eingeschätzt wird. Damit ausgerüstet könnte sich Güterzuglärm den IC-Emissionen angleichen und die Republik hätte ein Streitthema weniger.

Auf Anfrage im Bundesverkehrsministerium wurde lakonisch mitgeteilt, dass die Einführung ausschließlich in die Zuständigkeit der Betreiber, also DB und Privateinstellern falle. Der Bund mische sich hier nicht ein. Aber welcher Einsteller wird freiwillig deutlich höhere Kosten auf sich nehmen, wo es um Gewinnmaximierung geht?



Schallpegelverteilung an einem mit 94 km/h fahrenden Güterzug. Die beiden linken Wagen haben K-Sohlen, die beiden rechten Wagen Grauguss-Sohlen. In der Mitte ein FCS Wagen mit Grauguss-Sohlen. Quelle: DB AG

Schienenbonus

Zum Schutz der Bahnprivilegien und zum Leidwesen der vom Güterzuglärm Betroffenen hat der Gesetzgeber 1990 in der 16. BImSchV aus rein fiskalischen Gründen den sog. Schienenbonus eingeführt. Durch diesen logarithmisch berechneten Bonus von 5 dB(A) darf die Bahn ihren Lärm um den Faktor 3,2 herunterrechnen. Wenn auf der Strecke 320 Züge fahren, darf die Bahn dies rechnerisch so behandeln, als ob nur 100 Züge fahren würden. Für alle übrigen Lärmverursacher der Republik vom Straßenverkehrslärm bis zum Industrielärm ist diese Berechnung nicht vorgesehen. Diese haben wesentlich schärfere Lärmvorschriften zu beachten.

Alte Untersuchungen zur Belästigung durch Verkehrslärm hatten eine geringere Störwirkung des Schienenlärms bescheinigt.

Es waren vornehmlich Untersuchungen aus den Jahren 1979 bis 1983, welche eine geringere Lästigkeit des Schienenlärms gegenüber dem Straßenverkehrslärm bescheinigten. Nur fuhren damals die Güterzüge durchschnittlich nur 80 km/h, und es waren insbesondere nachts deutlich weniger Güterzüge auf den Schienen. Allein die unterschiedliche Geschwindigkeit lässt die Lärmemission um gut 3 dB(A) ansteigen.

In der von der EU für die Lärmkartierung eingebrachten neuen Berechnungsvorschriften (VBuSch) (2) kommt der Schienenbonus überhaupt nicht mehr vor. Sofort hat das Bundesverkehrsministerium reagiert und der Bahn ausdrücklich weiterhin diesen Schienenbonus zugestanden .

Lärm und Gesundheit

Nach Art. 2, Abs. 2 des Grundgesetzes wird dem Bürger ein Grundrecht auf körperliche Unversehrtheit eingeräumt, seine Gesundheit somit staatlich garantiert. Untersuchungen der Lärmwirkungsforschung haben gezeigt, dass Schienenverkehrslärm den Nachtschlaf am stärksten beeinträchtigt und Nachtlärm bei länger dauernder Einwirkung u. a. zu Bluthochdruck und Herzinfarkt führen kann. Nächtlicher Schienenlärm macht nachweislich krank (3–13).

Es stellt sich die Frage, wann die aktuellen Erkenntnisse zum Wohl lärmgeplagter Menschen Eingang in die Gesetzgebung finden?

Verwunderlich bleibt jedoch, dass durch gesetzgeberische Maßnahmen in den letzten 30 Jahren sich der Flugzeuglärm um 25 dB(A), der LKW Lärm um 12 dB(A) und der PKW Lärm um 10 dB(A) verringert hat. Beim Schienenlärm hat sich in dieser Zeit nichts getan.

Erfahrungen am Mittelrhein und das Gerangel um Verbesserungen beim Schallschutz waren für die Bürger am Oberrhein Vorwarnungen genug. Bis die Umrüstung EU-weit eine deutliche Minderung des Güterzuglärms gebracht hätte, wären Jahrzehnte vergangen. Die Zeit lief, Offenlagen der Pläne mit dann unumstößlicher Festlegung der Strecke standen zuhauf an.

Als erste Bürgerinitiative formierte sich die MUT- Mensch und Umwelt verträgliche Trasse. Unter einem engagierten Vorstand haben die Bürger in Zusammenarbeit mit den betroffenen Kommunen eine Alternativlösung gefunden, welche deutlich weniger Belastung für Mensch und Umwelt bot. Der Verschandelung

Großdemo auf dem Augustinerplatz am 6. 10. 2007

der Landschaft durch meterhohe Dämme setzte man das Konzept der Tieferlage entgegen, Überwerfungsbauwerke wurden entschärft, Lärmschutzwände den Erfordernissen einer bürgerfreundlichen Trasse des 21. Jh. angepasst, den Bauern die Bewirtschaftung ihrer Felder erleichtert.

Im Bereich der Güterumfahrung Freiburg wurde 2004 die Bürgerinitiative IGEL (Initiative gegen Lärm und Umweltbelastung) gegründet.

Die Stadtentwicklung in Freiburg verlagerte sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr nach Westen. Der Stadtteil Hochdorf, einst ein Dorf mit 1000 Einwohnern, hatte plötzlich deren 5200, Lehen wuchs, Landwasser mit seinen Hochhäusern lag auf einmal im Nahbereich des kommenden Lärms.

Erwägungen, diese Güterumfahrung Freiburgs zu Lasten der Einwohner im Westen noch weiter Richtung Kaiserstuhl zu verlegen, wurden aus Kosten- und Naturschutzgründen verworfen, wenngleich ein Tunnel durch den Kaiserstuhl zumindest planerisch keine gravierenden Probleme gemacht hätte.

Die Planung der Bahn Projektbau sieht derzeit vor, die Strecke parallel zur Autobahn auf einem über sechs Meter hohen Damm zu führen. Den betroffenen Bürgern ist neben dem bestehenden Autobahnlärm eine vor allem nachts im drei Minuten Takt ankommende weitere Verlärmung nicht zumutbar.

Mit Unterstützung der Stadt Freiburg und der Umlandgemeinden wurde im Konsens mit der Bürgerinitiative IGEL eine Alternativlösung gefunden, welche eine deutlich bessere Trassenführung in Mittel bis Tieflage vorsieht. Die Bahn hat diese Lösung auf Machbarkeit geprüft und das Ergebnis im Juni 2008 vorgestellt.

Grundsätzlich sagt auch die Bahn, ist diese Variante umsetzbar, allerdings zum Preis deutlich höherer Kosten

Auch Herbolzheim und Kenzingen waren nicht untätig geblieben. Die dortigen Bürgerinitiativen haben unisono eine Herausnahme des Güterverkehrs aus den Städten gefordert und Alternativlösungen durch Fachbüros ausarbeiten lassen. Ein gigantisches Überwerfungsbauwerk in Kenzingen hätte diesem Ort den Lärm-Dolchstoß versetzt. Als einzig für Mensch und Umwelt verträgliche Trasse wird dort der autobahnparallele Verlauf des 3. und 4. Gleises angesehen.

Und Offenburg? Hier sieht die Bahnplanung den Bau des 3. und 4. Gleises im Bahngraben direkt neben der bestehenden Strecke vor. Man muss wissen, dass der Bahngraben in OG am südlichen Ausgang eine steile Kurve macht, wo bisher schon der Lärm durch quietschende Züge extrem belastend ist. Vertreter aus Politik und Bahn durften sich bei Lokalterminen von der schon jetzt kaum erträglichen Situation vertraut machen. Schulen, Krankenhäuser, soziale Einrichtungen, all diese sind durch die Bahnplanung massiv bedroht.

Die Lösung für Offenburg musste ein Tunnel unter der Stadt sein. Die Machbarkeit wurde durch ein Ingenieurbüro geprüft, auch die Bahn kann sich an diese Lösung gewöhnen. In kurzer Zeit hat sich die dortige Bürgerini-

Offenburg mit Südkurve unten

tiative Bahnprotest e. V. zu einer Massenbewegung entwickelt.

Als weithin vernehmbares Zeichen des Protestes wurde auf Großveranstaltungen 2006 in Offenburg und 2007 in Freiburg gegen die Bahnpläne demonstriert. In Anlehnung an die Badische Revolution 1848 wurden in Offenburg die dreizehn Thesen des Volkes zum Schutz der Bürger vor Güterzuglärm verkündet.

„13 Forderungen des Volkes am Oberrhein“

1. Wir fordern für das Jahrhundertprojekt „3. und 4. Gleis am Oberrhein“ als obersten Planungsgrundsatz die Achtung der Menschenwürde und den Schutz der Umwelt.

2. Wir fordern eine rechtzeitige Einbeziehung der Bevölkerung in Planungsentscheidungen, die für Generationen unser Leben bestimmen. Die Deutsche Bahn AG muss Neubaustrecken als eine Gesamtplanung vorlegen. Sie darf nicht durch „Zerstückelung“ der Strecke einzelne Kommunen vor unabänderliche Planungstatsachen stellen.

3. Wir fordern die Deutsche Bahn AG auf, der Bevölkerung realitätsgerechte Informationen über künftige Zugzahlen und den Transport von Gefahrengütern zu geben.

4. Wir fordern die politisch Verantwortlichen bei Bund und Land auf, umgehend Gesetze auf dem Stand heutiger Lärmwirkungsforschung zu verabschieden. Dabei sind die europäische Gesetzgebung und die Vorgaben der Weltgesundheitsorganisation zu berücksichtigen.

5. Wir fordern vom Gesetzgeber die umgehende Abschaffung von Bahnprivilegien wie den „Schienenlärmbonus“ und die Verpflichtung der Bahn zu einer zeitgemäßen lärmarmen Ausstattung der Züge. Der bisher gesetzlich erlaubte Güterzuglärm macht nachweislich krank.

6. Wir fordern die sachgemäße Verwendung von Steuermitteln für die vorgesehenen Zwecke, damit nicht Steuergelder in Milliardenhöhe z. B. für Straßenbau statt für Schienenprojekte verwendet werden.

7. Wir fordern lärmarme Spiel- und Lernorte für Kinder und Jugendliche, damit diese nicht durch Güterzuglärm in ihrer Lern- und Leistungsfähigkeit beeinträchtigt werden.

8. Wir fordern eine Vermeidung des Güterzugverkehrs mitten durch Wohngebiete – zum Schutz unserer Gesundheit, zur Erhaltung von Häusern und gewachsenen Nachbarschaftsstrukturen und zur Verhinderung von „Käfighaltung für Menschen“.

9. Wir fordern eine Trassenführung, die Wertminderung von Gebäuden der Strecke entlang und Abwanderung aus den betroffenen Wohngebieten verhindert. Unsere Region darf nicht volkswirtschaftlich geschädigt werden

6. 10. 2007 mit Bundesmin. Erler, MdL Fleischer, Bgm. Schilling, Pressesprecher Häge (IG BOHR)

und sozial veröden. Städtebauliche Entwicklung muss weiterhin möglich sein.

10. Wir fordern den Schutz unserer Kulturlandschaft in ihrem Erholungs- und Ertragswert, zum Wohl der hier Arbeitenden und aller Erholung Suchenden.

11. Wir fordern besonders das Regierungspräsidium auf, als Anwalt der Region entschieden für die Interessen der Bevölkerung einzutreten.

12. Wir fordern, dass die künftigen Gewinne der europäischen Güterzugmagistrale von Rotterdam nach Genua auf jeden Fall auch für die Finanzierung des Streckenabschnitts am Oberrhein verwendet werden. Die hier lebenden Menschen müssen die Gewinner sein, nicht nur die Bahnaktionäre.

13. Wir fordern die Verwirklichung des Jahrhundertbauwerks am Oberrhein als ein menschenfreundliches und umweltgerechtes Projekt – als ermutigendes Beispiel eines demokratisch geprägten Bürgersinns für künftige Generationen.

Nachsatz:

Alle Bürgerinnen und Bürger unserer Region rufen wir auf: Nehmen Sie nach gut badischer Tradition Ihre Bürgerrechte wahr. Nehmen Sie, zusammen mit den oberrheinischen Bürgerinitiativen, die Verantwortlichen in die Pflicht für eine menschen- und umweltgerechte Trassenplanung!

Das Problem ist, wie bei vielen anderen Projekten ebenfalls, das Geld. Finanzieren muss das 3. und 4. Gleis das Bundesministerium für Verkehr.

Für die Genehmigung ist der Bundestag zuständig, bezahlt wird mit Steuergeldern. Viel zu wenig beachtet wird, dass hier ein Jahrhundertprojekt gebaut werden soll, dessen optimale Verwirklichung Generationen zugute käme und dass am Schutz des Menschen nicht gespart werden dürfe.

Mit dem Zusammenschluss der vereinigten Bürgerinitiativen zur IG BOHR (Bahnprotest an Ober- und Hochrhein) kam auch ein neuer strategischer Ansatz auf der ganzen Länge der Rheintalbahn in Südbaden zum Tragen. Die Erkenntnis bei den Bürgern war, dass ihre Interessen auf dem Rechtsweg gegen die Bahn nicht durchsetzbar sein würden. Blieb als Konsequenz, sich auf den langen Weg zu machen, um die für die DB-Planung einschlägigen Gesetze vom Gesetzgeber, also dem Deutschen Bundestag, ändern zu lassen. Der politische Weg war zu wählen, anstatt Geld und Zeit und Engagement der Bürger in aussichtlose Rechtshändel zu investieren.

Das Ziel war, sich nicht gegen die Planung oder die Planer von der Deutschen Bahn AG zu richten, sondern die bestehenden Gesetze zu ändern, die die vorgelegte Planung legitimieren. Verantwortlich für diese Änderung ist ausschließlich der Gesetzgeber. Leider hat die Vergangenheit gezeigt, dass immer nur die jeweilige Opposition den betroffenen Bürgern zu Hilfe kam, die regierende Mehrheit jedoch seit 1974 mit konstanter Regelmäßigkeit Gesetze zur Verminderung des Schienenlärms blockiert hat.

Ungeachtet dessen hat sich die Region als Ganzes positioniert, überparteiliches Auftreten propagiert und Einzelinteressen hintan gestellt.

Zunächst galt es, die Vertreter der Gemeinden und Landtags- und Bundestagsabgeordnete aus der Region mit einzubeziehen.

Sie wurden gebeten, den Anliegen der Betroffenen Gehör zu verschaffen. Zahlreiche Einzelgespräche zwischen der IG BOHR und den Vertretern der Politik wurden geführt,

Gutachten zur Optimierung der Bahnplanung vorgelegt, um hier Barrieren einzureißen. Zu danken ist in diesem Zusammenhang den Gemeinden, die finanzielle und logistische Unterstützung geleistet haben. Die Bürgerinitiativen hätten allein die Gutachtenkosten nicht bezahlen können.

Als Ergebnis wurden die Bürgertrasse von Munzingen bis Buggingen, weiterhin die Variante Mittel-Tieflage in der Breisgauer Bucht, der autobahnparallele Verlauf der Neubaustrecke von Offenburg bis Riegel und die Querung Offenburgs in einem Güterzugtunnel als planerische Alternativen eingebracht.

Als Beispiel für produktiven Diskurs mit den Gemeinden sei die Strecke Munzingen–Buggingen angeführt. Vorausgegangen war die Forderung der Bürgerinitiative MUT nach einer Tunnelung der vorgesehenen Trasse. In zahlreichen Gesprächen mit den betroffenen Gemeinden kam schließlich die von allen angenommene „Bürgertrasse“ mit Tieferlage und Teildeckelung als Konsens heraus. Dieses aufeinander Zugehen sollte beispielhaft für den Rest der Strecke gelten. Es zeigte sich, dass ein Miteinander von Bürgerinitiativen und offizieller Politik nicht nur möglich ist, sondern so die besseren Lösungen tatsächlich auf den Tisch kommen können.

Bliebe die Frage, warum die Kommunen die Bahn-Planungsvorschläge nicht viel früher bekämpft haben. Lagen Erkenntnisse, Finanzmittel und politische Netzwerke zu eng beieinander?

Bürgerinitiativen aus anderen Regionen hatten schon länger versucht, gegen unzulängliche Bahnplanungen vorzugehen, allerdings regelmäßig mit geringem Erfolg. Man ließ sich davon jedoch nicht entmutigen, und so konnten in zahlreichen Diskussionen die Ziele immer deutlicher dargestellt und formuliert werden.

Schon 2005 war eine Delegation der IG BOHR bei den Verkehrspolitischen Sprechern der im Bundestag vertretenen Parteien in Berlin zu Gast. Es folgten Gespräche der IG BOHR Vorstände beim Umweltministerium in Stuttgart, bei der Deutschen Bahn in Berlin und Frankfurt, beim Umweltbundesamt, im Innenministerium BW, um nur einige zu nennen.

Selbstverständlich wurden begleitend immer die örtlichen politischen Repräsentanten informiert und die Vorgehensweise abgesprochen. Letztendlich dürfen die Bürgerinitiativen darauf verweisen, dass sie als ernst zu nehmender Partner wahrgenommen wurden, ihre Argumente dort ankamen, wo die Entscheidungsträger sitzen.

Hervorzuheben gilt das frühzeitige Engagement des Regionalverbands Südlicher Oberrhein (RVSO). Eine vom Verband organisierte Informationsveranstaltung in Bad Krozingen hat entscheidend zur Thematisierung des Güterzuglärms beigetragen. Die Bürgerinitiativen bekamen für ihr Anliegen dadurch auch eine offizielle gemeinsame Stimme für die ganze Region Südbaden zu einer Zeit, als die Gemeinden noch längst nicht so weit waren, ihre Anliegen gemeinsam zu formulieren.

Nicht unerwähnt soll die Rolle des Regierungspräsidiums als Anhörungsbehörde bleiben. Diese Behörde ist gehalten, sowohl die vorgelegte Planung der DB-Projektbau als auch die durch Einwendungen vorgebrachten Änderungswünsche der betroffenen Bevölkerung unvoreingenommen und ergebnisoffen zu werten. Ihre Bewertung wird letztendlich dem Eisenbahnbundesamt zur abschließenden Beurteilung und Planfeststellung vorgelegt. Somit kommt dieser Behörde eine Schlüsselstellung zu. Ohne irgendwelche Wertungen vorzunehmen sei gesagt, dass sich der Eindruck einer unvoreingenommenen Betrachtung der Bahnplanung und deren Alternativen durch das Regierungspräsidium verfestigt hat.

Schutz des Schienenlärms?

Was haben die Bürgerinitiativen bislang erreicht?

Mit dem systematischen Ansatz „Gesetze ändern durch den Bundestag“ sind sie bislang noch nicht weit gekommen.

Die Regierenden wollen oder können (noch) keine zusätzlichen Mittel für den vorsorgenden Lärmschutz bereitstellen. Im Umweltbundesamt, früher ein Fürsprecher der Lärmwirkungsforschung und deren politischer Umsetzung, wurden diesbezügliche Stellen

gestrichen. Anfragen dort werden regelmäßig nicht mehr beantwortet.

Ein vor Jahren gegründeter „Interdisziplinärer Forschungsverbund“ unter der Federführung der TU Berlin, hatte in ersten Untersuchungen den krankmachenden Schienenlärm bestätigt. Seitdem ist es ruhig geworden. Es verstärkt sich der Eindruck einer konzertierten Aktion zum Schutz des Schienenlärms.

Fazit

Die Alternativplanungen im Bereich der Strecke von Offenburg bis Buggingen – mittlerweile als „Baden 21“ bezeichnet und bekannt geworden – sind eingebracht. Zigtausende von Einwendungen betroffener Bürger gegen die Ausbaupläne der Bahn liegen dem Regierungspräsidium zur Stellungnahme vor.

Bahnvorstände hatten die Prüfung der Alternativen durch bahneigene Gutachter zugesagt. Die Ergebnisse liegen derzeit für alle Planungsabschnitte zwischen Offenburg und Buggingen vor. Alle Alternativen sind technisch machbar. Der Knackpunkt sind die Kosten. Alles in allem wird der Bund wohl bis zu einer Milliarde Euro mehr in die Hand nehmen müssen. Doch relativiert sich diese Zahl wieder, wenn man die Folgekosten betrachtet und die gewaltigen durch diese Neubaustrecke zu erwartenden Gewinne der DB gegenüberstellt. Es ist inakzeptabel, dass die Bahn ausschließlich betriebswirtschaftlich plant und die volkswirtschaftlichen Belastungen, wie Immobilienwertverluste und Gesundheitsfolgekosten, über Generationen hinweg außen vor lässt.

Eine unzureichende Lärmschutzplanung könnte sich schon in zehn Jahren als Bumerang erweisen. Ist doch nachgewiesen, dass eine Nachbesserung viel teurer kommt als vorsorgender Lärmschutz. Der Kampf gegen Lärm im Allgemeinen nimmt an Fahrt auf, sowohl im Land als auch in der europäischen Union. Hier ist nachhaltiges Denken angesagt und nicht das kurzsichtige Schielen auf die derzeitige Haushaltslage. Dass die DB in äußerst rigider Unbeweglichkeit verharrt, ist nachvollziehbar. Muss sie doch im Rahmen der Privatisierung der Bahn ein positives Bild vermitteln. Da sind zukünftige finanzielle Belastungen nicht opportun. Wer verprellt schon gern Aktionäre bereits im Vorfeld?

Immer wieder hörten die Bürgerinitiativen von der Bahn:

Wir bauen alles, was der Bürger will, aber suchen sie einen, der zahlt.

Das ist nicht die Aufgabe der Bürgerinitiativen. Diese haben versucht und werden es weiter mit großer Anstrengung und beispielhaftem ehrenamtlichem Einsatz tun, die Verantwortlichen in Bund und Land von der Notwendigkeit einer menschen- und umweltverträglichen Trasse zu überzeugen.

Ausblick

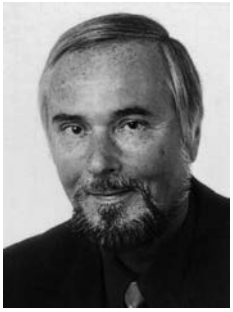
Alle Augen richten sich jetzt auf Stuttgart.

Dort wurde im Jahre 2007 die Neubaustrecke Wendlingen Ulm, verbunden mit dem Umbau des Stuttgarter Hauptbahnhofes beschlossen. Der Bund war der Auftraggeber und damit auch Finanzierer. Das Projekt war nicht unumstritten, dagegen hatte sich ebenfalls heftiger Protest entzündet. Doch da öffnete das Land BW seine Schatulle und spendierte zur Verwirklichung des Gesamtprojekts rund eine Mrd. –. Dieses Projekt trägt den Namen „Stuttgart 21“. Die Badener nahmen dies zur Kenntnis und nach dem Motto „was dem einen recht ist, ist dem anderen billig“, forderten sie ebenfalls das Land auf, sich für das Jahrhundertprojekt Rheintalstrecke nicht nur verbal zu engagieren. So entstand der Begriff „Baden 21“. In einer ausführlichen Broschüre (15) können sich alle Interessierten über das Gesamtprojekt informieren. Vorsorglich wurde diese Broschüre schon an alle maßgeblichen Mandatsträger versandt.

Nun liegt die Entscheidung in den Händen der Regierenden. Eine Arbeitsgruppe unter Innenminister Rech wird vorab die gesamte Problematik aufarbeiten. In einem Gipfelgespräch im Herbst 2008 zwischen Bundesverkehrsminister Tiefensee, Ministerpräsident Oettinger und Bahn-Vorstandsvorsitzenden Mehdorn soll der Gordische Knoten durchschnitten und der Dissonanz in Lande ein Ende bereitet werden.

Literaturangaben

1 Kolloquium Hecht (2003).
2 Vorläufige Berechnungsmethode für den Lärm an Schienenwegen (10. 5. 2006).
3 Vortrag „Leiser Verkehr“ – Lärmwirkungen (Mainz (Griefahn, Marks, Basner, 2007).
4 Gesundheitliche Schäden durch nächtlichen Schienenlärm (Masche 2006).
5 Neue Ergebnisse zur Lärmwirkung (PD Dr. C. Maschke).
6 Straßen- und Schienenverkehr (Umweltbundesamt 2006).
7 Neue Erkenntnisse zur Lärmwirkungsforschung (J. Hensel, U. Philipp-Gerlach (2003).
8 Spandauer Studie an 1718 Probanden zum Dauerlärm.
9 UBA-Lärm: Gesundheitliche Folgen erhöhter Lärmbelastung (1/2006).
10 Lares Studie (2002–03) in 8 europäischen Städten.
11 Sleep disturbance by traffic noise (J. Kaku, 2004).
12 Noise emitted from road, rail and air traffic and their effects on sleep (Griefahn, M., Marks, A., Robens, S., Dez. 2005, Zeitschrift JSV S. 129–140).
13 HYENA-Studie (J. Jarup, W. Babisch, Dhouthuijs u. a. Dez. 2007).
14 DB BahnTech 4/1997, S. 4.
15 Baden 21, die Lösung für die ABS/NBS Rheintalbahn am Oberrhein.



Anschrift des Autors:
Dr. Klaus Gumpp
Waldstraße 33
79108 Freiburg

Volker Schupp

Der Maltererteppich im Freiburger Augustinermuseum – eine Führung[1]

Renate Schupp zum 29. April 2008 gewidmet

Er scheint einem vertraut, die vier Paare in den Doppelszenen hat man oft einzeln gesehen, im Teppich eingerahmt von den beiden Vornamen Anna und Johannes, und er wird doch fremd, wenn es an die ehemalige Funktion und an die genaue Bedeutung der bekannten Figuren geht, denn dann stellen sich Unsicherheiten ein. Die Forschung hat sich schon über hundert Jahre lang mit den Figuren beschäftigt und widerspricht sich im Einzelnen, wenn es auch um die Gesamtplanung kaum Probleme gäbe, wäre da nicht das letzte Paar. Was hat Iwein mit den anderen Figuren gemeinsam und mit welcher Berechtigung kommt er auf den Teppich? Auch beim Titel des Gewebes ist man sich uneins, dabei sieht es so aus, als ob es nur eine Mode wäre, wie man ihn bezeichnen will. Sind es Minnesklaven oder Frauensklaven, die da dargestellt sind, „Böse Weiber“ oder „Weiberlisten“, wie man früher zu sagen pflegte, misogyn, wie man nun einmal war. Wir wollen am Schluss auf das Bezeichnungsproblem wieder zurückkommen und versuchen, zunächst durch fortlaufende Bildlektüre einen Eindruck vom Ganzen zu gewinnen.

Der „Maltererteppich“ war wohl als Bankbehang geplant, der verhindern sollte, dass die Rücken der Sitzenden an die Wand kamen. Knapp fünf Meter lang. Er kam aus dem Kloster Adelhausen, wo er in einer Truhe auf dem Speicher aufgefunden wurde, in das Augustiner-Museum. Die Symmetrie der Bilder scheint etwas gestört, denn die vier zusammengehörenden Paare haben links nur ein Vierpassfeld neben sich, in dem der Name Anna und das Familienwappen der Malterer untergebracht ist, rechts dagegen befindet sich vor dem Namen Johannes mit Wappen noch ein isoliertes Medaillon mit der Jungfrau und dem Einhorn.

Der Teppich ist eine Wollstickerei auf Leinen, deren einzelne Formen in den Münsterfenstern wiedergefunden werden können. Jutta Eißengarthen[2] hat eine ganze Reihe vergleichend benannt. Die Farben sind im allgemeinen gut erhalten, nur die umlaufende Rosenbordüre ist stark verblichen. Einige Schadstellen machen bei oberflächlicher Betrachtung von Reproduktionen zu schaffen. So könnte man meinen, Lunete lasse eine Spindel von der Hand hängen, es handelt sich aber um eine Schadstelle wie neben Laudines Krone.

Die Datierung erfolgt über die genannten Personen. Anna Malterer wird im Totenbuch des Katharinenklosters Adelhausen 1354 als verstorben erwähnt. Johannes Malterer, der reichste Mann in Freiburg, 1312 erstmals belegt, wird 1324 in den Rat aufgenommen und starb wohl vor 1360[3]. Eine Stiftung um 1320 wäre also plausibel. Während sich die auf dem Teppich genannten Personen insoweit verifizieren lassen, bleibt ihr gegenseitiges Verhältnis unbekannt. Anna kann nach der Forschung die erste Frau, die Schwester, Tante oder Tochter des Johannes sein.[4]

Wer die dargestellten Paare sind, unterliegt keinem Zweifel, obwohl keine Inschrift über sie Auskunft gibt.

1. Samson und Dalila,
2. Aristoteles und Phyllis,
3. Virgilius und die Tochter des Augustus,
4. Iwein und Laudine.

Die Zusammenstellung der Paare zeigt, dass eine universelle Konzeption vorliegen muss. Das erste Paar repräsentiert die biblische Welt, die Geschichte des Alten Testamentes.

Das zweite Paare gehört mit dem berühmten Philosophen Aristoteles in die Welt der griechischen Antike, deren römisches Pendant

der Dichter (und fürs Mittelalter auch Zauberer) Virgilius darstellt. Das Schlusspaar, Ritter Iwein und seine Gattin Laudine entstammen dem bekanntesten Roman des Hartmann von Aue, der um 1200 geschrieben wurde. Die beiden repräsentieren also nicht das Mittelalter (wie für uns), sondern vom Verfertiger oder der Stickerin des Teppichs aus gesehen, fast noch deren Gegenwart, allerdings in der entlegenen Romanwelt des Königs Artus. Ungedeutet bleibt zunächst die Dame mit dem Einhorn im Schoß – welchen Bezug hat sie zum Geschehen, das sich in der Dopplung der Bilder andeutet?

(Im folgenden gebe ich auch immer eine Zusammenfassung der Geschichten, aus denen die Bilder ausgewählt sind, damit man die eventuelle Veränderung durch die Bildgebung und Bildauswahl erkennen kann).

1. Paar: Samson und Dalila

Samsons Stärke hängt mit seinem Haarwuchs zusammen und schon vor der Geburt ist ihm geweissagt worden, dass kein Schermesser sein Haupt berühren soll (Richter 13,5). Auf dem Bild sieht man ihn, wie er die Kinnbacken eines Löwen auseinanderreißt. Er ist natürlich nicht von sich aus aggressiv, sondern der Löwe, aber den griff er dann an, ohne dass er etwas in der Hand hatte. Wie zur Demonstration seiner Stärke flattern die langen blonden Haare waagrecht im Wind.

Natürlich wollten seine Gegner den Grund seiner außergewöhnlichen Stärke erfahren, und sie gaben keine Ruhe, bis sie von seiner Frau das Geheimnis erfahren hatten. Sie musste es ihm in mehreren Ansätzen entlocken. „Wie kannst Du sagen, dass Du mich liebst, da doch Dein Herz nicht mit mir ist“ (Richter 16,15). Für Geld verriet sie ihn. „Sie ließ ihn auf ihren Knien einschlafen und sein Haupt in ihren Schoß legen. Dann rief sie einen Haarschneider, der schnitt die sieben Locken seines Hauptes ab.“ (Richter 16,19). Und sofort war die Stärke von ihm gewichen. Die Schilderung entspricht weder unserer Darstellung noch der zahlreicher anderer Bilder. Oft, wie hier auch schert Dalila den in ihrem Schoß Schlafenden mit einer Art Schafwollschere selber.[5] Die verderbliche Kraft der Liebe (und die verräterische Handlung durch die Frau selbst) wird bildhaft eindringlicher, als wenn sie erst ihre Leute rufen müsste. Die etwas andere Aktion der Bibel wird also als Handlung umgesetzt. Das hat nicht der Entwerfer des Maltererteppichs erfunden, er fand schon eine Bildtradition vor, die für ihn vor der schriftlichen Quelle den Vorrang hatte. Diese hat er vielleicht gar nicht erst konsultiert, denn aus der längeren und komplizierten Erzählung kam es ihm nur auf die beiden Momente an, wie Samson seine *fortitudo* unter Beweis stellte und Dalila ihre Hinterhältigkeit. Wie dann der geblendete Samson im Augenblick seines Todes, in den er seine Feinde mitnahm, die alte Stärke wiederbekam, ist hier nicht mehr relevant. Festzuhalten ist, dass der einprägsame Bildtyp „scherende Frau“ über die textgetreue Schilderung den Sieg davon trägt.

2. Paar: Aristoteles und Phyllis

Wie Samson und sein Löwe, so ist hier das zweite Bild, die auf dem alten Philosophen reitende Phyllis, durch die immer wiederholte Ausgestaltung durch Maler und Bildhauer im Gedächtnis geblieben. Der „zeltende Aristoteles“ wurde es auch genannt nach dem veralteten Wort *zelten* = beritten werden. Wie es dazu kam, dass sich der alte Philosoph dazu hergab, ist nicht so leicht zu erschließen. Das erste Bild gibt den vorangehenden Vorgang wieder, die schöne junge Frau macht dem in seiner Studierstube sitzenden offenbar einen Antrag mit Bedingung, und er geht auf ihn ein.

Von der lateinisch und deutsch verbreiteten Erzählung gibt es auch eine alemannische Fassung des 13. Jhs[6]. In ihr wird erzählt, dass der König in Griechenland Filippus zur Erziehung seines Sohnes Alexander (der später Alexander der Große wurde) den großen Philosophen Aristoteles als Erzieher anstellte. Der wollte das Kind umfassend erziehen und fing mit den Buchstaben A b c d e an. Nun hatte aber die Königin eine Jungfer, die über die Maßen schön war. Sie hieß Fillis (Phyllis). Alexander entbrannte für sie, so wurde seine Konzentration beim Lernen gestört. Sie ging auf ihn ein, und die beiden gaben sich ein Stelldichein im Park. Der Meister Aristoteles merkte, dass er

Wappen der Anna Malterer *Samson und Dalila*

deswegen mit seiner Pädagogik keinen Erfolg mehr hatte, und beschwerte sich beim König. Der tadelte die junge Frau, die ihrerseits von der Königin verteidigt wurde. Die Liebenden litten, Alexander brummte in der Schule wie ein Bär, Fillis wollte ihr Leid rächen.

Sie putzte sich heraus, auf ihr Haupt setzte sie einen Goldreif, schmal, mit Edelsteinen besetzt. Barfuß ging sie vor den Palas und pflückte angeblich Blumen bei einem Brunnen.

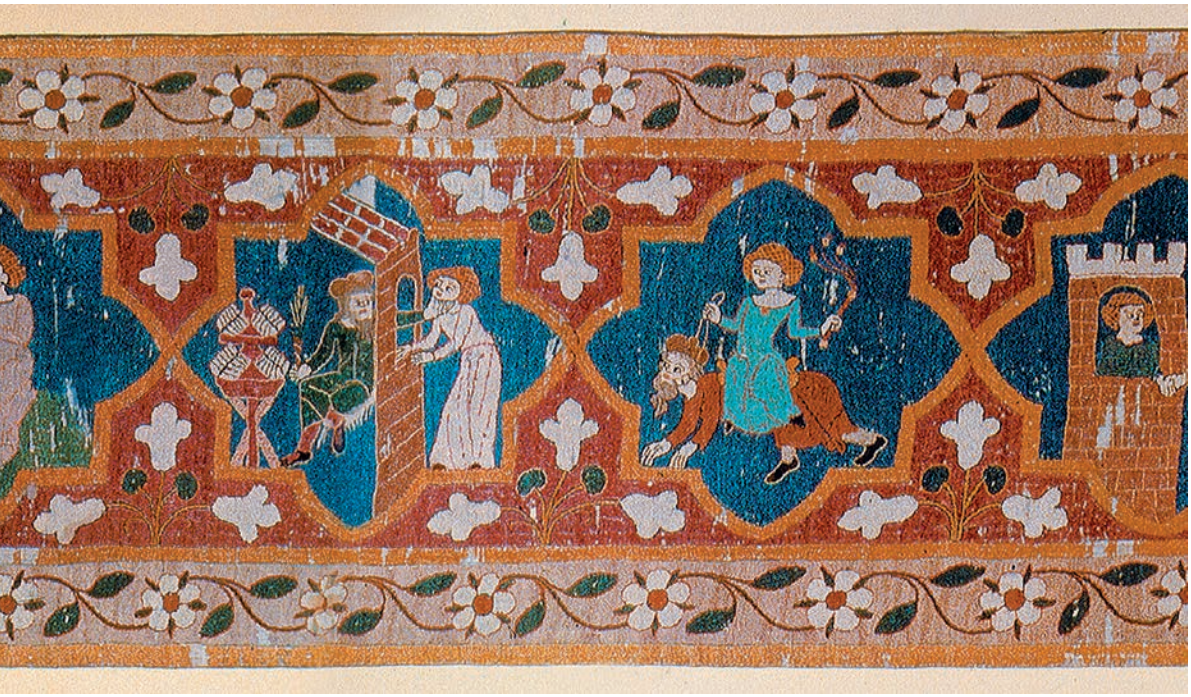
Das sah der alte Meister Aristoteles durch das Fenster. Ihm wurde heiß und kalt. Die junge Frau warf ihm eine Handvoll Blumen hinein. Er lud sie ein, bot ihr Geld für eine Nacht.

Aber sie wollte ihr Jungfernschaft nicht so einfach aufgeben und brachte ihn dazu, einen Sattel, der da gerade herumlag, auf seinen Rücken zu legen. Ihren seidenen Gürtel solle er als Zaum in den Mund nehmen und sie so in den Garten reiten lassen. So gingen die Künste der Frau über die Weisheit des alten Mannes, sie konnte den Mann hinführen, wo sie wollte. Ähnlich ging es auch Adam und Samson, David und Salomon. Aber beim Heiligen Gallus! – Nicht alle Frauen sind so – heißt es in unserer Erzählung.

Die Minne hatte Aristoteles um den Verstand gebracht, er versprach „untertänig“ zu sein. Fillis zäumte ihn also, saß auf und sang ein Liebeslied dabei. Er kroch auf allen Vieren.

Das sah dann die Königin mit ihren Frauen. Sie freuten sich. Die Reiterin aber saß ab und beschimpfte den alten Kerl, der ihr ihren Geliebten genommen hatte. Sie hatte sich gerächt. Aristoteles aber nahm seine Bücher und all seine Habe, ging heimlich aufs Schiff und kam auf eine Insel Galizia. Dort blieb er und schrieb ein großes Buch darüber, was schöne treulose Frauen alles anstellen, und dass die klugen Männer sich nur durch die Flucht vor ihnen retten können.

Das erste Bild setzt die Vorgeschichte voraus, in der Szene am Fenster zeigt sich bereits die Reaktion des geblendeten Gelehrten, der das Mädchen am Kinn grault. Das ist ein Zug, den die Erzählung nicht hat. Freilich wissen wir nicht, welche Fassung den Bildern zugrunde liegt. Ebenfalls zeigt die Frau weni-



Aristoteles und Phyllis

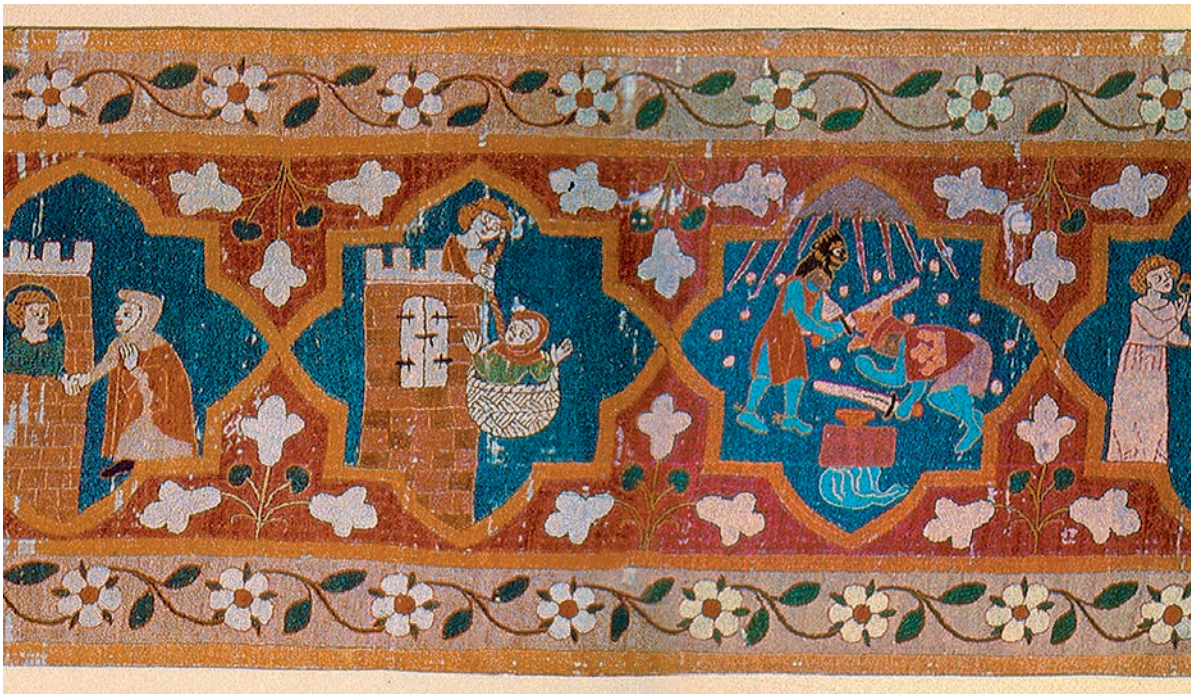
ger Haut und Reizkleidung als in der alemannischen Fassung. Aristoteles weist sich durch die Rute als Schulmeister aus und hat das Lesepult eines mittelalterlichen Gelehrten, mit Hilfe dessen er gleichzeitig in mehreren Bücher lesen, also Handschriften vergleichen kann. Aber die Buchweisheit hilft nichts gegen die Verführung des Lebens.

Im zweiten Bild läuft der bärtige Alte auf allen Vieren und hat den Zaum im Mund, den die Reiterin kräftig nach oben zieht. Dazu schwingt sie noch wie eine Domina die dreigeschwänzte Peitsche mit den schlagverstärkenden Kugeln an den Enden. Sie hat sich übrigens umgezogen. Ihr Reitkostüm ist blau. Von der Umgebung des Palas, dem Baumgarten und der spottenden Damen ist nichts dargestellt. Alles konzentriert sich nur auf die Verführung und die Erniedrigung des alten Philosophen.

3. Paar: Virgilius und die züchtige Römerin

Auf der ersten Bild des 3. Paares sieht man einen Mann sich einer Dame nähern, die von einem Turmzimmer aus dem Fenster schaut. Er hat ihre Hand gefasst und trägt einen Kapuzenmantel. Offenbar will er nicht erkannt werden. Er ist der Zauberer Virgilius, und die Dame wird gelegentlich Tochter des Augustus genannt. In unserer deutschen Überlieferung ist sie ein römische Bürgerin ohne Namen[7].

Der Zauberer Virgilius ist mit dem römischen Dichter Publius Vergilius Maro, dem Dichter der Äneis, nicht mehr identisch, sondern als Teufelsbündler zum mächtigen Zauberer geworden. In der im Mittelalter erzählten Geschichte warb er um eine verheiratete römische Frau. Als er nicht nachgeben wollte, erzählte sie es ihrem Mann. Von diesem nun stammt der Rat, sie möge ihm sagen, er sei im Zorn weggeritten, Virgilius möge diese Nacht noch kommen. Da das Haus aber bewacht sei, wolle sie ihm einen Korb herablassen, in den er sich leise hineinsetzen solle. Dann wolle sie ihm zu Willen sein. Sie tat so, wie ihr Mann gesagt hatte, und kündigte Virgilius an, sie wolle ihn hinaufziehen. Der ging darauf ein, warf nachts ein Steinchen an das Fenster. Sie



Virgilius und die Römerin *Iwein, Lunete*

ließ den Korb vom Turm herab, Virgilius setzte sich sofort hinein, und sie zog ihn drei Stockwerke hoch, aber nicht bis zu sich. Sie band ihn fest und ließ ihn außen hängen. Sie war nämlich eine reine Frau, der die Keuschheit lieb war.

Das zeigt das 2. Bild. Die Dame agiert auf den Zinnen, der Fensterladen ist geschlossen, und wie tief es am Turm noch hinuntergeht, kann man nicht ermessen. Die beide Figuren sind jeweils allein. Der einflüsternde Ehemann ist ausgeblendet und auch die Römer, die die Kunde am Morgen erfahren und, da sie es kaum glauben können, mit eigenen Augen sehen wollen. Auch der Ehemann kommt mit seinem Pferd zu ihnen, als ob er wirklich auswärts gewesen wäre, und fragt: „Wie kommt es, Virgilius, dass ihr so da hängt.“ Dem fiel nichts anderes ein, als leise zu sagen: „Es war mein Wille“. Der Hausherr bedauerte scheinheilig, dass Virgilius eine solche Schande erlitte habe, und band ihn los. Das Teppichbild konzentriert sich auf den Augenblick, in dem die Römerin Virgilius im Korb hängen lässt.

Der überlegte sich, wie er sich rächen könne. Aber wie in den anderen Geschichten, erfährt der Bildbetrachter nichts davon. Er ließ durch seine Zauberkunst in ganz Rom das Feuer erlöschen. Man konnte kein warmes Essen mehr machen und nicht backen. Die Römer gingen dann zu Virgilius und appellierten an seine Klugheit. Sie wollten auch gern tun, was er vorschlüge. Er ließ sie schwören, dass sie ausführten, was er verlangte, dass er aber weiterhin in ihrer Huld bliebe. Er forderte, dass die reiche Dame, an deren Turm er gehangen hatte, zu ihm komme. Er verlangte von ihr, dass sie sich, nur mit dem Hemd bekleidet, auf allen Vieren auf einen Stein stellte. Hinten solle sie es hochheben, und alle Leute sollten da ihre Lichter anzünden, aber keiner dürfe das Feuer dem anderen weitergeben, sonst würde es ausgehen. Die Dame weigerte sich, sie wolle sich eher töten lassen, aber ihr Ehemann ließ sie fest auf den Stein binden. Sie konnte nichts machen. Da kamen alle mit ihren Kerzen und Fackeln und holten das Feuer. Sie musste die Schande erleiden.

und Laudine *Die Dame mit dem Einhorn* *Wappen des Johannes Malterer*

4. Paar: Iwein und Laudine

Das nächste Paar – so müsste man in der Fortsetzung der Betrachtung sagen – sind bekanntlich Iwein und Laudine. Mit ihnen aber gewinnt der Teppich eine neue Note, denn die beiden sind sonst nirgends, weder vorher noch nachher unter den Minne- oder Frauensklaven anzutreffen. Sie stellen also das Problem dar und zeigen die Einzigartigkeit der Zusammenstellung.

Hartmann von Aue hat den Roman von Iwein nach Chrestien von Troyes um 1200 im Deutschen nacherzählt. Er ist im Mittelalter ein Bestseller gewesen. Man kann durchaus annehmen, dass es deswegen auch viele Bilder in Handschriften oder an den Wänden von Burgen oder Hallen gegeben haben muss. Erhalten ist davon nur wenig, nämlich zwei Zyklen mit der fortlaufenden Bilderzählung aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts, schlecht erhalten im Hessenhof zu Schmalkalden, gut erhalten, aber nur die Eingangsaventiure umfassend, in der Burg Rodenegg in Südtirol. Bilderhandschriften von Iwein gibt es nicht. Die Werkstatt Diebold Laubers in Hagenau im Elsass, die schon wie ein Verlag arbeitete, hatte auch einen nicht überlieferten „Iwein“ auf der Verkaufsliste[8]. Außer Einzeldarstellungen der Figur Iweins, die ich übergehe, existiert nur noch dieser einzigartige Teppich aus Freiburg um 1320 mit den beiden Szenen.

Im Vergleich mit den vorangegangenen Medaillons sind diese beiden geradezu übervoll. Der Betrachter sieht zwei Ritter mit blanken Schwertern gegeneinander kämpfen. Der linke mit Löwenkopfzimier ist gerade dabei, dem rechten mit einer gekröntem Helm und Schild, den tötenden Schlag zu versetzen, unter dem dieser niedersinkt. Die Sporen kennzeichnen den Löwenritter als Reiter, beim anderen sind sie wohl nur verdeckt. Vor den beiden steht eine goldene Schale auf einem Stein, unter dem Wasser hervorfließt. Das Ganze wird von einer dunklen Wolke überwölbt, aus der Blitze und schneeballgroße Hagelkörner herausfallen. Wer die Geschichte bei Hartmann von Aue nachliest, sieht, dass hier ein längerer Vorgang auf die eine Bildebene zusammengepresst wird.[9]

Iwein, auf der Suche nach Aventiure, bekam von einem Waldmenschen einen Hinweis auf eine Quelle. Aus ihr solle er mit einer goldenen Schale, die mit einer silbernen Kette an einem Baum aufgehängt sei, Wasser schöpfen und auf einen behauenen Stein schütten, der oberhalb der Quelle stehe. Iwein die Quelle und tat, wie geheißen. Darauf zogen Wolken auf und ein heftiges Gewitter entlud sich in Blitzen, Hagel und Regen. Der Wald brach zusammen, die Bäume verloren ihr Laub. Iwein fürchtete um sein Leben und bereute sein Tun. Als das Wetter wieder freundlicher wurde, da kam der Herr des Waldes, der König Askalon, zornig herbeigeritten, beschuldigte Iwein, dass er ihm das angetan hatte, und forderte ihn zum Kampf heraus. Die beiden gaben den Pferden die Sporen, verstachen ihre Speere und kämpften dann mit den Schwertern, bis die Schilde zerhauen waren. Der Kampf dauerte, bis der Fremde den König Askalon mit einem Schlag durch den Helm tödlich verletzte. Er konnte gerade noch sein Pferd wenden und zu seiner Burg zurückreiten. Iwein verfolgte ihn. Beide gelangten durch das Tor ins Innere, König Askalon hauchte sein Leben im Schoß seiner Gattin Laudine aus, Iwein, der beinahe von einem Falltor erschlagen worden wäre, fand sich in einem Raum hinter dem Tor gefangen. Aus ihm befreite ihn die Kammerzofe Laudines, Lunete, weil Iwein sie früher einmal am Hof des Königs Artus in einer schwierigen Situation unterstützt hatte. Sie gab ihm einen Ring mit einem unsichtbar machenden Stein und führte ihn heraus. Das ist der ominöse Zauberring, von dem in den Deutungen des Teppichbildes immer die Rede ist.

Wäre es dem Entwerfer um die Nacherzählung dieser Geschichte gegangen, so müsste man ihm vorwerfen, dass er trotz der Überfüllung der Szene einen entscheidenden Fehler begangen hätte, indem er die Pferde wegließ. Gewöhnlich wird der Speerkampf zu Pferd ausgetragen, und der anschließende entscheidende Schwertkampf findet zu Fuß statt. Hier musste das anders sein. Wie hätten sonst die beiden Gegner in die Burg gelangen können, die der Schauplatz des folgenden Medaillons ist? Gepanzerte Ritter gehen gewöhnlich nicht zu Fuß. Offenbar kommt es aber darauf nicht an.

Im zweiten Bild sitzt die Königin Laudine auf ihrem Thron und ringt vor dem geöffneten Mantel die Hände. Skeptisch sieht sie ihr Gegenüber an. Vor ihr steht mit Löwenwappen auf dem Schild und jetzt ohne den Helm mit dem Löwenkopfzimier der Ritter Iwein mit unsicherem Blick. Den rechten Arm hat der abgebogen. Ihn ergreift Lunete stützend. Mit ihrer rechten Hand rührt sie an einen übergroßen Fingerring mit einem roten Stein. Sie blickt erwartungsvoll auf die Königin.

Die Deutung dieser Szene im Verhältnis zu den übrigen hat das Verständnis des Maltererteppichs bis heute erschwert. Dabei sollte man meinen, es sei nichts leichter, als die Szenen des Romans, in denen Ringe vorkommen, miteinander zu vergleichen.

Die Ring-Szenen in Hartmanns „Iwein“

Die erste Szene ist bereits erwähnt worden. Iwein, in einem Raum ohne Fenster und Tür eingeschlossen, hat durch die Tötung des Königs sein Leben verwirkt. Wenn man ihn findet, wird er erschlagen. Lunete schuldet ihm Dank, und will ihn retten. Sie gibt ihm den Ring, dessen Stein den Träger durch die Berührung mit der bloßen Hand unsichtbar macht, und führt ihn in ihr Gemach (V. 1135–1211). (Auf dem Bild in der berühmten Ywain-Kammer auf Burg Rodenegg in Südtirol, steckt sie ihm den Ring an den Finger.[10]) Die Königin Laudine ist in dieser Szene natürlich nicht anwesend.

Von Lunetes Gemach aus kann Iwein die Beerdigung Askalons und die trauernde Witwe am Grab sehen und verliebt sich in sie, der er den Mann erschlagen hat. Ein Zusammentreffen mit Laudine, das Lunete arrangiert, führt zur Heirat. Kurz nach ihr kommt König Artus mit seinem Gefolge und verlangt, dass Iwein mit ihm ziehe. Laudine gewährt ihm ein Jahr Urlaub. Komme er nicht in Jahresfrist, so erwarte sie ich nicht mehr. Einen Fingerring gibt sie ihm als Unterpfand mit und ermahnt ihn, diesen ja nicht zu verlieren. Der Stein habe eine außerordentliche Wirkung, er gibt dem, der ihn trägt, Glück und Zufriedenheit, – also ein zweiter Ring mit innewohnender Zau-

„Heiratet ein Mann eine Witwe ..., und stirbt seine Frau ...“ Aus dem Oldenburger Sachsenspiegel von 1336

berkraft (V. 2940–2955). Bei dieser Szene sind die Eheleute offenbar allein.

Die dritte Ringszene resultiert aus der zweiten und aus Iweins Selbstvergessenheit und Fristversäumnis. Da er von der Aventiurenfahrt mit Artus nicht rechtzeitig zurückkommt, um seine Gattin als Regentin zu unterstützen, gilt er als Verräter. Lunete wird ausgesandt, um ihn wegen seiner Treulosigkeit anzuklagen. Vor Artus und seinen Rittern beschuldigt sie ihn des Meineides und zieht ihm den Ring vom Finger.

> *„sî* (meine Herrin) *wil ouch âne iuch genesen.*
> *und sendet ir wider ir vingerlîn:*
> *daz ensol niht langer sîn*
> *an einer ungetriuwen hant:*
> *sî hât mich her darnâch gesant.“*
> *von herzeleide geschach im daz*
> *daz erz verdulte und versaz*
> *daz sîz im ab der hant gewan.*
> (V. 3192–3199)

> Sie wird auch ohne Euch leben können.
> schickt ihr also den Ring zurück.
> Der darf nicht länger
> an einer treulosen Hand bleiben.
> Sie hat mich deswegen hergeschickt.
> Sein großer Schmerz war die Ursache,
> dass er es sich gefallen ließ und duldete,
> dass sie ihm den Ring von der Hand zog.

In dieser Szene ist die Herrin Laudine auch nicht anwesend. Sie könnte allenfalls als Auftraggeberin trauernd im Hintergrund stehen. So konnte diese Szene nach dem siegreichen Zweikampf, als Niederlage und Entehrung Iweins aufgefasst werden (mittelhochdeutsch *leit*). Und so wird der Teppich vielfach bis heute erklärt.[11]

So aufgefasst führt der Ring in die Irre. Er bringt kein Glück und garantiert nicht das rechtzeitige Einschwenken der Gedanken in den Gesamtsinn der Teppichszenen.

Die Haltung Iweins und Lunetes auf dem Teppichbild sprechen eher dafür, dass Iwein hier zum ersten Mal vor Laudine steht.

Iwein, als er noch in der Burg versteckt war, wusste, dass er eigentlich keine Chance hatte, da er seine Todfeindin liebte (V. 1654 f.), aber war von der Minne gefangen und gefesselt (V. 1637 f.). Lunete dagegen hatte die Absicht, ihn zum Herrn zu machen (V. 1787). Sie erklärte ihrer Herrin in einem langen Gespräch, dass diese wieder einen Herrn zur Verteidigung ihres Landes und ihrer Zauberquelle brauche, dass sie ihre Ehre verlöre, wenn König Artus, der demnächst kommen wolle, keinen Herrn antreffe. Iwein sei schließlich der bessere Ritter als der Unterlegene. Laudine wollte das nicht wahrhaben und schickte die Zofe weg.

Später reute sie das. Sie machte sich klar, dass Iwein in Notwehr gehandelt hatte, und stimmte schließlich zu, dass er zu ihr gebracht werde. Eigentlich konnte sie es jetzt schon gar nicht erwarten. Lunete aber täuschte Iwein gegenüber vor, ihre Herrin sei zornig.

Als er hinkam, sagte Laudine nichts und begrüßte ihn auch nicht. Iwein wusste nicht,

Aus dem Tristan-Teppich III des Klosters Wienhausen. Hochzeitsmahl.

wie er sich verhalten sollte, und sah sie schüchtern *(bliuclîchen)* an. Darauf ergriff Lunete das Wort und tadelte ihn wegen seines Verhaltens. „Ihr könnt etwas näher zu ihr rücken, meine Herrin beißt euch nicht“ (V. 2269).

Die Haltung scheint mir die umgesetzte Geste dieser Worte zu sein. Sie stützt ihn und schiebt ihn gleichzeitig näher an ihre Herrin, die noch Trauer und Abweisung zeigt. Es ist möglich, dass das Schema der Szene von Rodenegg und Schmalkalden fortlebt.[12]

Aber es fehlt bei dieser Versöhnung mit Heiratsanbahnung der Ring. Trotzdem ist dies die richtige Szene, denn die drei Szenen mit Ring passen noch viel weniger. Wer jeweils die handelnde Figur ist, war bei den anderen Medaillons nie zweifelhaft. Es war die einzige Frau gegenüber dem einzigen Mann, dem im jeweils zweiten Medaillon etwas zugefügt wurde, was er nicht wollte. Der aktive Frauentyp, ist dabei immer derselbe. Das wird akzentuiert durch die auffallende Frisur mit dem Haarnetz. (Lediglich die Dame mit dem Einhorn hat offenes Haar.) Die Frauen handeln auch immer auf ähnliche Weise:

Samson zeigt seine Stärke beim Löwen, seine Frau schneidet ihm die Haare ab und beraubt ihn so seiner Kraft.

Aristoteles ist der gelehrteste Mann, aber die Machenschaften der Phyllis machen ihn zu Gespött der Leute.

Dasselbe geschieht dem mächtigen Zauberer Virgilius, es ist die Frau, die ihn machtlos hängen lässt.

Und Iwein, der doch das Abenteuer an der Gewitterquelle bestanden und den König Askalon getötet hat, wird durch die schlaue Lunete unter die Haube gebracht.

Man könnte zwar versuchen zu erklären, die Szene mit den drei Personen sei durch Zutun des Zauberrings zustande gekommen, aber das fügte sich nicht in die übrigen Handlungen ein. Der überdimensionierte Ring kann also nur bedeuten: Es wird geheiratet. Ja noch genauer, Lunete ist die aktive Person, die hier den Iwein (wider alles Erwarten) zum Heiraten bringt.

Man muss sagen, dass der Ring an den ikonographisch ähnlichen Bildern von Rodenegg und Schmalkalden, wo die drei Personen erstmals zusammen sind. ebenso wenig vorkommt wie bei Hartmann selber. Sie haben also nicht dieselbe Bedeutung. Der Ring heißt: Es wird geheiratet. Die Szene führt zur Hochzeit. In dieser Bedeutung ist er auch sonst bekannt. Am deutlichsten beim Tristanteppich III von Wienhausen.[13] Beim Hochzeitsmahl von Marke und Isolde, wo von einem Ring im Text auch nicht die Rede ist, sieht man ihn ganz groß zwischen den Brautleuten. Ähnlich ist es in den Bildern zum Sachsenspiegel. Bei diesem Bild soll ausgedrückt werden, dass eine Witwe – sie trägt einen Schleier – heiratet. Links daneben ist sie dann gestorben, die weiteren Rechtsfolgen werden im Text genannt.[14] (Der Sachsenspiegel hat die Eigenart, die im Text genannten Rechtsregeln schriftlich und in einer zweiten Spalte in der Handschrift bildlich wiederzugeben.[15])

Das ist das eigentlich Verwirrende in dieser Darstellung auf der Teppich: Romanszenen, bei

denen Hartmann einen Ring erwähnt, sind mit der Darstellung gerade nicht gemeint, also der Ring, der unsichtbar macht und der Ring, der Iwein zuerst überreicht, dann von Lunete zur Strafe abgenommen wird. Auf dem Teppich ist eine Szene dargestellt, bei der der Ring expressis verbis nicht vorkommt; er ist als den Zeitgenossen bekanntes Zeichen für Heirat hinzugefügt worden. Die Erzählung von Hartmann braucht ihn nicht, sie hat natürlich die Hochzeit selbst:

Hie huop sich diu brûtlouft sâ,
des tôten ist vergezzen
der lebende hât besezzen
beidiu sîn êre und sîn lant,
daz was vil wol zuo im bewant,
ezn wart vordes noch sît
volleclîcher hôchzît
in dem lande nie mêre. (V. 2434–2441)

Die Hochzeit begann.
Der Tote ist vergessen,
der Lebende hat seine Stelle
und sein Land übernommen.
Das gehört nun alles ihm.
Weder früher noch später
gab es jemals ein schöneres Fest
in diesem Lande.

Diese Verse übersetzt eben der Ring in die bildliche Darstellung auf dem Teppich, wie er es auch auf dem Wienhauser Tristanteppich tut. Der große Ring gehört zum bildnerischen Code, der sprachliche braucht ihn nicht zu erwähnen.

Nehmen wir einmal an, diese Deutung der Iweinbilder auf dem Teppich ist die richtige. Man fragt sich deshalb, warum dauerte es so lange, bis man darauf kam.? Und warum ist die Romanhandlung gerade auf diese beiden Szenen verkürzt worden.

Die Beantwortung dieser Frage führt uns zu einer mittelaltergemäßeren Auffassung von Hartmanns Roman.

Offenbar hat derselbe Roman für uns heutige Leser eine etwas andere Bedeutung, und die kurzen Worte zur Hochzeit mögen dazu beitragen, obwohl sie für den Reichtum des Gefühlslebens nicht charakteristisch sein können. Für den heutigen Leser ist der „Iwein“ die Geschichte, in der der Löwenritter durch den Sieg an der Gewitterquelle die Königin Laudine und ihr Land gewann, sie durch eigene Schuld wieder verlor und neu erobern musste. Die Geschichte hat etwas Märchenhaftes, so dass der unsichtbar machende Zauberring durchaus hineinpasst.

Dem mittelalterlichen Leser, auch bevor er den Teppich kennen konnte, ergab sich aus seiner Sicht möglicherweise ein anderer Schwerpunkt, nicht unbedingt eine zynische Haltung gegenüber der Ehe. Der Roman enthielt eine zentrale, skandalöse Stelle. Dafür gibt es einen kompetenten Zeugen. Für Wolfram von Eschenbach, der das Erscheinen des „Iwein“ miterlebte, steht etwas anderes im Vordergrund als für uns. „Iwein“ ist ihm der Roman, bei dem er zuerst „Lunetens Rat“ assoziiert. „Nehmt den Mann, der den Euren erschlagen hat, der kann Euch am besten Ersatz für ihn leisten“ (P. 253, 12 ff.), so lautet der Rat in seiner Formulierung. Bei Hartmann war natürlich mehr Überzeugungsarbeit in vielen Versen notwendig. Wolfram bringt die Sache in seinem „Parzival“ sogar zweimal und lässt uns durch den Kontext keinen Zweifel daran, was er von ihr hält, nämlich nichts, „auch wenn viele solcher Luneten mit diesem Rat daherkommen“ (P. 436, 8–10). Sein Frauenideal ist die über den Tod des Geliebten hinaus treue Sigune, auch wenn sie noch nicht einmal verheiratet ist. Der Teppich aber kennt die schnell getröstete Witwe Laudine, wenn wir ihn so lesen wollen. Damit tritt Lunete, wenn diese Einsicht uns auch Mühe macht, neben die drei anderen Frauen des Teppichs.

Natürlich handeln Iwein und Laudine unter dem Gebot der Minne (Iwein V. 2055 ff.). Wolfram greift sie auch nicht an. Aber die handelnde Figur ist eben nicht die Königin auch nicht Iwein, sondern die raffinierte Kammerzofe Lunete.

Die Bedeutung der beiden Medaillons müsste also ungefähr folgende sein:

Iwein hat soeben den König Askalon, den Ehemann der Laudine, besiegt und erschlagen, Lunete aber schafft es durch ihren (unsäglichen) Rat und ihre sonstigen Machenschaften, ihn gleich mit der von ihm selbst geschaffenen Witwe zu verheiraten.

Bleibt noch der unbestimmte Titel des Teppicharrangements. Früher sprach man von den Weiberlisten. Das ist politisch nicht mehr korrekt.

Seit der Untersuchung von Friedrich Maurer über den Topos vom Minnesklaven hat sich dieser Terminus eingeführt. Als die *Causa amoris* genauer untersucht wurde, hat es sich herausgestellt, dass zwischen Minne- und Frauensklaven unterschieden werden musste.[16]

Das braucht hier nicht erörtert zu werden, weil es ja ganz offensichtlich ist, dass der Maltererteppich nicht so sehr eine Geschichte von Männern ist als von Frauen, die auch alle irgendwie in gleicher Weise aktiv sind. C'est la femme! So sind sie halt, die Frauen, mögen sie auch ihre Gründe haben.

Wenn man die Frauen des Maltererteppichs als „listige Frauen", raffinierte Weiber apostrophieren will, dann passt auch Lunete gut hinein, selbst wenn sie uneigennützige Gründe für ihre listigen Taten haben mag. Der Teppich liegt als deutende Einheit nun einmal vor, man darf auf die Motive oder Charaktere bezogen eben nicht so tief graben.

Da die Dame mit dem Einhorn unter einem Baum ein eigenes Medaillon ohne Pendant hat, wird man seine Bedeutung wohl auf alle Paare beziehen müssen. Das Mittelalter kennt aus dem „Physiologus", einer Sammlung allegorisch gedeuteter Tiere, beim Einhorn in der geistlichen Bedeutung den Bezug auf Christus. In unserem Kontext gibt das keinen Sinn, wenn auch manchmal Weltliches und Geistliches schwer zu scheiden ist. Der Baum deutet darauf hin, dass wir mit diesem Volksbuch, das das ganze Mittelalter von der Frühzeit an kennt, die Vorstellung von Wald und Jagd verbinden müssen. Das Einhorn ist nämlich so scheu und schnell, dass es niemand fangen kann. Setzt man aber eine Jungfrau (Dame) dem Tier an seinen Weg, dann läuft es gleich zu ihr hin, springet auf ihren Schoß und spielt mit ihr, oder schläft bei ihr ein. Der Jäger kann es dann fangen.[17] Die Dame braucht nicht viel zu tun, um diese Männer alle einzufangen, jeden auf seine Art. Sie schaut dabei genau so raffiniert und keck aus den Augen wie die anderen und hält sein Horn noch mit der rechten Hand fest. Die Linke hat sie zum Sprechgestus erhoben, aber was sagt sie uns wohl? –

„Immer und überall, auf der ganzen Welt schaffen es die Frauen durch ihre weibliche List, die stärksten und klügsten Männer dahin zu bringen, wo sie sie haben wollen."

Anmerkungen

1 Vor 15 Jahren habe ich bei der Beschäftigung mit Bild und Text einen Aufsatz über den Maltererteppich verfasst, der zu spezialisiert ist, um allgemein verständlich zu sein. Was zu einer Führung durch das Bildprogramm taugt, stelle ich hier dar, verzichte auf wissenschaftliche Diskussionen und Einzelangaben aus der Forschung außer in Ausnahmefällen. Dafür .verweise ich für die Literatur auf: V. S., „Skriptoralisches" zum Maltererteppich in: Vielfalt des Deutschen, Festschrift für Werner Besch, Frankfurt am Main u. a. 1993, S. 149–158. Außer den dort genannten Studien noch: Wolfgang Wegner, Die „Iwein"-Darstellung des Maltererteppichs in Freiburg i. Br.: Überlegungen zu ihrer Deutung, in: Mediaevistik 5 (1992), S. 187–196. Eine fast vollständige Literaturübersicht enthält, Sebastian Bock, Lothar A. Böhler (Hrsg.), Bestandskataloge der weltlichen Ortsstiftungen der Stadt Freiburg i. Br., Bd. V, Die Textilien, Rostock 2001, Nr. 17, S. 87–94.

2 Jutta Eißengarthen, Mittelalterliche Textilien aus Kloster Adelhausen im Augustinermuseum Freiburg; Freiburg 1985, S. 30 und Anm. 21 f.

3 Boris Bigott, Die Damen Malterer. Zur Einheirat Freiburger Patriziertöchter in den Breisgauer Adel im 14. und 15. Jahrhundert, Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land" 126 (2007), S. 19–37, hier S. 26.

4 Bestandskatalog (wie Anm. 1), S. 88.

5 Lexikon der christlichen Ikonographie, hg. von Engelbert Kirschbaum SJ, Freiburg 1968, Bd. 4, 35.

6 Hier nach Gesammtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen, hg. von Friedrich Heinrich von der Hagen, Bd. 1, Stuttgart und Tübingen 1850, S. 19–35. Neudruck 1961.

7 Ebda, Bd. 2, S. 515–524, V. 91–444. Die Passage ist aus Jansen Enikels Weltchronik herausgelöst. Jedoch ist die neapolitanische Volkssage vom 12. Jh. an auch lateinisch verbreitet. Zur Ikonographie Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, 1530.

8 Item Her Jvan u. Her Gobbin u. kunig Artus gemolt. R. Kautzsch, Diebolt Lauber und seine Werkstatt in Hagenau. In: Centralblatt für Bibliothekswesen 12 (1895), S. 108.

9 Hartmann von Aue, Iwein, hg. von G. F. Benecke, K. Lachmann und L. Wolff. Übersetzung und Anmerkungen von Thomas Cramer, Berlin 1968.

10 Volker Schupp und Hans Szklenar, Ywain auf Schloß Rodenegg. Eine Bildergeschichte nach dem „Iwein" Hartmanns von Aue, Sigmaringen 1996, Tafel VIII.

11 Das ist im Wesentlichen die Interpretation (von 1953) Friedrich Maurers, Der Topos von den „Min-

nesklaven“. Zur Geschichte einer thematischen Gemeinschaft zwischen bildender Kunst und Dichtung im Mittelalter, in: F. M., Dichtung und Sprache des Mittelalters. Gesammelte Aufsätze, Bern/München 1963, S. 182–206.

12 Schupp/Szklenar (wie Anm. 10), Tafel XI und XIII.

13 Pia Wilhelm, Kloster Wienhausen. Bd. 3 Die Bildteppiche, Wienhausen o. J.

14 Landrecht III 76 § 3. Hier sind nur ungefähr gleichzeitige Darstellungen ausgewählt. Der Ring mit Stein ist auch dargestellt auf einem Hochzeitsbild von Heinrich VI. und Konstanze (1186), S. Theo Kölzer, Kaiser Heinrich VI. Ein mittelalterlicher Herrscher und seine Zeit, In: Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst, Bd. 17, Göppingen 1998, S. 13.

15 Das älteste deutsche Rechtsbuch aus dem dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, verfasst von dem anhaltischen Ritter Eike von Repgow. – Diese Deutung darf natürlich nicht dazu verführen, den Malterer teppich für einen Hochzeitsteppich oder für ein Hochzeitsgeschenk zu halten, wie gelegentlich vorgeschlagen. In: Der Oldenburger Sachsenspiegel. Codex picturatus oldenburgensis CIM I 410 der Landesbibliothek Oldenburg. Kommentar von Ruth Schmidt-Wiegand und Wolfgang Milde, Graz 2006, fol. 85 v.

16 Rüdiger Schnell, Causa amoris. Liebeskonzeption und Liebesdarstellung in der mittelalterlichen Literatur, Bern/München 1985 (Bibliotheca Germanica 27). Hier S. 475–505. Zum Maltererteppich, S. 497, Anm. 625.

17 So im älteren bzw. jüngeren deutschen Physiologus aus dem 11. und 12. Jhs. Denkmäler deutscher Prosa, des 11. und 12. Jhs, hg. von Friedrich Wilhelm, München Neudruck 1960, S. 8 f.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Volker Schupp
Haydnweg 4
79312 Emmendingen

Leopold Ziegler:

„... irgendwie würde es schon einmal recht mit mir werden“

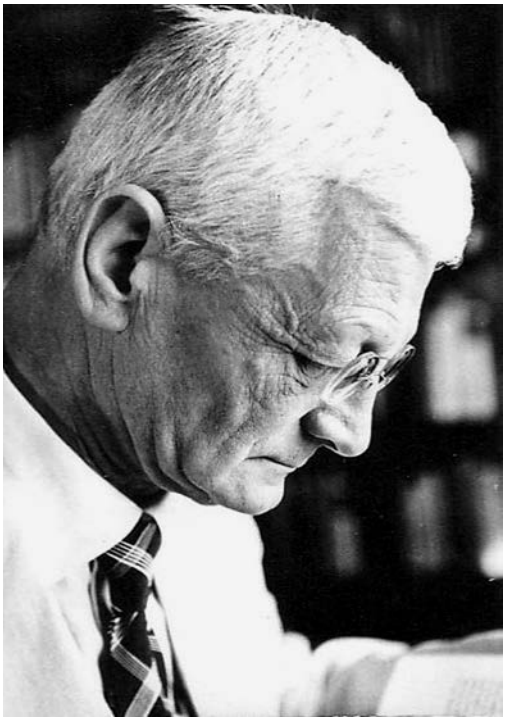
Zum 50. Todestag des Kulturphilosophen

Am 25. November 2008 jährt sich der Todestag des Kultur- und Religionsphilosophen Leopold Ziegler zum 50. mal. Ziegler, 1881 in Karlsruhe als Sohn eines Rahmenhändlers und -vergolders geboren, war einer der großen Einzelgänger und Außenseiter seiner Zunft. Nie habilitiert, vollzog sich seine literarische und wissenschaftliche Karriere außerhalb des akademischen Lehrbetriebs – mehr noch: er trotzte einer mühseligen Existenz als Privatgelehrter und einer stets gefährdeten Gesundheit ein beeindruckendes Lebenswerk ab. Daß ihm dies gelang, begründete Ziegler selbst mit der Energie, die ihm aus der Opposition gegen seine Zeit und ihre innere Verfassung zugewachsen sei. Sein Werk kann als bedeutender Beitrag zum Versuch gelten, neuzeitliches Denken mit vorwissenschaftlichen Erkenntnissen zu verbinden, die Existenz des heutigen Menschen durch umfassende Rückgriffe auf die gesamte menschheitliche Überlieferung zu erneuern.

Dabei weisen Denken und Werk Zieglers von Anfang an eine ungewöhnliche Breite auf. Einer Schrift zum Weltbild Nicolai Hartmanns, zur Architektur Brunelleschis („Florentinische Introduktion“, 1912) sowie zu Wagners Konzept des Gesamtkunstwerks folgten während des Ersten Weltkriegs, als Ziegler zu den „Geschichtsgegebenheiten Nation und Staat, Person und Gesellschaft“ vorstieß, Bücher wie „Der deutsche Mensch“ (1915) oder „Volk, Staat und Persönlichkeit“ (1917). 1920 legte er dann mit dem zweibändigen „Gestaltwandel der Götter“ eines jener epochalen Werke vor, die – wie Spenglers „Untergang des Abendlandes“, Blochs „Geist der Utopie“ oder Theodor Lessings „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“ – zu den meistdiskutierten Lektüren der Zeit gehörten, ja ihn berühmt machten. 1929 erhielt Ziegler, nach Stefan George und Albert Schweitzer und ein Jahr vor Sigmund Freud, als dritter den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt am Main, und er war der einzige Philosoph, der je vor dem Reichstag sprach.

Zwar erging im „Gestaltwandel der Götter“, worin Ziegler der Entwicklung des religiösen Bewusstseins von den griechischen Mythen bis zum Religionsverlust im 20. Jahrhundert nachging, das Wort vom „Mythos atheos“ und den „Mysterien der Gottlosen“, doch beanspruchte der Autor damit keineswegs das letzte Wort über die Religion gesprochen zu haben. Viele Leser erkannten in dem Werk denn auch eine Art verkappter Religion oder zumindest Sehnsucht nach ihr. Kam Ziegler aufgrund seiner kulturvergleichenden Studien zu der Auffassung, dass Religion „im Kern Wunsch nach Selbstvergöttlichung“ sei, stieß er in seinem nächsten Werk „Der ewige Buddho“ (1922) zu einer ganz und gar innerweltlich aufgefassten Religiosität im Sinne einer „Gottwerdung des Menschen“ vor. Das „Tempelschriftwerk in vier Unterweisungen“ (Untertitel) galt demnach dem „vollkommen selbstverantwortlichen Menschen“, der „auch sein Heil nicht mehr von irgend einem Gotte abhängig wissen mag“. Dieses Paradoxon einer „atheistischen Religion“ hatte er bereits im „Gestaltwandel“ anklingen lassen.

Nach dem wiederum zweibändigen Werk „Das Heilige Reich der Deutschen“ (1925) sowie zahlreichen Schriften zu Gesellschaft und Wirtschaft, Wissenschaft und Schule



Leopold Ziegler

wandte sich Ziegler im Folgenden dem Christentum zu, am deutlichsten mit seinen Büchern „Überlieferung“ (1936), „Menschwerdung“ (1948) und „Das Lehrgespräch vom Allgemeinen Menschen“ (1956). Der Religionsphilosoph Ernst Benz erkannte in dieser Wende ein Erschrecken über die Radikalität, Unausweichlichkeit und Erschütterung über die Folgerungen, welche sich aus Zieglers Begegnung mit Buddha ergeben hatten. Doch war Zieglers „eigener Gestaltwandel“ keineswegs konfessionell bestimmt; er gründete vielmehr auf einem integralen Verständnis von Überlieferung, dem zufolge die geistigen und religiösen Manifestationen aller Kulturen und Zeiten gleichsam nur Fragmente, Facetten und Varianten ein- und derselben Uroffenbarung darstellten und ein in der gesamten Menschheit hinterlegtes, von der Neuzeit „gleichsam verlerntes Alphabet des Weltgeistes“ bildeten. Diesen einheitlichen Besitz fand Ziegler im Gilgamesch-Epos und in den Upanishaden ebenso wie im Taote-king und in der Gnosis, bei den Propheten wie in der Kabbala, in den Evangelien wie in der Edda. Sie alle glaubte er vom selben „unterirdischen Strom derselben Überlieferung genährt und gespeist“, an den es das neuzeitliche und verwissenschaftlichte Denken wieder anzuschließen gelte. Zwar galt Ziegler in „Überlieferung“ Christus als „der letzte Gott, der alle Götter in sich vereinigt“; aber er beharrte auf einem Verständnis von „Katholizität“ im Wortsinne von „All-Umfassendheit“ – gemäß dem Sinn des Johannes-Wortes, wonach „in meines Vaters Haus viele Wohnungen“ sind. Damit hat Ziegler die Idee einer „Ökumene der Weltreligionen“ mit vorbereitet. Wie zuvor schon im akademischen Bereich, löste Ziegler mit solchen Gedanken auch innerhalb der Katholischen Kirche Distanzierung aus, sicherte sich freilich die Faszination vieler Einzelner und übte auf sie umso größere Wirkung. So etwa auf Reinhold Schneider, mit dem ihn seit Mitte der dreißiger Jahre eine enge Freundschaft verband (vgl. Badische Heimat 2008, Heft 2).

Der angedeutete intellektuelle Sicherheitsabstand Zieglers zu seiner Zeit zeigt sich in mehrerlei Hinsicht. Bereits nach dem Scheitern seiner Habilitation 1905 war er noch während des Ersten Weltkriegs von seinem damaligen Wohnort Ettlingen an den Bodensee gezogen – zunächst nach Doberatsweiler im Lindauer Hinterland, wo er zur wirtschaftlichen Absicherung zusammen mit seiner Frau ein kleines Selbstversorger-Gut betrieb; 1925 tauschte er dieses Abseits mit dem Efeuhaus am westlichen Steilufer Überlingens, das ihm ein Gönner zur Verfügung stellte. Dieses blieb ihm über drei Jahrzehnte hinweg Refugium bis zu seinem Tod im Jahre 1958.

Dieselbe Distanz wie zum gesellschaftlichen Leben bewies Ziegler in politischer Hinsicht. Ständestaatlichen Vorstellungen anhängend, machte er aus seiner Distanz zur Demokratie von Weimar wie zum Parlamentarismus generell kein Hehl, ging freilich auch zum Dritten Reich, das er als Gegenreich verstand, frühzeitig auf Distanz. Das vertiefte Abseits und die verminderte Wirksamkeit, die ihm durch den Nationalsozialismus auferlegt waren, konnte auch ein Neuanfang unter veränderten Vorzeichen nicht wirklich wieder ausgleichen. Wohl brachte ihm die Nachkriegszeit noch manche Aufmerksamkeit und Anerkennung – so 1956 den Bodensee-Lite-

raturpreis der Stadt Überlingen – doch im Laufe der fünfziger Jahre fiel Ziegler zusammen mit den Vertretern einer konservativen Kulturphilosophie mehr und mehr einem grundlegenden Paradigmenwechsel zum Opfer. Im Zeichen aktueller Fragestellungen jedoch – wie etwa der Renaissance der Religion(en) bzw. eines neuen Atheismus oder der Forderung nach einem Weltethos in Fragen globalisierten Wirtschaftens – kommt seinem Werk wieder aktuelle Bedeutung zu.

Manfred Bosch

Die „Badische Heimat" erinnert an den bedeutenden Philosophen durch einen Auszug aus dem ersten Teil von „Mein Leben", worin Ziegler auf lebendige und eindrucksvolle Weise Einblicke in seine prägende Herkunfts- und Bildungswelt gibt. Der Text ist dem Band „Dienst an der Welt" (1925) entnommen; für die Genehmigung zum Abdruck dankt die „Badische Heimat" der Leopold-Ziegler-Stiftung, die sich bemüht, Zieglers Werk in Erinnerung zu halten und neu aufzulegen (siehe das Verzeichnis am Ende des Beitrags). Die Badische Landesbibliothek, die den Nachlass Zieglers verwahrt, widmet ihm zusammen mit Reinhold Schneider vom 15. Juli bis 31. Oktober 2008 im Foyer eine kleine Ausstellung.

Leopold Ziegler: Mein Weg hinab

„Dieses Leben – dein ewiges Leben"

Nietzsche

Denk' ich zurück an meine Herkunft, so erscheint mir vor allem der Umstand von Bedeutung, daß ich keinem Haus mit geistigen Überlieferungen entstamme. Mein Vater war Kaufmann, mein Großvater von Vaters Seite vielleicht was Besseres, nämlich Handwerker, – Handwerker zwar von Geschick und Geschmack, mit einem Stich ins Kunsthandwerkliche. Er sei als junger Bursche (wird erzählt) vom Schwäbischen nach Karlsruhe eingewandert, seines Zeichens ein Vergolder. In der hübschen Hauptstadt Badens hat er das ansehnliche Geschäft auf der Langen Straße gegründet, dem mein Vater nachher vorstand. Wie gesagt, war dieser selbst schon kein Handwerker mehr, wenigstens besitzt meine Familie von ihm kein so tüchtiges Stück kunstgewerblicher Handfertigkeit wie von meinem Großvater. Indes haftet mir der kleine Zug, daß er sich nicht gern Kaufmann, viel lieber Vergolder nennen hörte, – und dies, obgleich er, was die im Hinterhaus betriebene Herstellung von Bilderrahmen angeht, die Arbeit seiner Leute nur überwachte. Ich bin geneigt, den Umstand, daß ich weder von Gelehrten noch Beamten abstamme, überwiegend als Vorzug zu buchen, just weil ich mir über die Erschwernis völlig klar bin, die daraus für meine Erziehung erwachsen ist. Mein geistiges Leben blieb länger ungeweckt, als sonst wohl der Fall gewesen wäre: dafür blieb ich länger Kind, ein zärtlich-verzärteltes Muttersöhnchen. Vor allem aber war niemand, der mich in eine Richtung gestoßen hätte, und ganz allein mußte ich, durfte ich mich zu mir selber tasten. Und welch ein dummer, dumpfer, tumber, unaufgeschlossener, traum- und saumseliger Bursche muß ich gewesen sein, damit ich gleich in der untersten Klasse des Gymnasiums sitzen bleiben konnte. Ich schrieb nie dagewesene Klassenarbeiten in Latein. Einfachste Vorgänge blieben mir durchaus dunkel. Wenn der rotbärtige Lehramtspraktikant frug: Habt ihr's kapiert? – dann frug ich mich wohl schüchtern: Was ist das für ein Ding, „kapiert"? In meiner Blödheit kapierte ich nichts, nicht einmal, daß man kapieren müsse … Erklärlich, wenn besagter Lateinlehrer meinem Vater wohlmeinend anriet, er solle seinen Sohn aus dem ehrwürdigen Gymnasio Wendts beizeiten herausnehmen und in die damalige Real-, später Oberrealschule stecken: ich tauge höchstens wohl zum Kaufmann. So ward ein weittragender und verantwortlicher Wechsel der Bildungsanstalt allzu leichten Herzens vorgenommen und dadurch eigentlich späterer Berufswahl eigenmächtig vorgegriffen; zum zweiten Mal besuchte ich die Sexta, jetzt ohne unüberwindliches Latein. Damals kam mein Leben auf ein falsches Gleis, und heute noch neide ich dem „absolvierten" Pennäler seine Humaniora, ich weiß nicht, ob mit oder ohne tiefere Gründe. Auch gesellschaftlich fühlte ich mich heruntergesetzt unter fast lauter Kleinbürger- und

Arbeitersöhnen. Abstoßende Gewohnheiten, rohe Sitten, häßliche Sprache, ungepflegte Körper verletzten mich. Und was in der Tat eine Gefahr hätte sein können und wohl auch gewesen ist, – diese Jungens waren, der Teufel mochte wissen woher, im Besitz von allerlei „Aufklärungen“, nach denen ich bis dahin kaum lüstern gewesen war …

Ein Lichtblick, daß ich in der neuen Schule gleich Klassenerster wurde, und dies einstweilen auch blieb, bis in Untertertia die böse Mathematik begann. Sonst muß ich die Schuljahre wie so viele andere Männer mit mir als Zeit knabenhafter Leiden betrachten. Die Lehrer mochten meistens mich nicht und ich zur Vergeltung sie nicht; etliche gaben ihre Überlegenheit, ihre Abneigung dadurch unverhohlen zu verstehen, daß sie mich bei passenden Anlässen hänselten oder höhnten („das Bübchen mit seinem Püppchengesicht“, wie oft mir diese wirklich „geflügelten“ Worte in der Turnstunde zugeschnarrt wurden von einem feldwebelhaft aufgeblasenen Menschen des Spitznamens Seppel, dem mein kindliches Persönchen augenscheinlich stark wider den Strich ging …). Unter den Kameraden fühlte ich mich auf mich selbst gestellt; kaum einer, der mir zu vertraulichem Umgang zugesagt hätte. Dreizehnjährig verlor ich den Vater, nach langwieriger, hoffnungsloser Erkrankung, Beute derselben Tuberkulosis, die bei mir mit sechsundzwanzig tückisch ausbrach. Um jene Zeit trat mir ein Lehrer menschlich näher, dem ich lebenslang warmen Dank schulden werde, obschon er in meiner Klasse nur ein einziges Jahr unterrichtete. Es ist Karl Heimburger, damals Führer der badischen Demokraten, nachher Vizepräsident der Zweiten Kammer, ein Politiker nicht hohen Stils, aber gewissenhaften Charakters, opferwillig und echt, treu und sauber. Er blieb mir die ganze langweilige Schulzeit über zugetan als der ältere und männliche Freund, dem ich das manchmal schier berstende Herz ausschütten durfte, und von dem ich mich verstanden, ja geachtet fühlte. Bei derlei Ausbrüchen zeigte er sich liebevoll und gütig. Insonderheit wußte er des Ungebärdigen Entrüstung wohltätig zu dämpfen über die Behandlung von seiten des Direktors, dessen Zorn schlechthin keine Grenzen kannte, wenn ich ihm in meiner übergroßen Kurzsichtigkeit und Geistesabwesenheit begegnet war, ohne zu grüßen. Diesen polternden Bonzen habe ich mit der hellen Inbrunst gehaßt und verachtet, die nur Knaben und Frauen kennen; in mir kochte das mehr als lebendige, leidenschaftliche Temperament der Mutter … Heimburger jedoch war begabt, beinah’ darf ich schon sagen: begnadet mit jener gutlaunigen und gemütvollen Schalkheit, die unwiderstehlich entwaffnet und entspannt, und manche hochtrabende, ja verzweiflungsreiche Szene endete so in einem erlösenden Gelächter. Der Alte, wenn er auch knurrt und faucht, er ist vielleicht gar kein so boshafter Teufel, wie du meinst. Ein bißchen untergeordnet, es ist wahr, und aus diesem Bewußtsein heraus im Übermaß erpicht auf die Bezeugung der ihm als deinem „Vorgesetzten“ (hier haben wir den Militarismus in der Schule!) anstehenden Ehren … Man sieht, dieser behagliche Tröster verstand sich auf das beste Geheimnis der Erziehung, – er nahm unsere Jugend ernst. Was er uns jungen Leuten seines näheren Umgangs an geistigen Gerichten sonst auftrug, war schmack- und nahrhafte Hausmannskost und mit allen den alemannischen Humoren gesalzen und gewürzt, die uns Südwestdeutschen seit unserem wackeren Hebel so innig teuer sind: etwas anderes als das laue Spülicht, das gewisse Oberlehrer täglich neu aufwärmten. Noch in zweierlei Betracht übte Heimburger bestimmenden Einfluß auf mich aus. Er lieh mir mit fünfzehn Jahren Schopenhauers Schrift über die Willensfreiheit; er bestärkte mich (vielleicht unabsichtlich) in einer angeborenen Abneigung gegen alles Militärische. Da ich in jenem Alter entschiedener Pessimist war, der an sich selbst heftig litt und die Menschen, dieses Pack, aus Herzensgrund verachtete, so mußte Schopenhauer in mir mächtig einschlagen und zünden. Was aber meinen instinktiven Antimilitarismus, wo nicht Pazifismus anlangt, scheint er mir eine Erbschaft oder Beeinflussung von Vaters Seite her zu sein. Wenigstens entsinne ich mich noch recht gut, wie mir mein Vater auf meine Frage, was denn die Buchstaben O W N S selbviert oben auf dem Kasernendach zu bedeuten hätten, scherzhaft die

Antwort gab: O werde nie Soldat! Aus manch anderen Äußerungen meines Vaters, die mir haften blieben, glaub' ich schließen zu müssen, daß dieser Scherz halbwegs auch mit Ernst gemischt war.

Deuchten mir Schule, Unterricht und Lehrer somit nicht gemäß, – was war nächstliegender, als daß ich meine geistigen Gewichte frühzeitig außerhalb suchte. Schopenhauer und die Philosophie wurden schon erwähnt; man wird sich nicht wundern, ihnen beiden bald Wagner und die Musik zugesellt zu finden: hier begann die Stimme der Generation zu sprechen. Zwar knüpft sich mein erster bewußter Eindruck musischer Art an eine Vorstellung der Zauberflöte. Aber für Mozarts lichte Menschlichkeit war ich noch lange nicht zu haben, und so ward dieser Eindruck unermeßlich überboten durch eine Lohengrinaufführung unter Mottl. Die Karlsruher Oper, man darf nicht sagen das Karlsruher Theater, galt in den neunziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts mit Recht als eine der vorzüglichsten in Deutschland. Ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen wirkten neben Mottl, unter ihnen der hoffentlich auch in Bayreuth noch nicht vergessene Fritz Plank, gestaltlich allerdings ein Dickbauchbuddha, gesanglich und darstellerisch jedoch in gleicher Künstlerschaft der Tragik wie des Humors, der Dämonie wie der Komik mächtig und an plastischer Kraft allem überlegen, was ich sonst auf der Bühne sah, – unstreitig einer vom Geschlecht der Schnorr und Niemann. Ah, es gab da um die Jahrhundertwende drei oder vier Abende, mit Tristan, mit der Walküre, mit Siegfried, mit den Meistersingern (einmal sogar mit Carmen, eine prachtvolle Italienerin in der Titelrolle, die unsern sehr begabten Don José einfach hinriß), – Abende, die nahe an theatralische Vollkommenheit der Darbietungen reichten. Ein Orchester, das unter Mottls Zauberstab in der gesunden, frischen Sinnlichkeit der Wiener Rasse frühlingshaft aufblühte wie eine Maienwiese, die mit ihren tausend Blumenglocken vom Wind in tausend zart melodische Farbenspiele gewiegt wird; eine Szene voll selbstvergessenen Zusammenspiels, Ineinanderspiels der Gebärden und Gesänge, bei allem entfesselten Gewoge stets gebändigt bleibend und die Linie der Schönheit, ja der Anmut niemals übertretend … (das Unerfreuliche, ja Unmögliche versank oder wurde übersehen). Hier, wie in den allwinterlichen Orchesterkonzerten, wo ich Beethoven, Schubert, Berlioz, Bruckner und in Mottls letzter Zeit Bach, viel Bach zu hören bekam, musizierte die naive Liebe zur Musik, die so gar keine Umstände macht und von keinerlei Nebenabsichten störend beschwert scheint. Wie hätte man sich in dieser musikalisch so herrlich erwärmten Temperatur Wagners erwehren können, Mottls unbedingtem Abgott? Wer jung war oder doch wenigstens jugendlich, der durfte die mühsam verhaltene Ekstatik seiner Jugend im Theater entbinden, jene vom öffentlichen Leben der modernen Gesellschaft längst nicht mehr genährte, nicht einmal geduldete, ja schließlich überall verdrängte Ekstatik, die glückhaftere Zeiten und Rassen in kultischen Feiern, religiösen Festen gewaltig entluden. So wurde mir diese Art Theater ein Stück heiliges Eleusis und in den gehobensten Augenblicken jedenfalls etwas Höheres als Bayreuth, – nämlich ein Bayreuth ohne bayreuther Gesindel, ohne das halbverrückte Gestammel der Wagnerianer, ohne die schwüle Brunst der Wagnerianerinnen und ohne deren sehnendes Geschmachte … Daß dieses ungriechische Eleusis der ungeheuern Gott- und Welthintergründe demetrisch-dionysischer Heilsfeiern und Heilsweihen durchaus entbehrte und eben darum seiner unerläßlichen metaphysischen Rechtfertigung, daß die Tragödie Wagners bestenfalls eine Hygiene, nie aber ein Sakrament, nie eine Religion bedeuten konnte, dieser schlüssige Einwand kam mir erst zehn Jahre später, als ich mich im Theater Wagners zu langweilen begonnen hatte und mir bestürzt die Frage vorlegen mußte: wie ist das möglich? Der Jüngling von damals indes ließ das Theater ohne Vorbehalt als stellvertretendes Eleusis gelten. Noch unreif und darum unbelehrt über das Unstatthafte, sich ohne innere Widerstände hinzugeben, empfand er als Wohltat, ja als Wollust ohnegleichen, auf solche Widerstände vollkommen zu verzichten und in der tönenden Woge voll zauberischen Wohl- und Mißklangs zu ertrinken.

So genoß ich hier auf meine Weise eines tiefen Glücks in jenen kaum an Glück sonst

ergiebigen Jahren, wo sich der Kelch des Lebens durstig öffnet, um Tau und Sonne zu saugen, und wo man bei uns die Jünglinge hinter Schulmauern sperrt, damit sie sich rechtzeitig auf die Fron ihrer späteren Berufe vorbereiten. Ich aber erschien nach dem Aufschwung solch berauschter Abende Montag morgens zerschlagen, mißlaunig, überreizt und angewidert in der Physikstunde, deren mathematische Formeln ich mir fast ebensowenig geistig anzueignen vermochte wie früher die Stammzeiten lateinischer Verben. Von diesem ganzen Hokuspokus mit Logarithmen und Kotangenten verstand ich nichts und wollte nichts verstehen. In meinem unerträglichen Hochmut hielt ich das gerade gut genug für die andern, die an meinen theatralisch-musikalischen Exaltationen keinen Teil hatten und haben konnten. Ich war Eingeweihter, – sie standen im Vorhof gepfercht wie Opfervieh, für sie waren Fallgesetze und barometrische Höhenmessung eben recht. Die Schule entglitt mir immer mehr und ich der Schule. Die Kameraden waren mir, wofern ich sie nicht geradezu mißachtete, um so gleichgültiger, als ich endlich einen Freund, zeitweilig sogar den Freund gefunden hatte: Karl Hofer, den Maler, der damals noch im Kontor der Müllerschen Hofbuchhandlung arbeitete. Durch Hofer, der seine Rettung vor untergeordneter Schreibarbeit noch leidenschaftlicher, noch verbissener betrieb, als ich meine Erlösung von der Schule und den vermaledeiten „Schiffern“ herbeisehnte, erhielt mein Hang zur Philosophie und Musik ein wohltätiges Gegengewicht. Viel weniger verstiegen als ich selber, mir an Jahren und Einsichten, an Willenskraft und an Begabung fraglos überlegen, erschloß mir Hofer eine bisher fremde Welt, in der ich jedoch zu meiner Freude sehr bald Fuß faßte. Hier trat mir der Maler als schlechthin dämonisches Element entgegen, von einer unterbewußten Bildervorwelt, Bilderurwelt unheimlich verzaubert und behext: aus tiefsten Schichten, ältesten Schächten der Menschenseele aufsteigend, gibt sie beklemmende Kunde von einer Vergangenheit, die sonst nur noch in Träumen vom Spiegel des Bewußtseins aufgefangen wird; – mit Mombert zusammen war Hofer (und ist jetzt erst recht) der vollkommenste Träumer, nicht apollinischer, sondern dionysischer, ja demetrischer Abkunft, den ich in heutiger Umwelt kenne … In meiner väterlichen Vergolderei konnte mir das Bilderwesen als solches nun zwar nicht ganz unbekannt bleiben; noch heute wäre es mir ein leichtes, die Bilder zu nennen, vor denen ich andächtig als Knabe halbe Tage auf den Knien rutschte. Seither waren jedoch Jahre vergangen, als ich Hofer kennen lernte, und was den Ausschlag geben mußte, – man hatte daheim der alten Richtung angehangen. Die Lehrer der Karlsruher Akademie, die Schönleber, Keller, Hoff, Baisch gingen in meines Vaters Geschäft täglich aus und ein, und ihre Namen hörte ich immer wieder von neuem mit Verehrung nennen. Wohl schwirrten auch gelegentlich andere Namen wie Lessing, Schirmer und sogar Feuerbach durchs Zimmer. Aber der unbestrittene Meister war doch Makart und nächst ihm, wie billig, der „Makart Karlsruhes“ Ferdinand Keller. Hofer dagegen gewann den rückständigen Freund im Handumdrehen für Klinger und Stuck, Thoma und Böcklin, bedingterweise sogar schon für Marées und für die französischen Impressionisten. War seit dem Tag meiner Einsegnung mein ausgesprochenes Lieblingsbuch Chamberlains Richard Wagner, so trat jetzt Muthers Geschichte der modernen Malerei, von Hofer mir ins Haus gebracht, erfolgreich damit in Wettbewerb. Und wenn wir zusammen an Sonntagabenden die Oper besuchten, versäumten wir am Vormittag nur selten die Kunsthalle, wäre es auch nur, um im Eilmarsch an den goldigen Wänden der alten Deutschen stumpfsinnig vorbeizustampfen und eine Weile vor Feuerbachs Gastmahl, späterhin vor Böcklins Armut und Sorge zu verharren: dann aber sprudelten wir los in endlos gesprächigem Geplätscher, unerschöpft und unerschöpflich, wie der Trieb zur Mitteilung, der ewig menschliche, selber … So sind Schopenhauer, Wagner, Böcklin die Sterne jener ersten Jugend gewesen, die zeitlich zwischen dem Knabenalter und den Jünglingsjahren gelegen ist. Welche instinktiv waltende Folgerichtigkeit ich mit dieser anscheinend zufälligen Wahl bewies, konnte ich freilich damals noch nicht durchschauen. Die Leidenschaft aber, mit welcher ich mich auf alle diese Dinge warf, würde mich buchstäblich aufgezehrt haben, wenn sich die gesunde Natur

nicht mit einem drastischen Mittel zu helfen gewußt hätte. Mit Siebzehn erkrankte ich schwer. Ich mußte nicht nur der Schule auf Monate fern bleiben, sondern auf lange hinaus das übertriebene Geschwelge in allerlei Gefühlen und Gesichten unbedingt meiden.

Als ich der obersten Klasse angehörte, las ich zufällig die Anzeige eines Privatissimums, welches der Professor der Philosophie Arthur Drews über Hartmanns Erkenntnislehre hielt. Meiner sofort übermittelten Bitte, trotz meiner Eigenschaft als Mittelschüler daran teilnehmen zu dürfen, wurde freundlichst stattgegeben, und so erschienen denn Hofer und ich allwöchentlich bei dem Philosophen, um gleichsam die Elemente dieser Grundwissenschaft zu erlernen. Bei meiner raschen und unbedenklichen Art war es nicht weiter zu verwundern, daß ich mich jetzt ebenso heftig Hartmann zuwendete wie vormals Schopenhauer. Schließlich brauchte ich von dem, was mir bei Schopenhauer teuer war, hier nichts aufzugeben; was dazu kam, war eine viel größere Eindeutigkeit und Genauigkeit, wie sie der von Hartmann begründete transzendentale Realismus zuließ. Der zentrale Gedanke des Unbewußten schien mir sozusagen selbstverständlich, und der höhere Sinn des kantischen Kritizismus und Apriorismus war mir noch viel zu unzugänglich, um mich in Ansehung einer ontologischen Metaphysik stutzig zu machen. Bald nahm ich unter der Anleitung Drewsens die systematischen Schriften Hartmanns der Reihe nach durch, und noch vor dem Abgang von der Schule stand mein Entschluß fest: nach bestandener Reifeprüfung gedachte ich einige Semester bei Drews zu studieren und mich derweil auf meine Ergänzungsprüfung im Latein vorzubereiten, ehe ich die Universität bezog. Da in meinem Leben nun doch schon einmal alles von der Regel abwich, war es nur folgerichtig, daß ich auch meine Hochschulzeit so regelwidrig wie nur möglich verbrachte […].

Ehe ich die Technische Hochschule meiner Vaterstadt verließ, um nach Heidelberg zu übersiedeln, hatte ich meine beiden ersten Schriften verfaßt, eine Metaphysik des Tragischen, deren erstes Konzept ich noch als Schüler der ersten Klasse in ein sogenanntes Allerleiheft eintrug, und ein Wesen der Kultur. Wie auch die erste Produktion eines Denkers beschaffen sein möge, – sie wird unvermeidlich ein Ausdruck seiner Wesensart sein und insofern ein Urteil, das er über sich selber fällt. In einem gewissen Sinne schreibt man ja immer nur sein erstes Buch. Mann kann es, man soll es auf vielfach aufgehöhter Ebene der Ich- und Weltstufung immer und immer wieder schreiben, aber man kann es so wenig anders schreiben als sein einmal angetretenes Leben anders leben, – hier schließt sich jede Wahlfreiheit von selber aus. Was mich betrifft, fand ich mich mit Achtzehn oder Neunzehn dem Problem des Tragischen gegenüber: was nun allerdings, wie man mir zugestehen wird, vieles und vielerlei heißen kann. Die Frage ist, was es bei mir hieß. Es hieß, daß ich der Gegebenheit des Leidens, die sich mir vor anderen Gegebenheiten eingedrückt zu haben scheint, einen metaphysischen und vielleicht eher noch einen religiösen Sinn abzuringen trachtete. Wie einfältig und wie unfertig sich das Büchlein nach zwanzig Jahren ausnimmt, wie kindlich, ja wie schülerhaft es Hartmann und hartmannsche Metaphysik umrankt, – in einem Betracht steht es dennoch gerad und fest auf seinen eigenen Beinen. Es läuft nicht hinter einem Problemchen her, welches seinem Urheber Bücher oder akademische Lehrer gestellt hatten; mit hoher Eindeutigkeit war es mir vom Leben selbst gestellt. Dieser Urheber litt an sich, am Leben, an der Wirklichkeit, und so suchte er sein Leiden irgendwie als ein Gesetz zu begreifen. Und er sagte sich folgendes. Jedes Lebendige wird leiden müssen, weil es nur ein Einzelnes ist, abgesprengt vom Ganzen. Zutiefst ein individuiertes Wollen, wird es genau im Maße, als es sich selber steigert, wider das totale Wollen oder doch auf dessen Kosten „wollen“ müssen: der tragische Mensch aber ist nur der Grenzfall des Menschen überhaupt, nämlich der Mensch äußerst gesteigerter Eigenwilligkeit und Selbstbejahung, eine Ballung, eine „Dichtung“ ganz besonders starker Welt- und Lebenskräfte. Als Träger vitaler Energien nicht nur von seltenster Heftigkeit, sondern obendrein von unvergleichlicher Bestimmtheit, Eigengerichtetheit, ja Starrheit, treibt der tragische Mensch mit Notwendigkeit zum Widerstreit mit gegensinnigen Daseinsmächten. Sein

überspannter Einzelwille prallt zusammen mit dem herausgeforderten Gesamt- oder Gesellschaftswillen, – er kämpft, sucht sich in Kämpfen zu behaupten, unterliegt und geht unter. Das Tragische, das ist der Versuch des Einzelnen zu maximaler Selbstbehauptung durch maximale Selbststeigerung, und so in letzter, kaum zu erahnender Konsequenz zugleich der Versuch seiner Selbstaufhebung und Selbstvernichtung. Das Leben will in seiner untersten, unbewußten Schichtung – man sieht, wie nur ein Adept des Unbewußten jene Studie schreiben konnte! – seine eigene Überwindung, will Leiden, will Untergang, will Tod: das ist sein Sinn *sub specie* des Tragischen, das ist sein „dionysisches Geheimnis". Im Grunde tastete ich also mit einer gewissen Verwegenheit, ob auch immer noch durchaus unsicher, nach dem tragischen Urphänomen der Welt, welches ich seither mit wachsender Klarheit als das religiöse Urphänomen der Welt zu erkennen glaube. Gewiß kam alles dieses in einem mit Fremdwörtern ungeschickt überladenen Stil ungeschickt genug heraus, ohne jene Gewähltheit der Worte und Begriffe, die für solche kitzlige Fragen nun einmal unerläßlich ist. Stark befangen in der Passion des Lebens, – einer neuen Tragik, wie man wohl gesagt hat, – widmete ich mein annoch unflügges Denken der Passion des Todes, einer alten und vielleicht sogar verjährten Tragik: und stieß damit, wer übersähe es, auf den christlich geschürzten Knoten der Welt. Freilich setzt diese meine Christlichkeit ein volles Halbjahrtausend vor der Geburt des synoptischen Herrn ein, und was am Ende noch mehr zu bedenken wäre, – nicht gerade bei den Juden, sondern bei den Griechen. Wenn schon unvermeidlicherweise irgendwie Christ, vom Leiden und des Leidens ewiger Gegebenheit inspirierter, war ich doch instinktiv Heidenchrist, nicht Judenchrist (wie zum Beispiel Luther). Dies Heidentum, heute meinen Zeitgenossen, wofern sie überhaupt mir Beachtung schenken, ein Anstoß und Ärgernis, es war jedenfalls also von Jugend auf nicht meine Wahl. Wenn ich jedweden Verständnisses für das Christentum tatsächlich bar bin, wie mir das Urteil dieser anscheinend so gläubigen Epoche gern vorwirft, dann liegt mir dieses, mit Verlaub gesagt, von jeher im Geblüt: ich kann einfach nicht anders. (Es gab Zeiten, vielleicht nicht ganz auf der Höhe dieser unsrigen, da es für eine höchste Tugend galt, so zu wollen, wie man kann, und das zu wollen, was man kann …) Im übrigen möchte ich bei dieser Gelegenheit meinen allerchristlichsten Landsleuten doch noch die Frage entgegenhalten dürfen, ob der Vorgang Goethes und Nietzsches immer noch nicht ausreichend gewesen ist für die Erkenntnis, daß die Bezeichnung Heide unter Umständen das Gegenteil eines Einwands, vor allem das Gegenteil einer Beschimpfung sein kann. Liegt hier zum mindesten nicht – ein Problem vor? Eine Nuß, die man knacken, ein Knochen, den man beißen muß, um zum Kern, zum Mark zu gelangen?

Auch die andere jener beiden Jugendschriften, die den heute ominösen und odiösen Titel „Wesen der Kultur" führt, und mit deren Manuskript in der Tasche ich nach Heidelberg übersiedelte, kam in gewisser Hinsicht aus der Gegebenheit des Leidens. Seit ich zurückdenken konnte, hatte ich mich im Widersatz zu meiner Zeit empfunden, die ich in allen ihren Kundbarmachungen wie Öffentlichkeit, Staat, Wirtschaft, Geselligkeit, Sitte, Lebensführung, Wissenschaft, Kunst und Geschäft – und war nicht längst alles mehr oder minder nur Geschäft? – ehrlich verabscheute. Wenn ich mir Rechenschaft von dem Charakter meiner Zeit zu geben suchte, empfand ich mit schmerzhafter Deutlichkeit, daß es ihr an jenem einheitlichen Stil ihrer vitalen Äußerungen gebrach, den man bisher als Kultur bezeichnet hatte. Dies wurde mir besonders augenscheinlich durch den Vergleich, den ich unwillkürlich mit jenem Deutschland vor hundert Jahren zog, in dessen lebendig belebter, ja beglückender und besonnter Luft ich mich inzwischen immer wohler hatte fühlen lernen. „Inzwischen" sage ich, – und das heißt natürlich: seit meiner allzu leidenschaftlichen Hingabe an Schopenhauer und namentlich an Wagner; ich war nun gleichsam aus dem feuchten Treibhaus künstlich erzeugter und darum auf die Dauer erschlaffender Tropenwärme an die freie Luft getreten, die ich mit vollen Zügen atmete und atmete. Noch stand ich der statuarischen Erscheinung deutscher Klassik einigermaßen fremd und

befangen gegenüber. Was Goethe anbetrifft, waren mir im wesentlichen Götz, Werther, Clavigo, Egmont, erster Teil Faust zugänglich, will sagen die Dramen diesseits Roms; von den Gedichten vorwiegend der Diwan und dann insonderheit die Briefe; von der Prosa die Lebensgeschichte und die Italienische Reise, die seit Jahren schon zu den geliebtesten Büchern zählten, und nicht zu vergessen: Eckermann. Dennoch schied mich die eigene Lebensunruhe, das eigene Weltfieber noch von der eigentlichen Klassik, die jene Unruhe bändigt, jenes Fieber sänftigt. So erschienen mir die beiden Epopöen in der Folge erst lesenswert, als ich mich in der wissenschaftlichen Beilage einer damals weit verbreiteten süddeutschen Tageszeitung zu einer feurigen Attacke auf den alten Uranier hatte hinreißen lassen, – mein Groll gegen alles Menschliche, das episch sich vollendet, anstatt tragisch irgendwie zu scheitern, mußte sich endlich einmal austoben. Dieser knabenhaft freche, aber zuletzt harmlose Streich trug mir eine verdiente Zurechtweisung ein aus der Feder keines geringeren als Chamberlains, dessen „Grundlagen“ alle Welt und so auch mich aufs lebhafteste beschäftigten; zu meiner Belustigung hatte er mich offenbar, Gott weiß warum, für einen protestantischen Geistlichen gesetzteren Alters genommen. (Eine Wendung saß und machte mich wütend: „Gegen Goethe kommt ein Ziegler nicht in Betracht“ …) Diese literarische Polemik hatte das entschiedene Gute, daß ich mir die Werke des Mannes, den ich mit Abneigung und Eifersucht bekämpfte, genauer ansah; sehr bald hernach verehrte ich seine ebenso weltempfängliche wie weltverklärende Gestalt als den unerbittlichen Richter unserer eigenen Schäden und Gebrechen. Daß die prahlerisch selbstgefällige Gesittung des wilhelminischen Zeitalters nur etwa wie fauliges Holz im Dunkel gleißte, das stand mir kraft eigener Wertung unumstößlich fest. Warum sie es tat, das beantwortete mir jetzt das Zeitalter der deutschen Klassik. Ich zweifelte schon in jenen Jahren, 1901 und 1902, nicht, daß Bismarcks Reich das ewig Deutsche unserer Vergangenheit geopfert hatte, und der junge Nietzsche, Lagarde, der Rembrandtdeutsche (obwohl nicht mein Geschmack) bestärkten mich darin. Ich schrieb also dies Büchlein vom Wesen der Kultur als Protest gegen ein Deutschland, in welchem ich mich nie und nimmer heimisch fühlen konnte […].

Im Juni 1905 promovierte ich endlich bei Eucken in Jena statt bei Windelband in Heidelberg, bei dem sich die Promotion für mich denn doch als untunlich herausgestellt hatte. Die schriftliche Arbeit ist nachmals im Buchhandel erschienen unter dem Titel „Der Abendländische Rationalismus und der Eros“ und ist, kurz gesagt, ebenso schlecht wie ihr Titel. Wieder hatte ich mich an ein Thema herangemacht, welches in einem lächerlichen Unverhältnis zu meinen Kräften stand. Mir schwebte, wenn ich nicht irre, etwas wie eine Entwicklungsgeschichte der idealistischen Philosophie vor, mit dem Nachweis, daß im Ablauf der Jahrtausende die platonische Idee zur Kategorie im Wortverstande Hartmanns umgedeutet ward und umgedeutet werden mußte […]. Mit einem Wort, diese Dissertation war schon das Produkt einer beginnenden Ratlosigkeit *in philosophicis*. Eine innere Stimme raunte und wisperte mir zu, daß ich bei Hartmann nicht würde bleiben können, – aber noch fürchtete ich mich vor dem gähnend leeren Raum, der dann entstehen würde. Trotz dieses *horror vacui* trieb ich der Krisis unaufhaltsam zu, die Goethe ein für allemal mit den Worten schildert: „Das Schrecklichste für den Schüler ist, daß er sich am Ende doch gegen den Meister wiederherstellen muß. Je kräftiger das ist, was dieser gibt, in desto größerem Unmut, ja Verzweiflung ist der Empfangende“. In meiner Art lag Treue; ich hing zäh an geliebten Menschen, Orten, Gegenständen, Überzeugungen. Hartmann war mir menschlich teuer, ich dankte ihm Unendliches, mich loszureißen kostete viel … Und inzwischen hatte ich, noch von Jena aus [um die Hand meiner Braut, d. Hg.] angehalten. Die Werbung ward nicht günstig aufgenommen. Mein Schwiegervater machte zur Bedingung, daß ich zuvor mich an einer Universität habilitierte. Ich will nicht leugnen, daß ich nicht selten wohl selbst einmal mit diesem Plan gespielt hatte; denn schließlich gibt es für die Angehörigen eines jungen Mannes, der „hauptfachlich“ das Studium der Philosophie betreibt, keinen halbwegs annehmbaren Trost, als daß er sich

wenigstens gewillt zeigt, die Laufbahn eines Akademikers einzuschlagen. (Das ist eine Verbürgerlichung des Unbürgerlichsten, was es gibt. Der Mann muß einen Beruf haben: folglich hat der Beruf den Mann. Ein wahrhaft erprobtes Mittel, den Geist als Element der Weltunruhe unschädlich zu machen …). Zurückblickend meine ich freilich schon damals heimlicherweise überzeugt gewesen zu sein, daß an den hohen Schulen Deutschlands kein Platz für mich sei. Man verneint nicht umsonst von Jugend auf jeden schulmäßigen Betrieb, um nachher doch noch nach Amt und Würden des Lehrers zu schielen […]. Nun aber sollte ich eben jetzt, im Zustand stärkster Gärung, die Miene des Wissenden zur Schau tragen und so tun, als ob – ja, „als ob!" – ich mit allen Dingen zwischen Himmel und Erde bereits im Reinen sei. Welch unausstehliche Falschmünzerei, Selbstpreisgabe und Heuchelei …

Zufälligkeiten hatten mein Augenmerk auf Freiburg gelenkt. Aber gegen meine Habilitation sprachen drei Gründe. Ich hatte kein humanistisches Gymnasium „mit Erfolg" besucht, mein Doktorexamen nur *cum laude* bestanden und war Hartmannianer oder galt dafür. Wie schwer diese Gründe im einzelnen ins Gewicht fielen, weiß ich nicht. Man schloß mich von der Habilitation nicht von vornherein aus, gab mir aber zu verstehen, daß ich nicht gerade der *benvenuto* sei. Ich übergehe jene für mich unerfreulichen Unterhandlungen und Unterhaltungen mit dem Freiburger Ordinarius. Eines Vormittags bin ich eingedenk geblieben: man hatte mir brieflich bedeutet, daß man in meiner Dissertation den deutlich zu bezeichnenden Punkt vermisse, wo ich die Wissenschaft gefördert hätte. Dieser Einwand traf mich, weil er richtig war. Ich irrte an jenem Morgen einige Stunden ratlos im Schloßgarten umher, bis es mir gewiß geworden war: dies würde ich niemals können. Förderung der Wissenschaft, – ein ehrenvolles Ziel, aber nie das meinige. Für mich handelte es sich von Anfang an um etwas anderes. Was wollte ich, was mußte ich? Darauf fand ich noch keine Antwort. Ich wußte nur seit jenem Brief aus Freiburg, was ich nicht wollte, nicht wollen durfte. Einstweilen würde ich die Dinge treiben lassen, wie sie trieben; irgendwie würde es schon einmal recht mit mir werden … Seither lernte ich mit wachsender Bestimmtheit nicht nur begreifen, daß ich zur akademischen Laufbahn nicht berufen sei, sondern auch, warum dies der Fall sei. (Ich überlasse es der Bosheit zu sagen: der Fuchs mit den sauern Trauben …) […].

Um von dieser etwas ausholenden Abschweifung wieder zu mir selbst zurückzukommen, fand ich in Bälde nochmals Gelegenheit, jetzt zum zweiten Mal in meinem Leben, die Wahrnehmung zu machen, daß die Natur zur Selbsthilfe schreitet, wo man ihr in tiefster Seele Unerwünschtes, ja Widerstrebendes aufzuzwingen gedenkt. Im August 1907 kam während eines Sommeraufenthaltes in Berchtesgaden eine tückisch schleichende Entzündung des rechten Hüftgelenks zum Ausbruch. Fast genau nach zehn Jahren war ich also von neuem der Krankheit verfallen. Nur war jetzt, soviel konnte ich bald merken, eine *restitutio in integrum* nicht mehr möglich. Der Zustand böste sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche; kaum daß ich an zwei Stöcken humpelnd die Heimreise antreten konnte. Zu Hause ergab sich rasch, daß mir nur eines – vielleicht! – noch Rettung bringen konnte: die endliche Heirat, wenn auch unter trostlosen Umständen. Die Entscheidung lag ausschließlich bei meiner Verlobten. Sie entschied, daß ich leben durfte.

Von Leopold Ziegler sind lieferbar:

Gestaltwandel der Götter. Vorwort Marc Jongen. 2 Bde. 2002. Zus. 940 S.

Der ewige Buddho. Vorwort Franz Vonessen. 2004. 440 S.

Zwischen Mensch und Wirtschaft. Vorwort J. Hanns Pichler. 2001. 380 S.

Gesammelte Aufsätze I. 1901–1916. Vorwort Renate Vonessen. 2007. 256 S.

Leopold Ziegler – Briefe und Dokumente. 2005. 398 S.

Leopold Ziegler – Karl Hofer. Briefwechsel 1897–1954. Hg. Andreas Hüneke. 2004. 162 S.
(Sämtlich im Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg)

Der europäische Geist. Die neue Wissenschaft. Zwei vergessene Schriften. Hg. Sophie Latour. 227 S.
(Verlag Die Graue Edition)

Ältere, antiquarisch lieferbare Ausgaben:

Reinhold Schneider – Leopold Ziegler, Briefwechsel. 1960. 265 S.

Leopold Ziegler, Briefe 1901–1958. 1963. 504 S.

Über Leopold Ziegler:

Martha Schneider-Fassbaender, Leopold Ziegler. 1978. 308 S.

Weltzerfall und Menschwerdung. Hg. Paulus Wall. 2001. 195 S.

Timo Kölling, Leopold Ziegler. Eine Schlüsselfigur im Umkreis des Denkens von Ernst und Friedrich Georg Jünger. Erscheint im Herbst 2008. Ca. 150 S.

Leopold Ziegler. Leben und Werk in Dokumenten. Nachdruck des Ausstellungskatalogs der Badischen Landesbibliothek 1978/79. 168 S. (Erhältlich bei der Leopold-Ziegler-Stiftung, Dinkelbergstr. 2b, D-79540 Lörrach bzw. während der Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek).

Anschrift des Autors:
Manfred Bosch
Dinkelbergstraße 2b
79540 Lörrach

Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe

In der BLB werden die literarischen Nachlässe, Korrespondenzen und Privatbibliotheken von Reinhold Schneider und Leopold Ziegler aufbewahrt.

Vor 50 Jahren starben beide: der Schriftsteller Reinhold Schneider am 6. April in Freiburg und der Philosoph Leopold Ziegler am 25. November in Überlingen a. B.

Aus beider überaus reichem Schaffen werden in der Ausstellung vorgestellt: Teile ihres Briefwechsels aus dem Zeitraum von 1935 bis 1956 sowie Schneiders Schrift „Gedenkwort zum 20. Juli“ 1944, dem Tag des Attentats auf Hitler. Dankesbriefe der Hinterbliebenen des Widerstandes für seine Schrift werden im Faksimile gezeigt.

Die Ausstellung ist noch bis zum 31. Oktober in der Badischen Landesbibliothek zu sehen. Öffnungszeiten: Montag–Freitag 9–18 Uhr, Donnerstag 9–20 Uhr, Samstag 9.30–12.30 Uhr.

Klaus P. Oesterle

Karlsruher Kindheit im Krieg

Ein Rückblick nach vielen Jahren

Unser Gedächtnis kann Erinnerungen nicht völlig unverändert aufbewahren. Es beruht auf einem komplexen System von Neuronen, das seine Inhalte immer wieder aufruft, durcharbeitet und mit neuem Wissen verbindet. Die frühesten Erinnerungen sind diesem Vorgang im Laufe des Lebens am häufigsten unterworfen worden. Da sie aber in der Regel besonders einprägsam waren, können sie einer Verwandlung auch besonders gut widerstehen, zumal dann, wenn es sich um stark emotional besetzte Erfahrungen gehandelt hat.

Zweifel an der Zuverlässigkeit weit zurückgreifender Erinnerungen sind dennoch berechtigt. Leicht mischt sich eigenes Erleben mit Erzählungen älterer Zeitgenossen, besonders in der Familie. Der Mediävist Johannes Fried hat auf die Bedeutung dieser Zusammenhänge für die Überlieferung von Geschichte in den letzten Jahren besonders nachdrücklich hingewiesen.[1] Sein Forschungsansatz, der eine wichtige Bereicherung für die Quellenkritik gebracht hat, sollte zur Vorsicht auch beim Umgang mit eigenen Erinnerungen anregen; er darf aber nicht zu übertriebener Skepsis führen. Denn wenn es der Muse Klio nicht gelänge, auch über schwankendem Boden eine Brücke zu bauen, dann wüssten wir alle nicht mehr, wer wir sind.

Dass ich am 15. Mai 1937 in Karlsruhe geboren bin, entnahm ich den Aussagen meiner Familie und später meiner Geburtsurkunde. Von den Wirren des Zweiten Weltkriegs, die im September 1939 begannen, habe ich aber – auch schon vor der Kenntnis von Uhr und Kalender – einiges mitbekommen. Auf dem Schoß des Großvaters saß ich hinten in einem kleinen eckigen Personenauto, neben uns schräg eingeklemmt mein Patenonkel. Er war durch eine Krankheit gelähmt und konnte weder stehen noch sitzen. Vorne am Steuer saß mein Vater, daneben die Mutter mit meiner jüngeren Schwester auf dem Schoß. Den Grund dieser Reise erfuhr ich später: Man befürchtete einen Angriff der französischen Armee auf Karlsruhe, rechnete mit Beschuß durch Artillerie über den Rhein. Also mussten Familien mit Kindern die Stadt verlassen. Meine Eltern fanden durch Vermittlung des ihnen bekannten Schulrats Kimmelmann im Odenwald eine Bleibe: die Wohnung des zur Wehrmacht eingezogenen Lehrers im Schulhaus von Königshofen an der Tauber. Der Großvater und der kranke Onkel kamen im Schwesternhaus unter. Der Vater musste zurück und das Auto abgeben, das schon beschlagnahmt war.

An den kalten Winter in Königshofen habe ich nur wenig eigene Erinnerungen: das Schulhaus, in dem wir wohnten und der Kindergarten, wo ich mich nicht einfügte. Deutlich vor mir sehe ich noch die Spindeltreppe im Schloß von Mergentheim. Mein Vetter Ludwig, damals Student und Soldat, machte mit mir einen Ausflug dorthin und ließ mich von unten durch die steinerne Spindel schauen, was ich nie vergessen habe. Wie lange wir im Odenwald geblieben sind, weiß ich nicht mehr genau. Im April 1940 waren wir jedenfalls wieder in Karlsruhe. Die militärische Gefahr von Westen war erst einmal vorbei.

In den ersten Kriegsjahren konnte ich unvergeßliche Eindrücke von unserer Heimat am Oberrhein gewinnen, die uns mein Vater ermöglicht hat. Dazu gehörten die Gegend um Baden-Baden mit der Yburg, Freiburg, Straßburg und Heidelberg. Im Keller des Heidelberger Schlosses hinterließ der Zwerg Perkeo bei mir eine bleibende Erinnerung, noch mehr aber daneben der hölzerne Deckel des Kastens, der sich auf Zug öffnet und den Fuchsschwanz hervorflattern lässt. Der Deckel schlug mir an

die Stirn, weil mein Vater, der mich auf dem Arm hielt, die Entfernung falsch einschätzte. In Freiburg im Breisgau sehe ich uns noch auf der Brücke über die Dreisam, wo meiner Schwester ihr eben gekaufter Luftballon davonflog, während ich mit meiner grün-roten Bahnschaffnerkelle fröhlich winken konnte. Wir sahen das Münster in Freiburg und auch das in Straßburg. Im Innern des Straßburger Münsters wunderte ich mich, weil die große Kanzel ganz mit Backsteinmauern zugebaut war, als Schutz wegen des Krieges, hieß es.

Bei aller Geborgenheit in der Familie und im Haus des Großvaters in der Innenstadt von Karlsruhe war das Gefühl der Bedrohung durch den Krieg immer spürbar. Eindrucksvoll waren die vielen Hakenkreuzfahnen bei Aufmärschen von Uniformierten, darunter die Hitlerjugend mit ihren Landsknechtstrommeln. Besonders die Kaiserstraße war dann ein einziges Meer von rotem Tuch. Aber auch sonst wurde überall geflaggt. Für mich lag in diesen Demonstrationen von Macht und Stärke auch etwas Bedrohliches, weil ich spürte, dass meine Eltern und der Großvater sich keineswegs darüber freuten. Mein Vater, Jahrgang 1905, konnte noch seinem Zivilberuf als Kaufmann nachgehen, aber die Furcht, dass er doch zur Wehrmacht eingezogen wurde, hat uns begleitet, bis dieser Fall wirklich eintrat.

Der Großvater war ein fleißiger Kirchgänger; oft ging er auch am Werktag zur Frühmesse in die Stephanskirche. Die Hakenkreuzfahne, die er als Hausbesitzer in zentraler Lage der Innenstadt bei entsprechenden Anlässen hissen musste, holte er immer möglichst spät mit leisem Stöhnen hervor und zog sie bald wieder ein. Ich aber freute mich über das flatternde Tuch, das größer war als die Fahnen an benachbarten Wohnungen. Mein kranker Onkel Albert hatte die Fahne angeschafft. Er war fast vollständig gelähmt und lag den ganzen Tag auf der Chaiselongue im Wohnzimmer. Dort konnte er nicht mehr tun, als Radiosendungen zu hören. Er benützte dazu meist eine Empfangsanlage mit Kopfhörer, seltener den „Volksempfänger“. Erst viel später begriff ich, dass er so für die nationalsozialistischen Propagandareden ein dankbarer Hörer gewesen ist. Der Kranke wurde gefüttert und trank aus einer Schnabeltasse. Wenn wir Kinder um den Wohnzimmertisch „Fangerles“ spielten, mahnte er uns oft vergeblich, das Tempo und unseren Lärm zu verringern. Wir rannten ungebremst weiter. Am Abend, wenn der Onkel in sein Bett getragen wurde, wollten wir helfen und fassten mit an.

Sonntags auf dem Weg zur Kirche begegneten wir vor der Hauptpost (heute Europaplatz) häufig dem Herrn Heinzelmann. Er trug SA-Uniform mit Stiefeln, Koppel, Schultergurt und hatte zwei oder drei Sammelbüchsen in jeder Hand. In Kopfhöhe von uns Kindern klapperte er damit heftig und forderte von den Eltern Spenden ein. Er war Hausmeister im Prinz-Max-Palais und zugleich Blockwart. Eines Tages hat er mir einen Schrecken eingejagt. Ich begleitete meine Mutter, die Milchkanne tragend, zum Einkaufen. Wir betraten das Milchgeschäft Dehn in der Akademiestraße und grüßten mit „Guten Morgen“. Da ertönte aus einer Ecke unmittelbar hinter mir mit hoher Lautstärke die Stimme des Blockwarts: „Wie heißt der Deutsche Gruß?“ Ich fuhr bei dem Gebrüll zusammen, aber die Mutter ignorierte den Mann in der SA-Uniform, tätigte ihren Einkauf und verließ, mit „Auf Wiedersehen“ grüßend, den Laden. Beim Bäcker nahm sie dann einen zusätzlichen Laib Brot mit und legte ihn vor unserer Haustür ab. So konnte ihn ein „Fremdarbeiter“ an sich nehmen, der da an der Ecke stand. Sprechen durfte man mit diesen Ausländern nicht.

Menschen aus dem Ausland sah ich auch beim Spaziergang durch den Fasanengarten. Unser Weg führte an der Rückseite des Hochschulstadions vorbei, auf dessen Gelände Baracken standen. Kinder aus diesen Baracken kamen an den Zaun und streckten die Hände aus. Ich wollte sie ansprechen, wurde aber schnell zum Weitergehen gedrängt. Erst lang nach dem Krieg wurde mir klar, dass die Eltern dieser Kinder zu den Zwangsarbeitern gehörten, die morgens vor Einsetzen des Berufsverkehrs durch die Stadt zur „Patronenfabrik“ getrieben wurden.[2]

Das Eingesperrtsein der Kinder war für mich vergleichbar mit der Tierhaltung im Stadtgarten, den wir häufig besuchten. Dort hatten es mir besonders die Affen angetan, von denen ich mich jedesmal nur schwer trennen konnte. Als die Eltern mich einmal von dort

gegen meinen Willen weiterzogen, riß ich mich los, reckte vor dem Käfig meinen rechten Arm empor und rief: „Heil Hitler, ihr Affen“. Fluchtartig eilten die Eltern mit meiner Schwester und mir davon. Ich wollte die Affen mit meinem Gruß wohl ehren und konnte nicht wissen, dass sein „Missbrauch“ strafbar war.

Ende August 1943 kam ich in die erste Klasse der Leopoldschule. Ich trug stolz eine Schultasche aus Pappe, die bald verbeult war; einen Bücherranzen konnten die Eltern nicht auftreiben. Mein Schulbuch „Kinderfibel“ aus dem Verlag Konkordia in Bühl besitze ich heute noch. Nur drei von ihren 96 Seiten enthalten Texte im Sinne der NS-Ideologie. Unser freundlicher Lehrer Baier hat uns ebenfalls kaum in dieser Richtung beeinflußt, obwohl er wahrscheinlich Parteimitglied war. Wegen der zunehmenden Fliegerangriffe fiel der Unterricht immer häufiger aus. Im Keller des Schulhauses waren zwar Schulbänke aufgestellt, aber wir haben dort nie gearbeitet. Meist wurden wir beim „Voralarm“ nach Hause geschickt. Die zweite Klasse habe ich überhaupt nicht besucht. Es war keine Schule mehr. Vom Herbst 1945 an ging ich in die dritte Klasse bei einem Lehrer, der uns mit seinem Rohrstock traktiert hat.

Als Erstklässler schaute ich natürlich zu den Älteren auf. Ein Sextaner der Goetheschule aus dem Nachbarhaus kam mir fast erwachsen vor. Er hatte schon eine Uniform als „Pimpf“, ein älterer Nachbar war sogar „Fähnleinführer“ bei der Hitlerjugend. Wir Kleinen beobachteten das Exerzieren auf dem Engländerplatz und das Ausheben von Stellungsgräben im Hardtwald. Der Bruder eines Klassenkameraden besaß einen Stempelkasten, mit dessen Hilfe er uns Ernennungsurkunden über hohe Ränge in der SS ausstellte. Als ich meine Bescheinigung stolz zu Hause vorzeigte, erlebte ich das erste und einzige Mal, dass mein Vater die Fassung verlor. „Da, Herr Obersturmbannführer!“, schrie er mich an und nahm mir den Zettel ab.

Im Herbst 1943 hat sich die Befürchtung erfüllt, dass mein Vater zur Wehrmacht eingezogen wurde. Als Rekrut war er in Müllheim/Baden, wo ihn meine Mutter einmal besuchen konnte. An Weihnachten 1943 war mein Vater das letzte Mal zu Hause. Er stand in Wehrmachtsuniform unter dem Weihnachtsbaum. Nach der Grundausbildung konnte er uns mitteilen, dass der Militärzug, mit dem er zum Einsatz – Ziel unbekannt – transportiert werde, zu einem bestimmten Termin den Karlsruher Hauptbahnhof passieren und kurz halten werde. Meine Schwester und ich bekamen rote Mützen aufgesetzt, damit er uns gleich finden könne. Nach langem Warten lief der Zug ein. Mein Vater stieg aus. Er blieb bei uns stehen, bis der Zug anrollte. Dann ließ er sich von seinen Kameraden durch das Abteilfenster in den bereits fahrenden Waggon ziehen. Es war das letzte Mal, dass wir ihn sahen.

Erster Schultag 1943

Über die Feldpost ließ uns mein Vater wissen, dass er in Rumänien war. Er schrieb im Laufe des Jahres 1944 fast jeden Tag. Seine Briefe, die noch vorhanden sind, drücken immer wieder die Sorge um uns aus, weil er von den häufiger werdenden Bombenangriffen auf Karlsruhe erfuhr. Die Korrespondenz meiner Eltern endet mit einem Telegramm der Deutschen Reichspost vom 30. 12. 44: „unzustellbar, neue Anschrift abwarten“. Danach erfuhren wir nichts mehr. Erst 1949 erreichte uns die Nachricht, dass mein Vater schon im Januar 1945 im Gefangenenlager Magnitogorsk im Ural gestorben war.

Mein Schulweg ging von unserem Haus Karlstraße 14 durch die westliche Kaiserstraße bis kurz vor dem Mühlburger Tor und dort links durch die Leopoldstraße. 1943 gab es auf dieser Strecke nur ein zerstörtes Haus, und

Haus Karlstraße 14 (Aufnahme 1908)

zwar an der nordöstlichen Ecke der Kreuzung Kaiser/Hirschstraße. Mit einem Schulkameraden drang ich in die Brandruine ein, und wir kramten in den verbliebenen Möbeln herum. Später kam es immer wieder zu solchen Ausflügen, von denen die Mutter nichts wusste.

Unser Haus aus der Zeit vor 1900 besaß einen gewölbten Keller. Dessen größter Raum hatte eine Luftschutztür mit zwei starken Hebeln zum Verschließen. Außen an den Kellerluken waren Vordächer aus Beton angebaut. Das gab es an vielen Häusern. In unserem Kellergang waren die Mauern zu den beiderseitigen Nachbarhäusern durchbrochen worden. Der Durchbruch war mit leichten Ziegeln wieder vermauert, die mit einem Hammer durchschlagen werden konnten, um notfalls in den Nachbarkeller fliehen zu können. Wir hatten im Keller provisorische Betten aus alten Polstermöbeln, Tische und Sitzgelegenheiten. Hier haben wir 1944 viele bange Stunden verbracht.

Immer häufiger wurde man nachts durch den Alarm aus dem Schlaf gerissen oder untertags aufgescheucht. Einmal knallte ich nach dem Aufstehen mit dem Kopf auf die Bettkante, weil ich wieder eingeschlafen war. Bei einem Fliegeralarm während des Mittagessens bat ich meine Mutter dringend, den Kochtopf in den Keller mitzunehmen. Ich saß unten dann mit dem Großvater an einem kleinen Tisch, und wir ließen es uns schmecken; die andern hatten keinen Appetit. Das pfeifende Geräusch der fallenden Sprengbomben strapazierte die Nerven. Zufällig hatte ich aufgeschnappt, dass die Bomben, deren Pfeifen man hörte, einen nicht treffen konnten. Das war ein gewisser Trost.

In unseren zentral gelegenen Keller kamen bei Fliegeralarm auch Leute von der Straße, darunter Frontsoldaten auf Urlaub. Diese stellten sich bevorzugt unter einen Türsturz, weil das die sicherste Stelle war. Das Verhalten dieser kriegserfahrenen Männer machte deutlich, wie sie die Gefahr einschätzten.

Einmal verbrachte ein Klassenkamerad von mir die Zeit des Fliegeralarms bei uns im Keller. Seine Mutter hatte ihn zum Friseur geschickt, aber er war auf dem Weg dahin in unser Haus gekommen, um mit mir zu spielen. Dabei hatte ihn der Alarm überrascht. Als die Sirenen das Signal Entwarnung gaben, eilte seine Mutter besorgt zu dem Friseur im „Zirkel“, um ihren Sohn zu holen. Sie fand ihn nicht und sah entsetzt, dass das Haus, in dem sich der Friseurladen befand, weitgehend zerstört war. Dem Sohn hat sein eigenwilliges Verhalten vielleicht das Leben gerettet.

Außer dem Haus meines Großvaters und dem direkt angebauten Nachbarhaus Nummer 12 mit der Bäckerei Ecke Akademiestraße wurde in unserem Häuserquadrat alles zerstört. Ich werde den beißenden Brandgeruch und die Flammen, die aus den Häusern schlugen, nie vergessen. Einmal war in unserer Straße Feuerwehr aus Nagold im Einsatz. Der Name hat sich mir eingeprägt, ohne dass ich damals wissen konnte, wie weit dieses Schwarzwaldstädtchen von Karlsruhe entfernt liegt.

Bei einem besonders schweren Angriff drang dichter Rauch in unseren Keller ein. Er kam teilweise aus dem Nachbarhaus Nummer 16 und quoll aus dem „Durchbruch“, dem geöffneten Loch in der Brandmauer. Man konnte kaum atmen und musste fürchten zu ersticken.

Ich stand im Kellergang, stampfte auf den Boden und schrie: „Löscht denn hier niemand?“ Da machte sich meine tapfere Tante Leonie auf den Weg nach oben; ein Hausbewohner, Herr Welk, schloß sich ihr an. Er war an einer Hand leicht behindert und überdies als Funktionär der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) vom Kriegsdienst befreit. Diese beiden haben dann die oberen Etagen des Hauses durchsucht. Sie haben fünfzehn Phosphorbomben unschädlich gemacht. Wir sahen danach die Brandspuren und angesengte Möbel.

Im Erdgeschoß unseres Hauses und besonders im Laden sammelten sich Gegenstände, die aus brennenden Nachbarhäusern geborgen und später von den Besitzern abgeholt wurden. Darunter befand sich eine Menge Schuhe aus dem Laden des Schuhmachers gegenüber. In jenem Haus war das Feuer rasch bis ins Erdgeschoß vorgedrungen. Ich sah, wie die Flammen die Haustür erfassten. Dort brannte auch ein Tabakwarengeschäft aus, dessen freundlicher Inhaber uns bekannt war. Herr Bekir war als Spieler des einst berühmten Karlsruher Fußballvereins (KFV) aus der Türkei gekommen. Er hat sein Geschäft in unserem Haus weitergeführt und nach dem Krieg einen Zeitschriftenhandel aufgezogen.

Am 5. November 1944, einem Sonntag, ist mein Großvater während eines schweren Fliegerangriffs gestorben, nicht durch direkte Kriegseinwirkung, sondern an einer Lungenentzündung. Nach den Untersuchungen meines Kollegen Erich Lacker sind bei diesem Angriff in Karlsruhe 57 Menschen Opfer der Bomben geworden.[3] Auf dem Hauptfriedhof waren die Kapelle und die Aufbahrungshalle zerstört. Wir wurden zu einer Baracke geführt, in der zahlreiche Särge in Reihe auf dem Boden standen. Hier durften wir den Großvater noch einmal sehen, er lag unter den Fliegeropfern. Zwei Jahre zuvor war sein kranker Sohn, den er gepflegt hatte, auf dem Hauptfriedhof beerdigt worden. Auf dem Rückweg von dessen Beerdigung ging ich an der Hand meines Großvaters an der Kapelle vorbei. Da sagte er: „So eine schöne Beerdigung bekomme ich einmal nicht.“ Ich wunderte mich und begriff erst später, wie das gemeint war. Er hatte die Entwicklung des Krieges schon früh richtig eingeschätzt.

Ende 1944 wurde der Aufenthalt von Frauen mit Kindern in Karlsruhe verboten, die Lebensmittelkarten wurden ihnen entzogen, wenn sie nicht gingen. Aber wohin sollten wir gehen? Hier half uns unser Mieter Herr Welk von der NSV. Was diese Organisation konnte, zeigte sich nach Fliegerangriffen, wo von dort aus Lebensmittel verteilt wurden. Meine Schwester und ich wurden einmal in den Bunker der NSV auf dem Germania-Sportplatz eingeladen. Es gab zu essen, soviel man wollte. Wir saßen unter meist uniformierten Erwachsenen an einer langen Tafel. Am oberen Ende saß ein Mann im Braunhemd mit breitem Gürtel um den runden Bauch; angeblich kam er aus Berlin. Er legte – für uns unvorstellbar – einen ganzen Camembert-Käse auf sein Brötchen. Dazu erschallte aus der angeheiterten Runde der Ruf: „Was frisst die Reichsregierung? Camembert!“

Herrn Welk verdankten wir nach einem missglückten Versuch in Langensteinbach eine Bleibe in Untergrombach kurz vor dem damaligen Ortsausgang in der Nähe des Bahnhofs. Wir bekamen ein Zimmer und die Küche im Erdgeschoß. Die Reise dorthin erfolgte auf der Ladefläche eines Lastwagens zusammen mit einem Teil unserer Möbel. Unterwegs tauchten feindliche Jagdflieger am Himmel auf. Der Fahrer hielt an und warf sich in den Straßengraben. Wir aber konnten die Ladefläche nicht verlassen.

In Untergrombach habe ich die letzten Monate des Krieges erlebt. Von größerer Sicherheit im Vergleich mit Karlsruhe konnte dort kaum die Rede sein. Kurz nach unserer Ankunft wurde der Nachbarort Büchenau schwer getroffen, dann folgte der verheerende Angriff auf Bruchsal. Die Kellerräume auf dem Land boten wenig Schutz. Einen festeren Keller gab es im Haus gegenüber unserer Wohnung. Als wir eines Abends in den letzten Kriegstagen dorthin über die Straße rannten, gerieten wir in das Feuer eines feindlichen Panzers vom Bahnübergang her. Es wurde niemand verletzt; der Panzer drehte wieder ab.

Das deutsche Militär hatte vor unserem Hauseingang einen Kübelwagen abgestellt. Ich hatte bemerkt, dass man den Motor durch Knopfdruck starten konnte, was ich auch versuchte, obwohl ich zu klein war, um an die

Pedale zu kommen. Immerhin machte das Auto einen Satz nach vorne. Zu solchem und anderem Unfug hatte ich Zeit; denn in der Schule des Ortes war kein Platz für uns Flüchtlinge aus der Stadt.

Unmittelbar vor unserer Wohnung befand sich eine Panzersperre, die den Weg zur Ortsmitte von Untergrombach blockieren konnte. Sie bestand aus Baumstämmen, von denen einige als Widerlager senkrecht beiderseits der Fahrbahn fest eingegraben waren. Daneben lagen weitere Stämme bereit, die dann in mehreren Schichten quergelegt werden konnten, um die Straße zu verschließen. Ich habe gesehen, wie die Männer des „Volkssturms“ die Panzersperre auf diese Weise verschlossen. In der Nähe am Straßenrand lagen Soldaten der Wehrmacht. Sie waren mit „Panzerfäusten“ bewaffnet, mit denen anrollende Panzer aus kurzer Entfernung bekämpft werden sollten. Diese deutschen Soldaten zogen sich zu unserem Glück kurz vor der Ankunft der Sieger zurück. Den Offizier sah ich nach wenigen Tagen als Gefangenen auf dem Rücksitz eines Jeeps durch das Dorf fahren; er hatte einen hochroten Kopf.

Den Einmarsch der französischen Truppen habe ich am Straßenrand stehend erlebt. Die Mutter sagte, wir seien draußen sicherer als im Haus. Meine Schwester glaubte daran nicht, sie wollte sich im Haus verstecken, wurde aber herausgeholt. Der erste Panzer rollte heran. Seitlich auf ihm saßen dunkelhäutige Soldaten mit dem Gewehr im Anschlag. Andere näherten sich ebenso bewaffnet zu Fuß. Dahinter war schon der nächste Panzer zu sehen.

Was würde mit der Panzersperre geschehen? Wenn sie blieb, war Gefahr für das Haus, in dem wir wohnten. Der Hausbesitzer kam mit einem weißen Tuch heraus und schwenkte es. Der Panzer richtete sein Rohr auf ihn. Meine Mutter und meine Tante, die bei uns war, konnten sich auf Französisch verständigen, weil sie diese Sprache in der Kindheit in Lothringen gelernt hatten. Die Franzosen verlangten die Übergabe des Ortes und den Abbau der Sperre. Meine Tante Leonie Däggelmann ging mit dem französischen Offizier, bewacht von einem schwarzen Soldaten, als Dolmetscherin in das Dorf, um den Bürgermeister zu suchen. Sie fand nur den Stellvertreter. Der schwarze Soldat stürzte sich sofort auf ihn. Dennoch kam es zu einer Einigung, durch die der Ort vor Schäden durch weitere militärische Aktionen bewahrt werden konnte. Dieselben Männer des „Volkssturms“, die den Ortseingang kurz zuvor zugesperrt hatten, sahen wir nun die Baumstämme wieder abtragen. Auf das Entfernen der untersten Lage wurde von den Siegern verzichtet; das Kettenfahrzeug rollte darüber hinweg.

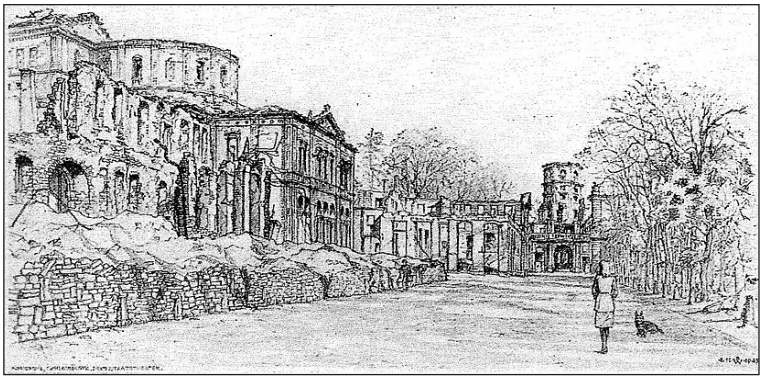
Das war für uns der Tag, an dem der Krieg zu Ende war. Mein vorherrschendes Gefühl war große Erleichterung. Nach langer Zeit konnte ich am Abend wieder die Kleider ablegen und mit dem Schlafanzug ins Bett gehen, ohne Furcht vor Bomben. Allerdings haben wir die Tür des Zimmers, in dem wir schliefen, von innen abgeschlossen; meine Tante stellte sogar ein Beil daneben. Denn die beiden benachbarten Räume waren vom Militär beschlagnahmt und dienten den Offizieren der durchziehenden Truppen als Unterkunft. Sie brachten eigene oder gestohlene Lebensmittel herbei und verlangten die Zubereitung. Meine Mutter kam dem nach und entschloß sich sogar, Silberbesteck aufzulegen. Es ging nichts davon verloren.

Unter den durchziehenden Truppen waren auch Marokkaner. Sie trugen keine Militäruniformen, sondern ihre orientalische Kleidung mit Turban und transportierten ihr Gepäck auf Maultieren. Am Brunnen mitten im Dorf wuschen sie sich und breiteten den Gebetsteppich aus. Einige von ihnen drangen einmal in unser Nachbargrundstück ein und stahlen Stallhasen. Meine Schwester und ich, die am Gartenzaun standen, bekamen plötzlich jeder einen Hasen geschenkt. Meine Mutter wies uns an, die Tiere wieder in ihren Stall zu setzen. Da sahen wir, wie ein Turbanträger mit großem Schnurrbart und Krummdolch die Nachbarsfrau ins Haus verfolgte. Meine Mutter sprach den Offizier an, der seinen Mann herausholte.

Eines Tages hielt ein Militärlastwagen vor unserer Wohnung. Der uniformierte Fahrer begrüßte meine Mutter und uns sehr herzlich. Es war ihr Cousin Camille aus Metz in Lothringen. Er bot meiner Mutter an, von seiner Wagenladung, die aus Radiogeräten bestand, auszusuchen, soviel sie wollte. Sie aber lehnte es empört ab, Diebesgut anzunehmen. Später,

als wir kaum mehr etwas zu essen hatten, sagte sie manchmal: „Ich hätte doch etwas nehmen sollen; dann könnten wir jetzt tauschen.“

Camille hatte sich zur Vorausabteilung gemeldet, weil er hoffte, seinen älteren Bruder Auguste befreien zu können. Dieser war unter dem Vorwurf der Spionage für die Résistance in Kißlau bei Bruchsal inhaftiert. Camille hat den Bruder nicht gefunden; die Plünderung eines Radiogeschäfts war seine hilflose Reaktion. Auguste blieb verschollen; er ist wohl erschossen worden.



Ruine des Theaters Zeichnung von Bernhard Weiß, 1945

Nach dem Ende der Kampfhandlungen konnte unsere Rückkehr nach Karlsruhe nicht sofort bewerkstelligt werden. In Untergrombach gab es für uns sehr wenig zu essen. Es war keine Bäckerei mehr geöffnet; wir hatten aber auch kein Mehl. So mussten wir zu Fuß nach Bruchsal gehen, um Brot zu holen. Die fünf Kilometer Entfernung waren besonders auf dem Rückweg sehr anstrengend, zumal man sich beeilen musste, weil die vom Militär angeordnete Sperrstunde drohte. Das weitgehend zerstörte Bruchsal bot einen traurigen Anblick. Zum gekauften Brot fehlte der Aufstrich; man streute ein wenig Zucker darauf.

In der Umgebung von Untergrombach gab es verlassene Stellungen des deutschen Militärs mit Vorräten an Munition. Besonders der im Ackerboden vertiefte Unterstand einer Panzer-Abwehr-Kanone auf freiem Feld in Richtung der Autobahn ist mir in lebhafter Erinnerung. Mit den Buben des Dorfes bediente ich den Mechanismus zum Aufrichten des Geschützrohres. Wir fanden auch das Stellrad, mit dem man die ganze Kanone um ihre Achse drehen und dabei im Kreis mitfahren konnte. Wenn die älteren Spielkameraden Granaten aus den Holzkisten holten, hielt ich mich zurück, beobachtete aber interessiert den Inhalt der leichtsinnig geöffneten Hülsen. Schwarzpulver aus Gewehrmunition wurde sogar angehäuft und mit steiler Stichflamme abgebrannt.

Unsere Rückkehr nach Karlsruhe erfolgte zu Fuß auf dem Randstreifen der Autobahn. Wir hatten ein kleines Leiterwägelchen, in das meine Schwester und ich abwechselnd sitzen durften. Wie unser Inventar zurückgebracht wurde, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls sind wir noch ein oder zwei Mal „per Anhalter“ nach Untergrombach gereist. Auf der Ladefläche eines Militärlastwagens saßen wir einmal bis zur Ausfahrt Heidelberg fest, weil der Fahrer trotz des Trommelns an sein Führerhaus vorher nicht anhielt. Mit einem anderen Fahrzeug fuhren wir dann zurück bis zur Autobahnbrücke zwischen Büchenau und Untergrombach.

Von den Fenstern unserer Karlsruher Wohnung – zum Teil mit Drahtglas oder Pappe versehen – schauten wir auf das Bankgebäude schräg gegenüber an der Ecke Karl- und Akademiestraße. Dort residierte zuerst die französische und dann die amerikanische Militärregierung. Vor dem Gebäude gab es hölzerne Schranken und ein Schilderhäuschen. Im teilzerstörten Gasthaus „Moninger“, ebenfalls auf der anderen Seite unserer Straße, etablierten die Amerikaner den Kaufladen für ihr Personal. Davor waren häufig bettelnde deutsche Kinder zu sehen. Sogar erwachsene Männer bückten sich nach den weggeworfenen Zigarettenkippen.

Die französische Besatzung verbreitete anfangs Schrecken durch Razzien in den Häusern. Wenn irgendwo eine Nazi-Fahne oder Uniform gefunden wurde, bestand Gefahr, dass das Haus angezündet wurde. Auch unser Haus wurde durchsucht. Als die Franzosen im Erd-

geschoß anfingen, rannte ich in meine Mansarde im Dachgeschoß und holte den Fahnenträger meiner Spielzeug-Armee aus der Schublade, der natürlich eine Hakenkreuzfahne trug. Ich steckte das kleine Ding in die Hosentasche, damit es keinen Anstoß erregen konnte.

In dem Trümmerhaufen, aus dem weite Teile der Innenstadt von Karlsruhe bestanden, habe ich die nächsten Jahre meiner Kindheit und Jugend verlebt. Manchmal haben wir uns eines Rollwagens der Trümmerbeseitigung bemächtigt und fuhren auf den Schienen den Schuttberg auf dem Engländerplatz hinunter. Die „Arbeitsgemeinschaft Aufräumungsarbeiten Karlsruhe (AAK)“ war ja überall am Werk. An die Außenwand ihrer Baracke in der Hirschstraße schrieb ein älterer Spielkamerad mit einem Brocken Kalk: „Adolfs Alte Kämpfer“. Als die Männer herauskamen, rannten wir davon.

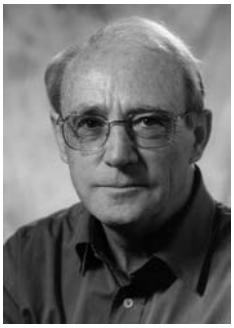
Auf meinem Weg zur Leopoldschule nahm ich oft eine vermeintliche Abkürzung quer durch die teilweise schon abgeräumten Ruinengrundstücke zwischen Kaiser- und Amalienstraße. In der Freizeit kletterten wir halbverfallene Treppen hinauf und standen auf den Mauern der zerstörten Häuser. Längs der Fassade der Orangerie in der Hans-Thoma-Straße konnte man oben auf der breiten Mauer entlanggehen. Durch die Ruine dampfte auf einer Seite die Schuttbahn. Sie kam quer durch den Botanischen Garten und fuhr dann entlang der Bismarckstraße nach Westen. Das ausgebrannte, aber stehen gebliebene Theater am Schlossplatz haben wir auch aufgesucht. Im Magazingebäude daneben fanden und bewunderten wir eingestaubte Requisiten für Wagner-Opern wie den Drachen von Siegfried und den Schwan von Lohengrin.

Es war 1945 nicht abzusehen, in welcher Form sich das Gesicht der Stadt einmal aus den Trümmern erheben würde. Die meisten wichtigen, charakteristischen und schönen Bauten der Innenstadt standen als Brandruinen da. Einige wurden gerettet, andere jedoch aufgegeben und abgeräumt, obwohl sie in ihrer Substanz erhalten waren. Vornehmstes und schmerzlichstes Opfer ist bekanntlich das Ständehaus, das älteste Parlamentsgebäude in Deutschland. Seine Mauern waren besser erhalten als die des Schlosses. Sie zu bewahren, wäre am Beginn der neuen Demokratie eigentlich eine Pflichtaufgabe gewesen.

Auch durch das schnelle Entsorgen einfacher Wohn- und Geschäftshäuser hat Karlsruhe einen vermeidbaren Verlust an Identität und Qualität seines Stadtbildes erlitten. Das Haus meines Großvaters in der Karlstraße mit seiner zierlichen Fassade hat den Bombenkrieg fast unversehrt überstanden. Es wurde daher nicht Opfer der ersten Abrisswut und blieb noch lange nach dem Krieg erhalten. Im Jahr 1969 musste es dann doch einem gesichtslosen Kaufhausblock weichen, der inzwischen nicht mehr gebraucht wird.

Anmerkungen

1 Johannes Fried: Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge der historischen Memorik. München 2004.
2 Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik (DWM) in der Brauerstraße, heute Zentrum für Kunst- und Medientechnologie (ZKM).
3 Erich Lacker: Zielort Karlsruhe. Die Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg. Karlsruhe 1996.



Anschrift des Autors:
Dr. Klaus Oesterle
Paul-Klee-Straße 4
76227 Karlsruhe

Gottfried Leiber

Innenrenovierung der Kirche St. Stephan in Karlsruhe

Im Rahmen der anstehenden Baumaßnahmen im Innenraum der Kirche soll, entsprechend den Anregungen aus dem Zweiten Vatikanischen Konzil, der „Altar näher zur Gemeinde“ gerückt werden. Das ist bereits in vielen Kirchen geschehen, und die Lösung war meist, zusätzlich einen Altar am Übergang von Chor- und Kirchenraum zu platzieren. Nun hat bereits vor Jahrzehnten Hans Rolli vom Erzbischöflichen Bauamt in Heidelberg für St. Stephan die Peripherie der kreisrunden Kuppelhalle als einzig möglichen Altarstandort vorgeschlagen – die Mitte des Kirchenraums als Platz musste und muss ja aus liturgie-funktionalen Gründen ausscheiden. Der Altar sollte also eingebunden sein in die umfassende Kreislinie des Kirchenraums am südlichen Ende des nördlichen Kreuzarms, entwickelt etwa in der Zone, wo derzeit die Kommunionbänke stehen (Abb. 1). Dieses Planungskonzept galt bis vor kurzem, wurde jedoch inzwischen von einem „Favorisierten Entwurf“ verdrängt, dessen technische Machbarkeit allerdings noch nicht erwiesen ist. Hier sehen wir nun südlich davon, innerhalb des zentralen Kirchenraums, eine runde, erhöht liegende raumgreifende Altarinsel nach der weitergehenden Intension „Die Gemeinde sammelt sich um den Altar“ (Abb. 2). Daher sollen nun sämtliche vor nicht allzu langer Zeit für teueres Geld renovierten geraden Bänke im Kirchenraum weggeräumt und durch kreisförmige neue ersetzt werden.

Wer genauer hinsieht und sich nicht von der Harmonie der Grafik blenden lässt, wird gleichwohl in dem neuen Entwurf aus gestalterischer Sicht einige fundamentale Unstimmigkeiten entdecken. Vorderhand: Ein konzentrisch orientierter, ausgewogener Raum wie in St. Stephan duldet nach bauästhetischen Regeln außerhalb der Mitte keinen Schwerpunkt. Die favorisierte Lösung wäre daher für Weinbrenner rundweg indiskutabel gewesen; ihm stand, wie er selbst bekundet hat, das römische Pantheon als Vorbild vor Augen! – Zudem bleibt noch etwas anderes unbeachtet: Der favorisierte Plan geht allein von dem großen mittleren Raum aus, so, als wäre die Kirche ein Zentralbau. Der gestalterische Entwurf Friedrich Weinbrenners besteht zwar aus einem runden Mittelraum, dieser ist aber symmetrisch von vier Kreuzarmen durchdrungen. Nicht von ungefähr bezeichnet Weinbrenner diese Kreuzarme als „Seitenschiffe“, sie sind Teile des Kirchenraums. Ost-, West- und Südarm wurden daher von Anfang an bis zum heutigen Tag durch gerade Bänke mit gut 200 Plätzen so genutzt. Jetzt sollen die Kreuzarme leer bleiben, denn das neue Entwurfsmuster, die Ausstattung mit

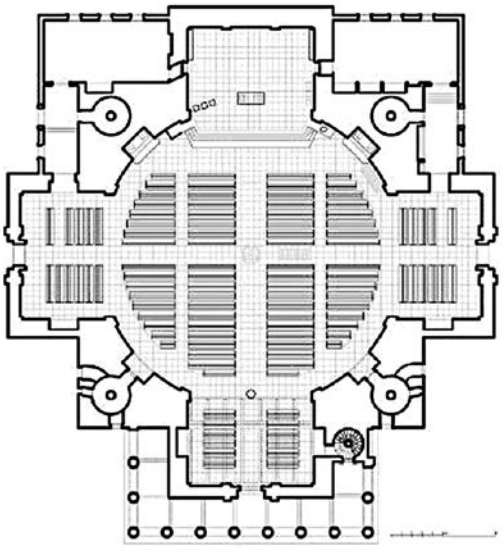


Abb. 1 Quelle: www.mitte-sued-ka.de

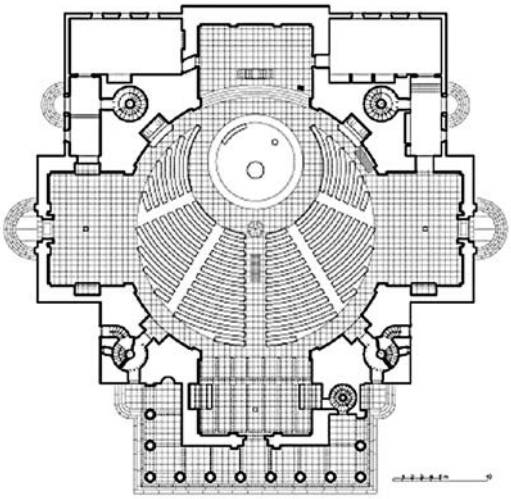


Abb. 2 Quelle: www.mitte-sued-ka.de

runden Bänken, passt nicht für die Bestuhlung der Kreuzarme. Ersatzweise will man bei Bedarf Stühle aufstellen.

Und dann fällt noch ein dritter kritischer Punkt auf. Er betrifft die Ost-West-Achse zwischen dem östlichen und westlichen Haupteingang. Bislang ist sie durch einen Gang zwischen den geraden Bankreihen des großen Kirchenraums deutlich nachgezeichnet und macht an der Schnittstelle mit der nordsüdlichen Achse den dominierenden Mittelpunkt des gesamten Bauwerks augenfällig. Bei der runden Anordnung der neuen Bänke allerdings wird diese Achse respektlos überdeckt. Das Achsenkreuz, sozusagen die Seele des kreuzförmigen Kirchengrundrisses, ist nicht mehr auszumachen. Und im Detail gibt sich noch eine andere Dissonanz zu erkennen: Durch den Entwurf unausweichlich bedingt, gehen die Radien für den runden Kirchenraum und für die Anordnung der Bankreihen jeweils von einer unterschiedlichen Mitte aus. Bänke und Wand des runden Kirchenraums zeigen somit störend zwei nicht gleich verlaufende, das heißt zwei konkurrierende Krümmungen direkt nebeneinander.

Summa summarum: Der objektive Betrachter findet den Gestaltungsansatz im favorisierten Entwurf für die kreuzförmige Zentralkirche St. Stephan als Gesamtkunstwerk, das heißt als Einheit von Äußerem und Innerem, nicht brauchbar – selbst die vagen, unsachlich vorgebrachten Verweise auf Vorstellungen Friedrich Weinbrenners verfangen da nicht. Verantwortlich für den favorisierten Entwurf freilich ist die große Kirchengemeinde am wenigsten, sie wurde ohnehin erst spät und halbherzig am Verfahren beteiligt. Desgleichen nicht die Denkmalschutzbehörden, denen nach dem Gesetz bei gottesdienstlichen Belangen ohnehin die Hände gebunden sind. Den fraglichen favorisierten Entwurf haben Vertreter der Kirche vor Ort entwickelt, eine vom Pfarrgemeinderat eingesetzte Projektgruppe mit dem Pfarrer unter der Leitung des Stadtdekans, und das Ordinariat in Freiburg als höchste Instanz hat zugestimmt – die beratende Baukommission urteilte dazu, der favorisierte Entwurf sei „mit der hochwertigen Architektur dieses Kirchenraums durchaus in Einklang zu bringen“, er stehe jedenfalls „nicht im Widerspruch zu den Grundideen Weinbrenners“.

Die Äußerung der gegenteiligen Auffassung ist erlaubt und dringend geboten. Denn der Kirche St. Stephan, die Weinbrenner bekanntlich für sein bedeutendstes Bauwerk gehalten hat, steht mit der unangemessenen inneren Umplanung erstmals in ihrer 200-jährigen Geschichte ein tief greifender Bruch bevor. Und das ohne Not, nämlich trotz einer vorhandenen liturgisch nicht minder vertretbaren Alternative, die eingangs beschrieben wurde und deren Rahmen zur Gestaltung bei weitem noch nicht ausgeschöpft ist. Außerdem wäre jene andere Planung erheblich schneller und billiger (veranschlagt ist eine halbe Million Euro) zu verwirklichen. Nach blanker Begeisterung sollte endlich Vernunft einkehren.

Anschrift des Autors:
Dr. Gottfried Leiber
Leibnizstraße 5
76137 Karlsruhe

Bärbel Rudin

Doktoren, Faust, Hanswurst, Shakespeare, Molière, Lederhändler, alle herauf aus der Versenkung!

Eine Karlsruher Theaterschule (1725) und die Gründerjahre des Hofschauspiels

Ein Wunderdoktor war der Geburtshelfer des Karlsruher Hofschauspiels. Vielleicht gab die *Komödie vom Dr. Faust,* womit der reisende Medizinmann am 28. Februar 1725 im theatralen Beiprogramm zu seiner Heilpraxis Furore machte, ja letztlich den Ausschlag. Neben seinem Allroundstar, Hanswurst Johann David Meyer (Mayer), wurde nämlich jener famose Faust-Darsteller, hauptberuflich Trompeter, vom Fleck weg in markgräfliche Dienste engagiert.

Nach zeitgenössischen Aufzeichnungen, über die Karl Friedrich Schöchlin 1857 in der „Karlsruher Zeitung" berichtet hat,[1] war der Trompeter leider ein Fehlgriff. Ans Wanderleben gewöhnt, kam er mit den höfischen Zwängen partout nicht zurecht und folgte daher den Überredungen seines vormaligen Chefs zum Kontraktbruch. Der drakonischen Strafe von fünfzig Stockhieben entging er knapp. Markgraf Karl Wilhelm gab ihm „auf besondere Fürbitten" Pardon. „Der andere engagierte Künstler aber, der ehemalige Komiker Mayer, hielt sich brav und avancierte zum Hoflakei. Er vergaß jedoch seine Kunst nicht, sondern stiftete vielmehr eine Art Theaterschule, indem er vom Markgrafen die Erlaubnis erhielt, unter den Hofdienern passende Leute auszusuchen, um sie zu schulen, um kleine Vorstellungen mit ihnen zu geben. Im Sommer 1725 bekam er eine Anzahl der neuesten Harlekinpossen von Wien geschickt, zu deren Aufführung er unter den Hofdienern sieben fähige Subjekte fand; auch eine Präzeptorstochter von Durlach ließ sich von Meyer zur Künstlerin bilden."

Von alledem ist in der lokalen Fama, ist in wissenschaftlichen Diskursen übers Karlsruher Barocktheater weit und breit nichts bekannt. Dabei werden die Zusammenhänge zwischen Medizin und Theater, zwischen Populär- und Hofkultur als heiße Forschungsthemen gehandelt[2] und sind doch kaum je anschaulicher zu belegen und stichhaltiger zu erhärten als durch den vergessenen oder bloß bibliographisch mitgeschleppten[3] Zeitungsbericht.

Schaumedizin als Vorschule Shakespeares

Jener „Kayserliche Operator", der mit 40 Personen, zwei Kutschen, zwei Packwagen, zwei Dienern, begleitet von der fünfköpfigen Truppe eines Kollegen, am 3. Februar 1725 in Karlsruhe eintraf und auf dem Schlossplatz seine Bude aufschlug, kann nur Johann Christian Heber (Häber, Hüber) gewesen sein. Vorigen Sommer hatte ein Memminger Chronist noch ein paar Leute mehr, eine Zwergin, etliche gute Musikanten und zwei Kamele in seinem Tross gezählt: „verkauffte seine Waar, spielte vor und nach Comoedien, hatte höfliche Leute und proper in Kleider."[4]

Sein Partner Johann Balthasar Karl Kohn stand erst am Anfang einer glänzenden Karriere als Augenheiler, Bruchschneider, Wundarzt und Apotheker. Eine am 19. Mai 1724 vor der Ingolstädter medizinischen Fakultät ruhmvoll abgelegte Prüfung und das reichsweit gültige, 1725 speziell für Ungarn und die böhmischen Länder besiegelte Privileg als kaiserlicher Feld-

1v
Persona
König aus Cypren Fr. bild.
Königl. Prinz Pflaingrx.
Hertzog von Venetien Fr. bilos.
2. Räthe des Königs aus Cypren Joh. i. Aue d. Trompeter.
Florello. Ein Venetianischer Rathsherr n. Nefiani.
Ancilletta des Florello Tochter. Leonora
Santinelli
Grimaldi } der Ancillettae. 2. Freyen und Cortisani. Joh. i. Aue Hen
Factor aus Cypren. Valentin
Bischof Darius des Printzen diener.
Franciscina seine Tochter und Ancillettae Kammermagd. n. Sylbr
Jude Josephus von Venetien. n. Daniel.
2. Bergen. Wig. d. Camer.

Abb. 1: Das Rollenverzeichnis der vor 1669 von Christopher Blümel gefertigten Shakespeare-Bearbeitung „Der Jude von Venetien“ und die Karlsruher Besetzung mit dem 1725 kurzfristig engagierten „Trompeter“
Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Rast. 193, fol. 1v

arzt bildeten das wirtschaftliche Fundament.[5] Bald besaß er, ein guter Katholik und kurpfälzischer Untertan, Haus und Landgut in Mannheim. Dort ließ Kohn 1730 auch eine Art Livree anfertigen, worin sein Musikkorps „pro splendore mayori theatri“ fortan auftrat.[6] Es gelang ihm, das ganzheitliche Konzept der Heilung an Leib und Seele mit einem wachsenden Gefolge von Komödianten, Musikanten, Seiltänzern, Akrobaten, exotischen Tieren so erfolgreich auszubauen, dass er 1732 – zu dieser Zeit noch oder wieder Partner Hebers[7] – die kaiserliche Approbation auch für Spanien erhielt.[8] In Karlsruhe machten die beiden Herren den allerbesten Eindruck. „Sie sollen überaus kostbar gekleidet gewesen sein, und wurden eingeladen, einem damals stattfindenden Hofkarneval im markgräflichen Opernhaus als Zuschauer beizuwohnen.“ Am 8. März schloss das schaumedizinische Spektakel. Nächste Station war dem Vernehmen nach Philippsburg, im Mai bezog die Karawane der „operateurs Johan Christian Heber und Johan Bathasar Carl Kohn“ den Kölner Heumarkt.[9]

Soviel zur Vorgeschichte der 1725 von Johann David Meyer etablierten Theaterschule. Staunenswert ging es weiter. Als erstes wurde offenbar die mehr als ein Halbjahrhundert alte Schauspielhandschrift *Der Jude von Venetien*[10] ausgegraben. Denn in der nachgetragenen Besetzungsliste dieser berühmten, 1931 veröffentlichten Shakespeare-Bearbeitung[11] ist der störrische „Trompeter“ als Darsteller zweier Rollen ausgewiesen (Abb. 1). Sieben weitere Akteure und eine Mademoiselle Schliß entsprechen exakt den Beobachtungen des Zeitzeugen. Dass beim Spaßmacher der Name fehlt, erklärt sich von selbst: Den Hanswurst (ursprünglich Pickelhäring) spielte der Herr Direktor. Die weibliche Hauptpartie gab seine Ehefrau Leonora. Mit solchem Plunder wollte Meyer seine Zöglinge schulen?! Nun, das

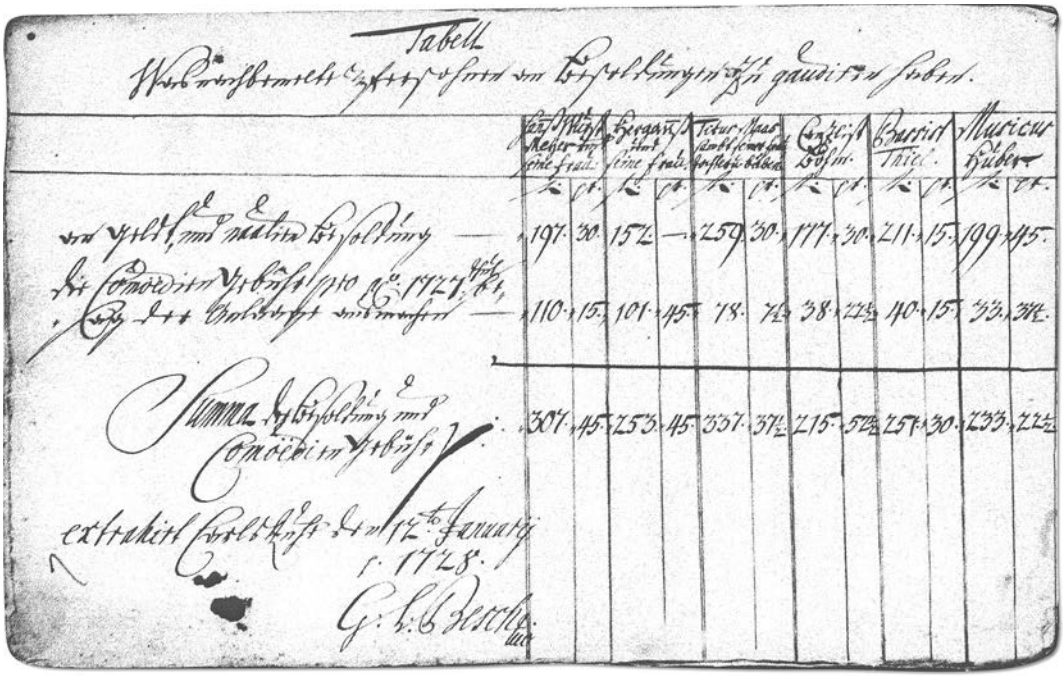


Abb. 2: Tabelle der Besoldungen und Auftrittsentgelte für die Mitglieder des Hofschauspiels im Jahr 1727

Generallandesarchiv Karlsruhe, 56/978

Laien-Exerzitium, dem nach gegenwärtigem Wissensstand sehr knapp als letztem unter den späten Ausläufern der deutschsprachigen vorliterarischen Shakespeare-Rezeption[12] ein Eintrag ins Buch der Rekorde gebührt, hatte durchaus zeitgeistige Züge. Der Stoff vom betrogenen venezianischen Juden lag, wie sich noch zeigen wird, in der Luft. Nachschub aus der Wiener Possen-Produktion war den Fähigkeiten des Dilettanten-Vereins aber gewiss eher angemessen.

Hanswurst & Co. im Gründungsjahr des Hofschauspiels

Seit Sommer nächsten Jahres wurde die Professionalisierung durch auswärtige Anwerbungen vorangetrieben. Für 1727 existieren dann erstmals Tabellen über die Besoldungen und Auftrittsentgelte („Comoedien Gebühr") der markgräflichen Schauspieltruppe (Abb. 2, 3), die der Fürst aus seiner eigenen Schatulle bezahlte.[13] Titus Maas, norddeutscher Herkunft, von Haus aus Marionettenspieler,[14] im August 1726 unter Vertrag genommen,[15] bezog mit Frau, Tochter und seinen jungen Buben zwar das höchste Salär, aber die bei weitem geringsten Spielgelder. Daneben wirkten „Hergannß und seine Frau" wie Paradiesvögel. Johann David Hergans aus Naumburg/Saale hatte bei den „Churtrierischen Hof-Comoedianten",[16] einer durch Familientradition tief im böhmisch-mährisch-schlesischen Kulturraum verwurzelten, sehr respektablen Sprechbühne,[17] zunächst als Ensemblemitglied,[18] seit 1725 in der Chefposition Karriere gemacht und um ein Haar die Neuberin verpflichtet.[19] Noch im zweiten Quartal des Jahres 1726 tourte er auf der Route Linz–Brünn–Krems „mit einer sehr zahlreichen Comedianten-Compagnie und sonderlich viel neuen Actionen".[20] Was ihn und Maria Isabella Catharina Hergans motiviert haben mag, sich neben Marionettenspielern in Karlsruhe zu verdingen, bleibt rätselhaft. Nach der Höhe ihrer jeweiligen „Comoedien Gebühr" nahmen die beiden Künstler hier den ersten Rang ein. Doch unterm Strich kassierten „HanßWurst Meyer u. seine Frau" zu ihrer pro Kopf ohnehin besten Schauspielergage die meisten Tageshonorare, weil in

allen Stücken ihre komischen Talente gefordert waren. Vergleichsweise sehr lukrative Sonderkonditionen in der Besoldung galten für den Bassisten Thiel, einen Musikus namens Huber und den Kanzlisten Böhm, der wohl als eine Art Dramaturg fürs Rollenausschreiben zuständig, darstellerisch auf Nebenpartien festgelegt war.

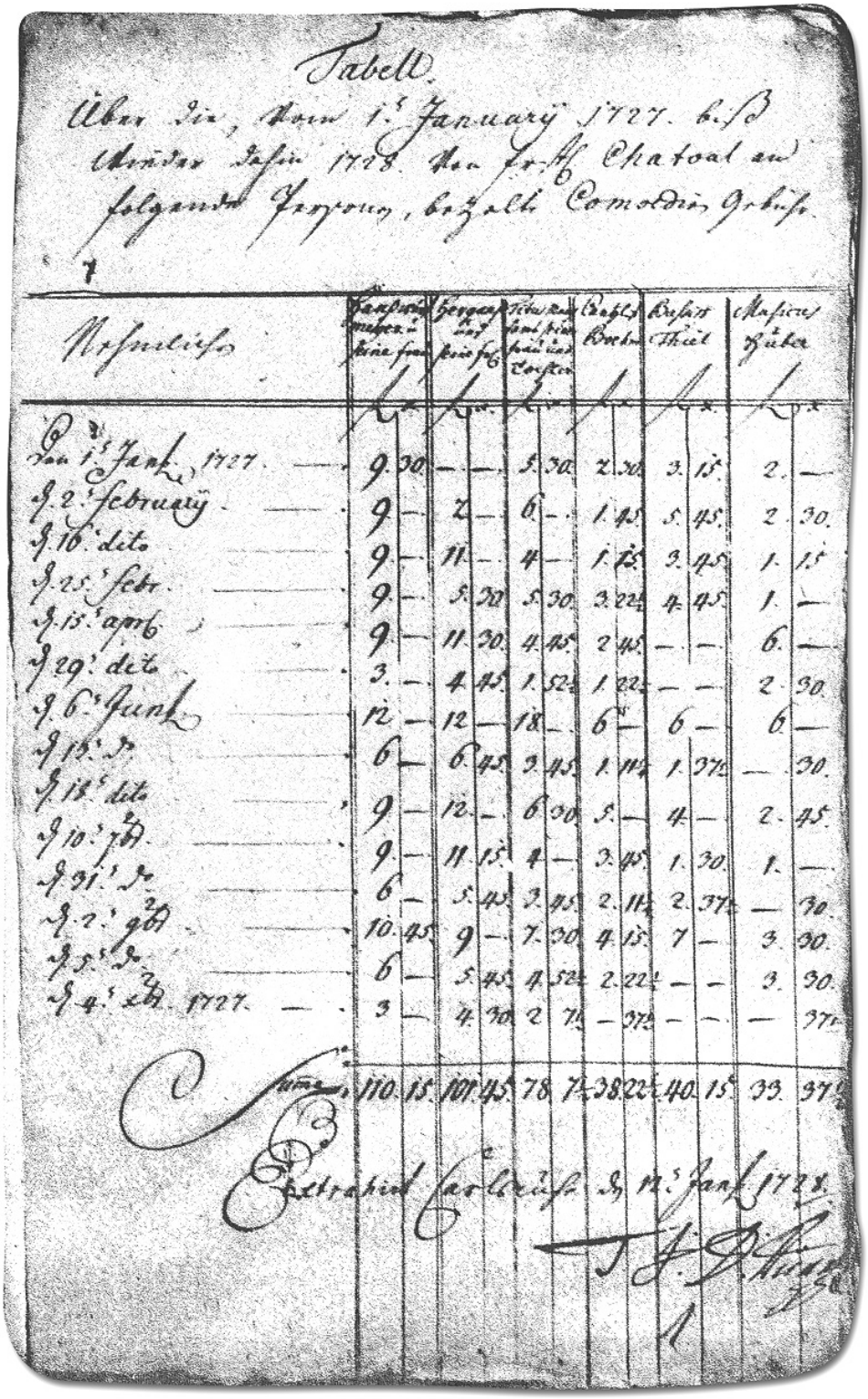
Man kann sich danach ein recht plastisches Bild machen von der Ausrichtung des Repertoires an den gerade in Mode gekommenen Spielformen der italienischen Komödie. *Hans Wurst Wickelkind, Caminfeger etc.,* eine – wie die Zukunft lehrt – sehr beliebte Karlsruher Burleske, ist ein markantes Beispiel für derlei „Harlekinpossen". Sie beruhte auf der Verkleidungskomödie *La précaution inutile* aus Gherardis *Théâtre italien,*[21] die in ihrer Hochzeit um 1740 mehrheitlich unter dem Titel *Die Unmöglichkeit ein verliebtes Frauen-Zimmer zu hüten. Oder: Der betrogene Pantalon* umlief und auf den Theaterzetteln zumeist mit den acht Metamorphosen des gewitzten franko-italienischen Arlequin bzw. seiner verwienerten Kontrafaktur Hanswurst beworben wurde.[22] Zu diesen bizarren Paradeszenen „in vielerley Gestalt" zählten neben Kleinkind und Schornsteinfeger [bzw. Mohr] u. a. eine lebendige Statue [bzw. Mumie], ein abgedankter Soldat, Astrolog, Papagei. Lauter Freibriefe fürs Stegreifspiel. Domäne der Marionetten, die ja einen eigenen Bühnenaufbau erforderten, dürften die Nachkomödien gewesen sein.

14 Vorstellungen bei Hof gab es im Gründungsjahr. Hatten die Eheleute Hergans am 1. Januar noch gefehlt, so konnte dann zu den Karnevalslustbarkeiten am 2., 16. und 25. Februar in voller Besetzung beigetragen werden. Die nächsten beiden Aufführungen im April kamen ohne den Bassisten Thiel aus. Welches Stück am 6. Juni über die Bretter der Hofbühne ging, wüsste man gern, da die gesamte Belegschaft bis hin zum Musikus Huber Spitzenentgelte einfuhr, an die nur das Ehepaar Hergans in der dritten und letzten Juni-Vorstellung nochmal herankam. Es folgten im September und Anfang November je zwei Auftritte und eine kleine, unaufwendige Darbietung am 4. Dezember. Die Sommer- und Herbstpausen wurden vermutlich für Abstecher genutzt.

Personalfluktuation und performativer Mehrwert

Über den Fortgang der markgräflichen Schauspielbewirtschaftung lässt sich mit Sicherheit sagen, dass die Familie Maas spätestens gegen Ende des Jahres 1728 ausschied. Am Hof des Herzogs Friedrich II. von Sachsen-Gotha-Altenburg bis Spätsommer 1729 engagiert,[23] derweil – u. a. auf der Leipziger Messe – schon rege im Gastspielgeschäft,[24] suchte Titus Maas fortan mit dem Prädikat eines „Hoch-Fürstl. Baden-Durlachischen Hof-Comödianten" (Abb. 4)[25] und großen englischen bzw. italienischen Marionetten in Norddeutschland seinen Unterhalt.[26] Der Personalausfall wurde im Karneval 1729 durch die Beiziehung fremder Komödianten kompensiert. Nach dem bisher nicht ausgeschöpften Tagebuch des markgräflichen Schwiegersohns und badischen Obermarschalls Wilhelm Friedrich Schilling von Canstatt (1695–1743)[27] machten sie beim ersten Auftritt am 7. Januar ihre Sache „noch ziemlich gut".[28]

Ein der Firma Maas vergleichbares Unternehmen, das „Comoedien mit lebendigen Personen oder, wann diesfalß ein Anstand vorwalten solte, mit Marionetten" anbot, war unter der Leitung des kurhannoverschen bzw. „königl. Groß-Britannischen" Prinzipals Johann Gottlieb Förster seit 1728 vom Fürstenbad Langenschwalbach aus im Rhein-Main-Gebiet unterwegs.[29] Dieses wendige Trüppchen dürfte, ehe es 1729 zum Maimarkt in Mannheim auftauchte,[30] die Karlsruher Hofgesellschaft über den Exodus der Marionettensparte hinweggetröstet und dafür gesorgt haben, dass Johann David Meyer als *Hans Wurst, der sich selbst einräuchert*[31] und *Hans Wurst Wickelkind* (6. u. 27. Februar) nicht aus der Übung kam. Zunächst aber wurde am 9. Januar „durch die fremde Commoedianten die *Banise* gespilt", eine Haupt- und Staatsaktion erster Ordnung, von Förster gewöhnlich folgendermaßen avisiert: *Das blutige doch muthige Pegu, oder die an dem asiatischen Horizont hell aufsteigende Reichs-Sonne, in der preiswürdigen Person der asiatischen Banise.*[32] Große Enttäuschung für den Obermarschall: „die piece ist ziemlich enuyante." Gegenüber dem Ohrenschmaus von Johann Käfers Karls-



Tabell.

Über die, vom 1.s January 1727. bis d. Ultimo dessen 1728. den Fr. H. Chatoal an folgenden Tagen, bezahlte Comödien Gelder.

Nehmliche	Hanswurst Meyer & Co. kine frau		Bergau auf Preis fo		Hier zu kommt hier hinzu das Costen		Baßl Bote		Bastart Theil		Marien Huber	
	fl.	x.	fl.	x.	fl.	x.	fl.	x.	fl.	x.	fl.	x.
Den 1.s Jan.r 1727.	9.	30.	—	—	5.	30.	2.	30.	3.	15.	2.	—
d. 2.s February	9.	—	2.	—	6.	—	1.	45.	5.	45.	2.	30.
d. 16. dito	9.	—	11.	—	4.	—	1.	15.	3.	45.	1.	15.
d. 25.s Febr.	9.	—	5.	30.	5.	30.	3.	22½	4.	45.	1.	—
d. 15.s April	9.	—	11.	30.	4.	45.	2.	45.	—	—	6.	—
d. 29. dito	3.	—	4.	45.	1.	52½	1.	22½	—	—	2.	30.
d. 6.s Juni	12.	—	12.	—	18.	—	6.	—	6.	—	6.	—
d. 15.s d.	6.	—	6.	45.	3.	45.	1.	11½	1.	37½	—	30.
d. 18.s dito	9.	—	12.	—	6.	30.	3.	—	4.	—	2.	45.
d. 10.s 7br.	9.	—	11.	15.	4.	—	3.	45.	1.	30.	1.	—
d. 31.s d.	6.	—	5.	45.	3.	45.	2.	11½	2.	37½	—	30.
d. 2.s 9br.	10.	45.	9.	—	7.	30.	4.	15.	7.	—	3.	30.
d. 5.s d.	6.	—	5.	45.	4.	52½	2.	22½	—	—	3.	30.
d. 4.s 8br. 1727.	3.	—	4.	30.	2.	7½	—	37½	—	—	—	37½
Summa	110.	15.	101.	45.	78.	7½	38.	22½	40.	15.	33.	37½

Extrahirt Carlsruhe d. 11.s Jan.r 1728.

J. J. Schie

Abb. 3: Liste der vom 1. Januar bis 4. Dezember 1727 aus der fürstlichen Schatulle bezahlten Auftrittsentgelte für Hanswurst Johann David Meyer & Co.

Generallandesarchiv Karlsruhe, 56/978

ruher Oper, die den exotischen Romanstoff in drei Abteilungen breittrat und gerade zur Wiederaufnahme anstand,[33] kam das sonst noch so erfolgreiche Sprechstück nicht auf, obwohl es die gemeinsame Basis einer dreiteiligen Leipziger Oper (1710–12) auf kommensurable fünf Akte zusammengepresst hatte.[34]

Ganz nach dem Geschmack des Tagebuchschreibers – „sehr lustig" – war hingegen die am 16. Januar nach einer Schlittenfahrt angesetzte Komödie *der Lederhändler von Salzburg*. Doch wie kam der Verkleidungswirbel um den wegen übermäßiger Leichtgläubigkeit um sein Vermögen betrogenen und ins Tollhaus verbrachten Kaufmann[35] nach Karlsruhe? Von der Neuberin kann der Text unmöglich stibitzt worden sein. Sie hatte im vergangenen Sommer bei ihrem ersten Hamburger Aufenthalt einen *Lederhändler von Bergamo* präsentiert, und es schien so, als sei das eine speziell für sie kosmetisch gereinigte Fassung des uralten Commedia dell'arte-Stücks *Il Basilisco del Bernagasso,*[36] das seit 1716 am Pariser Nouveau Théâtre Italien repertoireläufig war und gerade in Böhmen kursierte.[37] Zur doppelten Überraschung erwähnt Schilling von Canstatt am 31. Januar, mit leichten Verhörungen, auch noch die Darbietung genau dieses *Basilisco Bornabato,* ja, im nächsten Jahr (20. Februar 1730) sogar eine Vorstellung mit der sonst in Deutschland nicht belegten Titelvariante *der Moscowittische Dragoner* (nach *Le Dragon de Moscovie*).

Eine so dichte und geschlossene Spielplandatei als Maßstab für die Standards und Trends an der Epochenschwelle der Gottsched-Neuberschen Theaterreform hat uns bislang eben gefehlt. Sie verdeutlicht, dass neben der auf breiter Front rezipierten „Comédie italienne" und französischen Dauerbrennern – z. B. *Le Festin de Pierre* von Claude Deschamps de Villiers[38] und Molières *George Dandin* (16. u. 20. Februar) – Transformationen aus dem Arsenal der alteuropäischen Komödienliteratur hoch im Kurs standen. Repräsentativ sind hier *Der Karneval von Venedig* (23. Januar), eine Opernbearbeitung mit stofflichen Reminiszenzen an Shakespeares betrogenen Juden,[39] und die letztlich auf Calderóns *Dame Kobold* fußende Stegreifburleske *Spirito folleto.*[40] Anschließend wurde dann noch „auf dem Seil voltigirt" (1. März), nachdem sich bereits als Nachspiel zur Oper *Marthesia* „ein schwinger auf dem ecquilibre" hatte sehen lassen (22. Februar).

Dass eine derartige Genremixtur im fürstlichen Ambiente überhaupt möglich sei, lag für Friederike Caroline Neuber, die wortgewandte Kämpferin um eine vernunftgeregelte, formgebundene Bühnenkunst, außerhalb der Vorstellungskraft. So wetterte sie im fernen Leipzig gegen die „Baden Durlachischen" Akteure,[41] beklagte den Unfug jener Leute, „die sich vor Comoedianten ausgeben" und dadurch den Schauspielerstand und ihre „von großen Herren aus Gnaden erhaltenen Prädicate verunehren".[42] Na, da hätte sie erst mal erleben müssen, wie es in Fastnachtsstimmung am Karlsruher Hof zuging: Kaum war am Abend des 9. Februar 1729 der antiquierte Schuster-Klamauk *Crispinus und Crispinianus*[43] serviert worden, da trat „ein fremder mahler auf, welcher eine lebendige Spansau mit Haut und Haaren" fraß. Immerhin, hier kam der badische Humor an seine Toleranzgrenzen: „es ist eine garstige Sauerey", notierte Obermarschall Schilling von Canstatt voller Ekel und Entrüstung.

Hofkomödianten im Status von Kammerdienern

In den beiden Folgejahren wurden die Karlsruher Schauspielaktivitäten wieder mit eigenen Kräften und im gewohnten Stil von *Hanswurst Wickelkind, Caminfeger etc.,*[44] *Hanswurst der Lederhändler* und *l'Etourdi teutsch* bestritten. Die Verpflichtung des langjährigen Prager Theaterdirektors Franz Albert Defraine samt Familie im März 1733[45] blieb kriegsbedingt wirkungslos. Markgraf Karl Wilhelm war angesichts des Polnischen Thronfolgekrieges schon nach Basel entflohen, Defraine in Berlin der komische Star,[46] als sich das Karlsruher Hofschauspiel vom 17. Januar bis 8. März 1734 – beginnend mit dem ewigen *Hanswurst Statue, Kind etc.* – in der bis dato kompaktesten Aufführungsserie noch einmal als Hochburg Molières und der franko-italienischen Komödie feierte.[47] Welche Mitspieler Hanswurst Meyer aktiviert hatte, um das an den Oberrhein geworfene kaiserliche Militär,

Die jetzt anwesende
Hoch-Fürstl. Baaden-Durlachische
Hoff-Comödianten,
Wolten den 8. Octob. 1731.
Gegen
Sr. Königl. Majestät
in Preussen,
Marggraf zu Brandenburg, des Heil.
Röm. Reichs Ertz-Cämmerer und Churfürst,
Souverainer Printz von Oranien, Neufchatel
und Valengin, rc. rc. rc.
Ihre ergebenste Devotion
Zum Opffer
In allerunterthänigster Danckbarkeit
vorstellen, genannt:
Die an Tugend und Tapfferkeit
Amazonische Heldin
ARIBANE,
Mit einem Mulicalischen Prologo beygefügten Inhalts
Unter dem Directorio
Titus Maaſs.

Der Schau-Platz ist alhier auf dem Berlinschen Rath-Hause
und wird präcise um 4. Uhr angefangen.
Die Person giebet auf den 1sten Platz 4. Gr. auf den andern 3. Gr.

Abb. 4: Berlin 1731 – Titelblatt des Programmhefts zu einer Festaufführung des Marionettenspielers Titus Maas, der sich auch weiterhin mit dem Prädikat eines „Hoch-Fürstl. Baaden-Durlachischen Hoff-Comödianten" schmückte

Theatersammlung Dr. Rainer Theobald, Berlin

darunter General Samuel Graf von Schmettau, zu amüsieren, bleibt unklar. Am Tag nach der letzten Vorstellung, einer „Farce von vielen authoren ohne nahmen", gab es falschen Alarm: Die Franzosen seien bei Philippsburg über den Rhein. Tatsächlich kapitulierte die Festung im Juli, und für Meyers Karlsruher Stellung kam das Aus. Vom Theater konnte er trotzdem nicht lassen. Im September 1735 gestattete Herzog Karl Alexander von Württemberg dem ehemaligen Baden-Durlachischen Kammerdiener und gebürtigen Stuttgarter Johann David Meyer, mit einer durch ihn anzuwerbenden Truppe deutsche Komödien in der Hauptstadt produzieren zu dürfen.[48] Über den Ausgang des Planes schweigen die Akten.

Um so erhellender ist der projektbezogene Qualifikationsnachweis eines fürstlichen Kammerdieners. Diese Charge bzw. das Pöstchen des Kammer- oder Kanzleischreibers wurden nämlich häufig als Deckmantel benutzt, um Komödianten dem höfischen Ämter- und Besoldungs-Schematismus anzupassen. Der hallische Naturrechtler Christian Thomasius sprach 1718 geradezu vom „Ehren-Titul Fürstlicher Kammerdiener", der für theatrale Dienstleister „auch unter denen Evangelischen Fürsten durch eine allgemeine Gewohnheit" eingeführt sei.[49] Eine solche feste Bestallung rangierte höher als die Privilegierung, wie sich am Beispiel des renommierten Theaterprinzipals Leonhard Andreas Denner schlagend erhärten lässt. Das britisch-hannoversche Privileg war ihm nach langer Pause 1729 wieder rechtskräftig zugesprochen, das württembergische seiner Jugendjahre gerade erst im Frühjahr 1730 erneuert worden.[50] Gleichwohl bezeichnete er sich am 28. März 1731 bei der Stuttgarter Taufe seines Sohnes Ludwig Victor Joseph, dessen Patenschaft der regierende Herzog Eberhard Ludwig, das Erbprinzenpaar, der Premierminister und weitere Prominenz übernahmen, als „gewesener Cammerdiener bey Ihr Drlt. H. Marggrafen von Brandenburg H[och]seel. Anged[enkens]".[51] Seit 1715 bis zum Tod des Markgrafen Georg Wilhelm, 1726, hatte er in der Position eines „Hochfürstl. Cammerdieners" mit dem weitläufig verschwägerten und ähnlich verkappten Familientross seiner Frau ein Ensemble gebildet, dem vor allem der für die Bayreuther Oper typische Intermezzostil geschuldet war.[52]

Darum ist sein mit zahlreichen Geschwistern, Vettern, Cousinen von Kindesbeinen an musikalisch trainierter Neffe Paul Ritter[53] im März 1737 als neu angenommener Karlsruher „HoffComoediant" zur Aufführung von „artigen und lustigen Comoedien" eben auch „im Opern Hauß" verpflichtet worden. Das sonst in der Instruktion umrissene Tätigkeitsbild entsprach wohl ziemlich genau dem des ehemaligen Kammerdieners Meyer. Außer dass er die Obhut über das Beleuchtungs- und Kostümwesen innehatte, sollte er laut § 3 zwecks Anschaffung neuen Textmaterials „von frembdten Orthen her" befreundete Kollegen nach guten Tipps aushorchen und schließlich sich gemäß § 6 für alle Geschäfte, zu denen er tauglich sei, „insonderheit wo man Eüch mit schreiben nöthig haben wird, ohne weiteres Entgeldt gebrauchen" lassen.[54]

Meyers Ambitionen zielten freilich höher. Es fehlt uns nur ein glücklicher Fund, um den umtriebigen Schwaben am Ende vielleicht noch als Schriftsteller zu entdecken. Hätte er doch wenigstens ein Exemplar jener *Beschreibung seiner Reisen,* die er am Neujahrstag 1727 unter die Kollegen verteilte,[55] der markgräflichen Bibliothek vermacht! Denn es wäre ja denkbar, dass er die *Lustige Reyß-Beschreibung Aus Saltzburg in verschiedene Länder* bzw. eine der beiden (heute verschollenen) Fortsetzungen, die sich der Wiener Hanswurst-Darsteller Joseph Anton Stranitzky als Neujahrsgaben fertigen ließ,[56] nicht einfach plagiiert, sondern nach deren Vorbild selbst zur Feder gegriffen hat: Launige Rückblicke auf die Genese des Karlsruher Hofschauspiels aus der ambulanten heilerischen Praxis.

Anmerkungen

1 K[arl Friedrich] Schöchlin: Aus dem frühesten Theaterleben in den Städten Karlsruhe und Durlach zur Zeit der alten Markgrafschaft Baden-Durlach. In Karlsruher Zeitung 1857, Nr. 29–36, hier: Nr. 35.

2 Robert Jütte [Ed.]: The Doctor on the Stage. In: Ludica. Annali di storia e civiltà del gioco 5/6 (2000), S. 63–255. – Theaterkunst und Heilkunst. Studien zu Theater und Anthropologie. Hrsg.: Gerda Baumbach. Unter Mitarbeit von Martina Hädge. Köln, Weimar, Wien 2002. – M. A. Kat-

ritzky: Women, medicine and theatre, 1500–1750. Literary mountebanks and performing quacks. Ashgate 2007 (= Studies in Performance and Early Modern Drama).

3 Günther Haass [u. a.]: Karlsruher Theatergeschichte. Vom Hoftheater zum Staatstheater. Karlsruhe 1982, S. 164.

4 Martin Jacob: Kölner Theater im XVIII. Jahrhundert bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit (1700–1794). Emsdetten 1938 (= Die Schaubühne. Quellen und Forschungen zur Theatergeschichte. Bd. 21), S. 20 f.

5 Vgl. sein 1735 von Kaiser Karl VI. erneuertes umfangreiches Privileg, im vollen Wortlaut bei Oscar Teuber: Geschichte des Prager Theaters. Von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. 1. Th. Prag 1883, S. 152 ff. – Laut einem Taufeintrag im Jahr 1718 stammte Kohn „von Dietzbach aus Franken"; vgl. Hans Goller: Ortsfremde in Vacha (Rhön) 1693–1742. In: Hessische Familienkunde 5 (1960), Sp. 187–200, hier: Sp. 193.

6 Diese Angaben machte Kohn 1735 in Prag anlässlich eines erbittert geführten Konkurrenzstreits (Teuber [wie Anm. 5], S. 151).

7 Stefan Hulfeld: Zähmung der Masken, Wahrung der Gesichter. Theater und Theatralität in Solothurn 1700–1798. Zürich 2000 (= Theatrum Helveticum 7), S. 92 f.

8 Zur weiteren Erwerbsvita vgl. Horst Flechsig in: Starsí divadlo v českých zemích do konce 18. století. Osobnosti a díla. Ed. Alena Jakubcová a kolektiv. Praha 2007, S. 289 f.

9 Jacob (wie Anm. 4), S. 20.

10 Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Handschr. Rast. 193. – Johannes Bolte: Der Jude von Venetien, die älteste deutsche Bearbeitung des Merchant of Venice. In: Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft 22 (1887), S. 189–201. – Zur Herkunft des Manuskripts aus dem Fundus der 1669 errichteten „Marggr. Baden Badischen" Schauspieltruppe vgl. Bärbel Rudin: Das fürstlich Eggenbergische Hoftheater in Böhmisch Krumau (1676–1691). Zur ästhetischen Allianz zwischen Wanderbühne und Hofkultur. In: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur 25 (1996), S. 467–488, hier: S. 476 f.

11 Willi Flemming [Hrsg.]: Das Schauspiel der Wanderbühne. Leipzig 1931. Reprint: Darmstadt 1965 (= Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Reihe Barock. Barockdrama. Bd. 3), S. 204–276, 337–339.

12 Vgl. Bärbel Rudin: Karl Stuart und König Lear – Transfer und Transformation auf dem Theater. Thorn (Toruñ) als Wegmarke frühneuzeitlicher Schauspielkarrieren. In: Migrationen/Standortwechsel. Deutsches Theater in Polen. Hrsg.: Artur Pelka u. Karolina Prykowska-Michalak in Verbindung mit Horst Fassel u. Paul S. Ulrich. Lódź / Tübingen 2007 (= Thalia Germanica. 11), S. 85–105.

13 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 56/978. Es handelt sich um eine tabellarische Aufrechnung der „Besoldung und Comöedien Gebühr" pro 1727 sowie eine detaillierte Liste der „vom 1.ten Januarij 1727. biß wieder dahin 1728" aus der „Frstl. Chatoal" bezahlten Auftrittsentgelte, beide ausgefertigt am 12. Januar 1728. Erwähnt von Ute Daniel: Hoftheater. Zur Geschichte des Theaters und der Höfe im 18. und 19. Jahrhundert. Stuttgart 1995, S. 81.

14 Lebenselixier. Theater, Budenzauber, Freilichtspektakel im Alten Reich. 1. Bd. Das Rechnungswesen über öffentliche Vergnügungen in Hamburg und Leipzig (mit einem Anhang zu Braunschweig). Quellen und Kommentare. Hrsg. von Bärbel Rudin in Verbindung mit Horst Flechsig u. Lars Rebehn. Reichenbach i. V. 2004 (= Schriften des Neuberin-Museums. 13), S. 264: Als „Marionettenspieler Von Hamburgk" deklarierte er sich 1725 auf der Leipziger Michaelismesse. Es ist sein bislang frühester Tätigkeitsnachweis.

15 GLA, 56/503. Laut „Instruction und Eyds Formul" vom 20. August 1726 war Maas verpflichtet, sich mit seiner Familie „zu aufführung allerhand artigen und Lustigen Comöedien allezeit parat zu halten" und niemals ohne vorherige Anzeige zu entfernen, „verdächtige Korrespondenz und Konversation" mit den Opernsängerinnen und anderem weiblichem Hofpersonal unbedingt zu meiden, „Exceße und Intriguen" ohne Ansehen der Person dem Markgrafen zu melden, über alles, was er an „Heimlichkeiten" seiner Herrschaft erfahre, zeitlebens Verschwiegenheit zu bewahren. Vgl. auch Daniel (wie Anm. 13), S. 80 f.

16 Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg (1664–1732), Breslauer Fürstbischof, Deutschordensmeister, seit 1716 in Personalunion Kurfürst von Trier, war der erste Metropolitan im Reich, der eine Berufsbühne privilegierte; vgl. Bärbel Rudin: Von *Alexanders Mord-Banquet* bis zur *Kindheit Mosis*. Eine unbekannte Kollektion von Theaterzetteln der Wanderbühne. In: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur und Kultur der Frühen Neuzeit 35 (2006), S. 193–261, hier: S. 253 f.

17 Zum Stammvater Anton Joseph Geißler vgl. Jakubcová (wie Anm. 8), S. 191 f.

18 Margita Havlíčková: Profesionální divadlo v Brně ve dvacátých letech 18. století. In: Brno v minulosti a dnes 19 (Brno 2006), S. 143–164, hier: S. 158 ff.

19 Fritz Fuhrich: Theatergeschichte Oberösterreichs im 18. Jahrhundert. Wien 1968 (= Theatergeschichte Österreichs. I, 2), S. 17 f. – Krista Fleischmann: Das steirische Berufstheater im 18. Jahrhundert. Wien 1974 (= Theatergeschichte Österreichs. V, 1), S. 14, 23 f.

20 Mährisches Landesarchiv Brünn, Schauspielergesuche, Fonds B I. Gubernium, Sg. 47, Kasten 72, Eingabe vom 20. Mai 1726 aus Linz; freundl. Mitteilung von Frau Dr. Margita Havlíčková, Brünn. – Vgl. auch Havlíčková (wie Anm. 18), S. 162. – Als Prinzipal der „Kurtrierischen Komödianten" ist mir Hergans zuletzt im Juli 1726 in Krems greifbar (Otto G. Schindler: Wandertruppen in Niederösterreich im 18. Jahrhundert. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung 17 [1970], S. 1–80, hier: S. 30).

21 [Evariste] Gherardi [Ed.]: Le Théâtre Italien ou Le Recueil general de toutes les Comedies & Sçenes Françoises joüées par les Comediens Italiens du Roy […]. T. 1. Amsterdam 1701, S. 417–515.

22 Z. B. Ruth Eder: Theaterzettel. Dortmund 1980 (= Die bibliophilen Taschenbücher. 153), Abb. S. 51. – Auch mit dem originären Titel: E[lisabeth] Mentzel: Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. von ihren Anfängen bis zur Eröffnung des städtischen Komödienhauses. Frankfurt a. M. 1882 (= Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. N. F. Bd. 9), S. 447, 451, vgl. S. 433, 438.

23 Bis 3. September 1729 wurden „denen allhir sich aufhaltenden Comödianten Tito Maasen und Consorten […] zur gäntzlichen Abfertigung" insgesamt 220 Reichstaler ausgezahlt (Elisabeth Dobritzsch: Barocke Zauberbühne. Das Ekhof-Theater im Schloß Friedenstein Gotha. Weimar [u. a.] 2004 = Gothaisches Museums-Jahrbuch. 8/2005, S. 174). Ein Gesuch dieser „Fürstlich-Sächsischen Gothaischen Hof- und Landkomödianten" am 15. Dezember 1728 um Spielgenehmigung „mit kleinen Personen" in Freiberg (Stadtarchiv Freiberg/S., Ratsprotokoll 1724.1729 [I Ba 13a], S. 859) ist der bislang früheste Anhaltspunkt für den Dienstantritt.

24 H[ermann] Wäschke: Die Zerbster Hofkapelle unter Fasch. In: Zerbster Jahrbuch 2 (1906), S. 47–63, hier: S. 52. – Rudin/Flechsig/Rebehn (wie Anm. 14), I, S. 267.

25 Otto Weddigen: Geschichte der Theater Deutschlands, in hundert Abhandlungen dargestellt. Bd. 1. Berlin [1904/05], Faks. S. 130/131. – Das Unikat des Berliner Programmhefts befindet sich heute in der Theatersammlung Dr. Rainer Theobald, Berlin.

26 Rudin/Flechsig/Rebehn (wie Anm. 14), I, S. 102 ff., Anm. 55, 61.

27 Seine 13 Tagebücher der Jahre 1729–42 (GLA, 69 Schilling von Canstatt/320–331) enthalten eine Fülle von unerschlossenen Theaternachrichten. Einige Kostproben, die Theodor Schön (Schwäbische Biographien. In: Diözesanarchiv von Schwaben 25 [1907], S. 104–109, hier: S. 106 f., Anm. 1) ohne Angabe des Fundorts mehr versteckt als veröffentlicht hat, wurden in der Forschungsliteratur nicht wahrgenommen. Das 1948 ans GLA gelangte Material wirft auch ein völlig neues Licht auf den Karlsruher Opernbetrieb. Allein im Jahr 1729, für das aus anderen Quellen keine musikdramatischen Aufführungen nachweisbar sind, nennt das Tagebuch die Titel von acht Produktionen.

28 GLA, 69 Schilling von Canstatt/320, S. 7. Bereits am 1. Januar war vom hauseigenen Ensemble „abends eine Commoedie gespilt" worden (ebd., S. 1). – Zur Vereinfachung beziehe ich mich nachfolgend nur auf die Daten der Einträge, die danach mühelos auffindbar sind.

29 Hans Richard Purschke: Puppenspiel und verwandte Künste in der Freien Reichs-Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt a. M. 1980, S. 55 ff.

30 Hans Arnold: Die wandernden „teutschen" Komödianten in Mannheim. In: Nationaltheater Mannheim. Bühnenblätter der Spielzeit 1936/37, S. 236–240, hier: S. 237 f.

31 Das ist möglicherweise der früheste Beleg für die Adaption von Jean-François Regnards *Arlequin, homme à bonne fortune* (Gherardi [wie Anm. 21], T. 2, S. 361–415. – Vgl. Roger Guichemerre [Ed.]: Le théâtre italien. II. Les comédies italiennes de J.-F. Regnard. Paris 1996), worin sich Arlequin als Vicomte damit brüstet, täglich bis zum Souper standesgemäß etwa ein Dutzend Pfeifen zu qualmen und den Mundgeruch für nötigenfalls zärtliche Rülpser mit etlichen Gläsern Wein zu beseitigen.

32 Johann Friedrich Schütze: Hamburgische Theater-Geschichte. Hamburg 1794. Reprint: Leipzig 1975, S. 54, laut einem Theaterzettel von 1725.

33 Zur Aufführung gelangten die *erste Banise* (8. 2.) und die *Dritte Banise* (18. u. 25. 2.). Die *zweyte Banise* wurde durch Käfers *Almire und Fernando* (17. 2.) aus dem Jahr 1717 ersetzt.

34 Renate Brockpähler: Handbuch zur Geschichte der Barockoper in Deutschland. Emsdetten/Westf. 1964 (= Die Schaubühne. Bd. 62), S. 153, 156, 258. – Bärbel Rudin: Der Blankenburger Herzog Ludwig Rudolph und die „Mecklenburgischen Hofcomoedianten" oder: Die Katholiken kommen! In: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur 24 (1995), S. 329–374, hier: S. 331 f.

35 Otto G. Schindler: Das Reich der Toten, der Lederhändler von Bergamo und der Philosoph in der Narrengasse. Commedia dell'arte bei der Neuberin. In: Vernunft und Sinnlichkeit. Beiträge zur Theaterepoche der Neuberin. Hrsg. Bärbel Rudin u. Marion Schulz. Reichenbach i. V. 1997 (= Schriften des Neuberin-Museums. 2), S. 37–95, hier: S. 60 ff.

36 Ebd., S. 76.

37 Ebd., S. 66 ff., 92, Anm. 87. – Vgl. zum *Basilisco* zusammenfassend Otto G. Schindler: „Der in der Schule der verkehrten Welt ganz ungeprüfte Hanswurst": Deutsche Commedia dell'Arte aus Böhmen. In: Horst Fassel, Paul Ulrich [Hrsg.]: „welt macht theater". Deutsches Theater im Ausland vom 17.–20. Jahrhundert. Funktionsweisen und Zielsetzungen. Bd. 1. Berlin 2006 (= Thalia Germanica. 4), S. 50–75.

38 Vgl. Rudin (wie Anm. 16), S. 206 ff.

39 Vorlage war das Hamburger Opernlibretto *Der angenehme Betrug. Oder: Der Carneval von Venedig* (1707, 1716, 1723, Musik: Reinhard Keiser), eines der beiden meistgespielten Werke in der Geschichte des Hauses am Gänsemarkt; vgl. Hans Joachim Marx u. Dorothea Schröder: Die Hamburger Gänsemarkt-Oper. Katalog der Textbücher (1678 bis 1748). Laaber 1995, S. 58 ff. – Die um Tänze und neue Arien erweiterte spektakuläre Wiederaufnahme in den Jahren 1723–25 (ebd., S. 60 f.) war der Auslöser für die Schauspieladaption. Entsprechend wirbt eine Mitauer Ankündigung, die dem Karlsruher Aufführungsbeleg knapp vorausgehen dürfte, mit „Arien, Praesentationen und Täntzen". Eine weitere datiert 1730 aus Prag; vgl. Laurence Kitching: Der Mitauer Theaterzettel. In: Kitching [Hrsg.]: Das deutschsprachige Theater im baltischen Raum, 1630–1918. Frankfurt a. M. [usw.] 1997 (= Thalia Germanica. 1), S. 74–81, 86–88. – Adolf Scherl: Berufstheater in Prag 1680–1739. Wien 1999 (= Theatergeschichte Österreichs. X, 5), S. 103 f.

40 Johannes Bolte: Von Wanderkomödianten und Handwerkerspielen des 17. und 18. Jahrhunderts.

In: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse 19 (1934), S. 446–487, hier: S. 464 f. – Otto G. Schindler: Calderóns „Dame Kobold“ aus dem Stegreif. Ein Szenarium der „Baadnerischen Gesellschaft deutscher Schauspieler“. In: Maske und Kothurn. Vierteljahrsschrift für Theaterwissenschaft 15 (1969), S. 325–341. – Auch im Fall dieses Erfolgsschlagers ist der Karlsruher Aufführungsbeleg bemerkenswert als der bislang zweite im deutschsprachigen Raum.

41 Sie meinte den Auftritt des Titus Maas, „Marionettenspieler von Baden-Durlach“, auf der Ostermesse 1729 (vgl. Anm. 24).

42 Friedrich Johann von Reden-Esbeck: [Friederike] Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte. Leipzig 1881. Reprint: Leipzig 1985, S. 122.

43 Eine seit rund 80 Jahren marktgängige Bearbeitung von William Rowleys Komödie *A Shoemaker, a Gentleman* (1638); vgl. Bärbel Rudin: Fräulein Dorothea und der Blaue Montag. Die Diokletianische Christenverfolgung in zwei Repertoirestücken der deutschen Wanderbühne. In: Elemente der Literatur. Beiträge zur Stoff-, Motiv- und Themenforschung. Hrsg.: Adam J. Bisanz [u. a.]. Stuttgart 1980, S. 95–113, hier: S. 96 ff.

44 Die Aufführung am 31. Januar 1730 verließ Schilling von Canstatt wegen Unpässlichkeit seiner Frau frühzeitig und klaglos, „indeme ich diese Piece, welche sonsten lustig ist, mehrmals spielen sehen“.

45 Bärbel Rudin: Hans-Wurst oder der unsichtbare Condirecteur. Zum markgräflich badischen Hofkomödianten Franz Albert Defraine (1733). In: Badische Heimat 77 (1997), S. 125–128. – Vgl. auch Scherl (wie Anm. 39), S. 91 ff., 116 ff. – Jakubcová (wie Anm. 8), S. 131–133.

46 Scherl (wie Anm. 39), S. 125.

47 Der Spielplan seit 1730 wird detailliert an anderer Stelle zu analysieren sein.

48 Rudolf Krauß: Zur Geschichte des Schauspiels am württembergischen Hofe bis zum Tode Karl Alexanders. I. Französische Komödianten. II. Deutsche Wandertruppen. In: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte N. F. 16 (1907), S. 377–411, hier: S. 411.

49 Rudin (wie Anm. 34), S. 356; zu einem als Kammerschreiber und Hof-Chemicus bestallten Komödianten vgl. ebd., S. 338 ff.

50 Bärbel Rudin: Venedig im Norden oder: Harlekin und die Buffonisten. „Die Hochfürstl. Braunschw. Lüneb. Wolfenbüttelschen Teutschen Hof-Acteurs“ (1727–1732). Reichenbach i. V. 2000 (= Schriften des Neuberin-Museums. 4), S. 51 f. – Günther Hansen: Formen der Commedia dell'Arte in Deutschland. Hrsg.: Helmut G. Asper. Emsdetten 1984, S. 207.

51 Ev. Kirchenregisteramt Stuttgart, Taufregister Bd. 16, S. 128.

52 Rudin (wie Anm. 50), S. 36 ff.

53 Der Sohn von Daniel Ludwig Ritter, dem Stammvater der speziell für Mannheim bedeutsamen Musikerdynastie (Rudin [wie Anm. 50], S. 121, Anm. 76), muss ausweislich der Bayreuther Kirchenbücher und nach seinen Lebensumständen vor 1715 geboren sein.

54 GLA, 56/503, vertragliche Instruktion vom 23. März 1737. – Nach Denners Tod und dem Zerfall der Truppe wurden die Witwe und ihre schon berühmte 19-jährige Tochter, die Altistin Sophie Wilhelmine Denner, im August 1736 an die württembergische Hofoper engagiert (Rudin [wie Anm. 50], S. 121 f., Anm. 76). Andere versprengte Truppenmitglieder scheinen sich nach Karlsruhe, wo Markgraf Karl Wilhelm wieder residierte, gewandt zu haben. Zum Neubeginn des Spielbetriebs am 31. Oktober 1736 waren nämlich „3. Fremde acteurs und eine actrice dabey, es ist aber außer dem mezetin und dem Alten nichts viel rares an ihnen“. Dieser Einschätzung durch den Obermarschall entsprach ganz offensichtlich die Festanstellung Ritters (Mezzetin) sowie eines Marcarius Spiegelbauer (Pantalon?) mit wesentlich geringerer Jahresbesoldung, inklusive „vor die Livrée“ (GLA, 56/503, wie oben).

55 Schöchlin (wie Anm. 1).

56 Vgl. die Edition von Richard Maria Werner: Der Wiener Hanswurst. Stranitzkys und seiner Nachfolger ausgewählte Schriften. 1. Bd. Wien 1883 (= Wiener Neudrucke. 6). – Helmut G. Asper: Hanswurst. Studien zum Lustigmacher auf der Berufsschauspielerbühne in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert. Emsdetten 1980, S. 46 ff.

Anschrift der Autorin:
Bärbel Rudin M.A.
Windrose.
Studienstätte für
TheaterForschungKultur
Am Bühlwald 3
75249 Kieselbronn

Hermann Althaus

Chronogramme von badischen Münzen und Glocken

Versuch einer Erhellung von „rätselhaften“ Inschriften

In seinem Essay „Federbälle“ geht Ernst Jünger auf das sinkende Niveau im Gebrauch der deutschen Sprache ein und schreibt: „Für die Finessen wird die Zahl der Empfänger zusehends kleiner; immer mehr Anspielungen fallen ins Leere, die Kenntnis der Bibel, der Mythen, der klassischen Sprachen, der älteren Geschichte und der Weltliteratur voraussetzen. **Aus solchen Gründen fällt auch das Chronogramm der Vergessenheit anheim …**“[1]

Auf den folgenden Seiten soll versucht werden, einige Chronogramme aus dem badischen Raum wieder ins Bewußtsein zu rufen und deren Hintergrund zu erschließen.[2]

Was ist ein „Chronogramm?“

Ein Chronogramm drückt in einem Satz oder Vers besondere Ereignisse durch römische-Zahl-Buchstaben aus: Der Name ist griechischen Ursprungs: chronos = die Zeit, gramma = der Buchstabe.

Seit dem späten 15. Jahrhundert gibt es in der gebildeten Welt der Gelehrten und Mönche die Spielerei, auf Gemälden, Münzen, Glocken, über Hauseingängen und unter dem Kirchenschiff, auf Statuen und Dankadressen das Datum der Entstehung eines Ereignisses in einem lateinischen Spruch „chronographisch“ zu verschlüsseln. Im 18. und 19. Jahrhundert ahmten gebildete Söhne von Bürgern und Bauern dieses Spiel des Adels und der Kleriker nach und formulierten in deutscher Sprache entsprechende Sprüche und Verse, die uns ebenfalls ein besonderes Datum entschlüsseln. Man muß natürlich wissen, dass sich die lateinischen Zahlzeichen M = 1000, D = 500, C = 100, L = 50, X = 10, V (= U) = 5 und I = 1 dahinter verbergen. Addiert man alle diese Zeichen, die meist dicker, größer oder bunter im Text hervorgehoben sind, so ergibt sich dem Kenner das Jahr der Erbauung des Klosters, die Prägung einer Münze oder das Datum der Aufstellung einer Statue. In einem guten Chronogramm sollte möglichst jedes Wort ein lateinisches Zahlzeichen enthalten bzw. sollten alle entsprechenden Zahl-Buchstaben auch zur Jahreszahl herangezogen werden. Besonders gebildete und begabte Intellektuelle fügten einen lateinischen Hexameter und einen Pentameter zu einem Distichon zusammen, so dass man von einem Chronostichon spricht. Manche Klosterbrüder – wie Basilius Meggle von St. Peter im Schwarzwald oder der Abt Knittel von Schöntal – brachten es dabei zu wahrer Meisterschaft.

Die im Folgenden aufgeführten Beispiele mögen einen kleinen Einblick geben in die Vielfalt der Möglichkeiten, in denen wir bis heute solche Chronogramme finden und entschlüsseln können. Leider geht die Kenntnis von diesem Bereich geistiger und geistlicher Kleinkunst immer mehr verloren.

Einige Beispiele „zum Enträtseln“

Zunächst ein kurzes Beispiel von einer Marienstatue aus Weinheim, gegenüber der Kirche. Man liest dort:

SALVE O **DVLCIS VIRGO MARIA** = *Sei gegrüßt, o liebe Jungfrau Maria.*

Wir addieren alle fettgedruckten Zahlzeichen:

50+5+500+5+50+100+1+5+1+1000+1 = 1718. In diesem Jahr ist die Statue erstellt worden.

Marienstatue in Weinheim

FRANCISCVS IIBACH ET EVA CONIVGES HONORI SANCTI IOHANNIS NEPOMVCENI HOC POSVERVNT *(die Eheleute Franz und Eva Ibach haben zur Ehre des Hl. Nepomuk diese Statue erstellt).* Was haben Sie herausbekommen? (1739?)

Oder wie es über dem Schalldeckel der Kanzel in Kreuzlingen am Bodensee heißt:

PRAEDICABIT EVANGELIVM CHRISTI *(er wird die Frohbotschaft Christi verkünden)* und

ECCE DEVS SALVATOR MEVS *(Siehe, Gott ist mein Retter).* Das Jahr der Erbauung ist gleich zweimal angegeben. (1765)

Eine besonders eindrucksvolle, aus Stein geschaffene Marienstatue befindet sich in der rundbogigen Mauernische über dem Südeingang der Pfarrkirche zu Pfaffenweiler, die vom

Inschrift auf der Nepomukstatue in Günsfeld-Günsfeldhausen

Breisacher Künstler Helmut Lutz umgestaltet wurde. Dort heißt es im Sockel der Statue:

MARIAE DEI PARAE VIRGINI BAPTISTI PRAECVRSORI SANCTOQVE (<gewidmet> *Der Gottesgebärerin Maria, der Jungfrau und (Johannes), dem Täufer, dem heiligen Vorläufer* (Christi) (1723)

Chronogramme auf Glocken

Chronogramme finden sich häufig auf Glocken. Man konnte in markanten Buchstaben einen Wunsch für das Geläute mitgeben und auch den Anlass des Gusses rund um den Rand mitteilen. In jedem Falle geben sie interessante Hinweise auch auf geschichtliche Hintergründe.

Während des 2. Weltkrieges wurden überall in deutschen Landen sogenannte „Glockenopfer“ erhoben, um das Metall – wie immer in Kriegen – zu Kanonen umzuarbeiten. Glocken- und Kanonengießer betrieben das gleiche Handwerk. Eine Glocke in Waldkirch (gegossen bei Matthäus Edel in Straßburg) wurde damals aus dem Kirchturm entfernt und verschleppt, sie wurde jedoch nicht mehr eingeschmolzen. Als man sie endlich wieder entdeckte, passte ihr Klang nicht mehr zum

Glocke in Waldkirch

bereits neu beschafften Geläut. Deswegen wurde sie als mahnende Erinnerung rechts neben den Kircheneingang gestellt, nahe beim städtischen Museum Waldkirch. Auf dieser Glocke finden sich gleich zweimal folgende Chronogramme

DIC: ANGELVS NVNCIAVIT MARIAE = 1769

DICATVR HIC ET AVE LIBERET MARIA A VAE = 1769

Die freie Übersetzung könnte lauten: *Verkünde! Der Engel brachte Maria die Botschaft.* (Die Glocke) *hier möge das „Ave" läuten und Maria möge (uns) auch von (allem) Weh befreien.*

Die weltbekannte **„Pummerin" aus dem Stephansdom in Wien**, ebenfalls mit einem Chronogramm, hat eigentlich ein umgekehrtes Schicksal. Sie hat sogar etwas mit der badischen Geschichte zu tun, schließlich war es „unser" Türkenlouis Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der durch seinen mutigen Einsatz 1683 vor Wien die Türken verjagen half, so dass Kaiser Josef I. 180 feindliche Kanonen erbeuten konnte, von denen er einige zu einer Glocke, der sogenannten „Pummerin" umgießen ließ. Sie wurde 1711 erstmals vom Turm des Stephansdoms geläutet, als Karl VI. von der Kaiserkrönung heimkehrte. Obwohl die Glocke 1945 durch Brand zerstört wurde, trägt auch der Neuguss von 1951 wieder folgendes Chronogramm:

FVSA EX PRAEDA TVRCORVM VRBE EXSANGVI HOSTIS POTENTIA FORTITER SVPERATA IVBILANTE *(Gegossen bin ich aus der Beute der Türken, als die ausgeblutete Stadt nach tapferer Überwindung der feindlichen Macht jubilierte)* = 1711.

Und ein neues Chronogramm weist mit seinem lateinischen Text sogar auf das „Glockenschicksal" der „Pummerin" hin:

CONFRACTA INCENDII AESTV RVI EX TVRRI

VASTATA VRBE BELLO ANGOREQVE GEMENTE

(Geborsten bin ich in der Glut des Brandes. Ich stürzte aus dem verwüsteten Turm, als die Stadt unter Krieg und Ängsten seufzte) = 1945.[3]

Chronogramme auf „sprechenden" Medaillen erzählen Geschichte[4]

In Merians „Theatrum Europaeum" *(„Das ist Historischer Chronicken dritter Theil",* veröffentlicht in Frankfurt 1670) findet man ein historisch hoch interessantes Distichon auf das Jahr 1638, als während des 30jährigen Krieges Bernhard von Sachsen-Weimar die Stadt Breisach ausgehungert und erobert hatte. Der junge protestantische Fürst, nach dem Tod Gustav Adolfs von Schweden einer der erfolgreichsten Heerführer gegen die Kaiserlichen und in Zusammenarbeit mit Frankreich am Oberrhein siegreich, forderte nach der Einnahme der Grenzstadt 200 Silbertaler für den freien Abzug der noch verbliebenen Verteidiger. Einen dieser Taler trägt der Bürgermeister von Breisach noch heute in seiner Amtskette. Darauf heißt es (als Distichon) in der äußeren Rundung:

BRISIACO CAPTO COELIS VICTORIA VENIT

Einnahme der Festung Breisach 1638 (doppelseitige Medaillenansicht)

BERNHARDO TVLIT EX HOSTE TROPHAEA DVCI

(Als Breisach gefallen war stieg Viktoria vom Himmel herab und brachte dem Fürst Bernhard die Siegestrophäe über den Feind.) (1638)

Auf der Medaille kann man die turmreiche Stadt Breisach erkennen, die Reiter und Streiter, vor allem aber auch den ungezähmten Verlauf des Rheins, den Brückensteg und die militärischen Forts zum Schutze der Brücke. Über allem bringt Viktoria dem Sieger den Lorbeerkranz. Eine vorzügliche Arbeit des Graveurs Stadtler – mitten im Krieg.

Ein noch bedeutsameres Chronogramm aber findet sich als Distichon, wie erwähnt, in der Geschichtsschreibung Merians auf die Stadt Breisach:

INVICTO FORTIS CECIDIT BRISEIS ACHILLI,

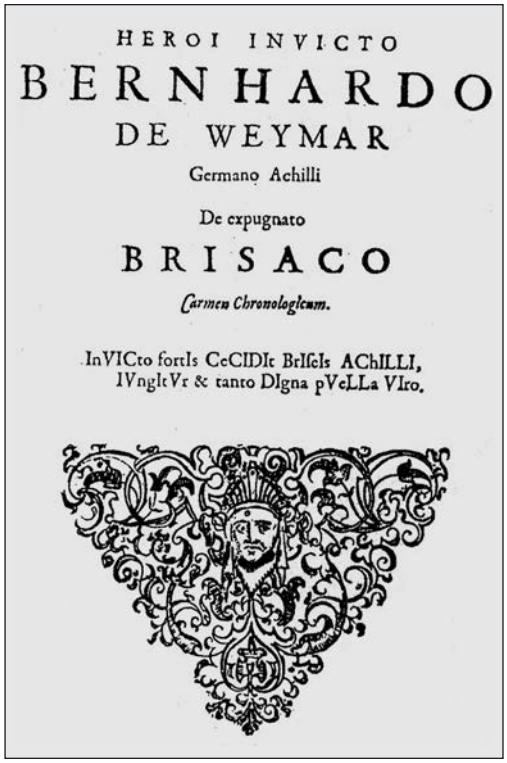
IVNGITVR & TANTO DIGNA PVELLA VIRO.

Die tapfere Briseis fällt dem unbesiegten Achill zu

Und das würdige Mädchen wird einem solchen Manne verbunden. (1638)

Hier ist antike Bildung und Kenntnis der homerischen Ilias gefragt: In diesem Distichon

Patronatstaler aus Freiburg mit Stadtansicht (Chronogr. von 1735) und den Stadtpatronen Alexander und Lambert (1739)



HEROI INVICTO
BERNHARDO
DE WEYMAR
Germano Achilli
De expugnato
BRISACO
Carmen Chronologicum.

InVICto fortIs CeCIDIt BrIseIs AChILLI,
IVngItVr & tanto DIgna pVeLLa VIro.

Aus Math. Merians „Theatrum Europaeum“: Antike Anspielung: Kampf um Briseis vor Troja = Kampf um Brisiacum/Breisach

wird Breisach nämlich „lautmalend“ mit Briseis verglichen, die beim Kampf um Troja im Streit zwischen den Kämpfern dem Achill als Sklavin zugesprochen und von Agamemnon beansprucht worden war. Auch 1638 gab es wegen Breisach/Briseis Streit, Bernhard von Sachsen-Weimar hatte die Stadt erobert, musste sie aber gegen seinen Willen an Frankreich abtreten. – Ein interessanter Vergleich und eine saubere Graveurarbeit auf einer „sprechenden“ Medaille.

Aus Freiburgs Münzwerkstatt

LAMBERTI ALEXANDRIQVE AVXILIO FLOREBIT

FRIBVRGVM BRISGOIAE

Mit der Hilfe Lamberts und Alexanders wird Freiburg i. Br. blühen (1735)

So lautet die Umschrift auf dem **„Patronatstaler“ der Stadt Freiburg** aus dem Jahr 1739, der auf der Schauseite die beiden Beschützer

Martin Luther: Doppel-Chronogramm auf das Jubiläum des Thesenanschlags, Rothenburg o. T.

der Stadt, Lambertus mit Bischofsgewand und Alexander mit der Palme des Märtyrers zeigt, der eine mit dem österreichischen, der andere mit dem Freiburger Wappenschild, eine Medaille, die aber auf der Rückseite das alte Freiburg aus westlicher Sicht darstellt mit dem aufragenden Münster und den Verteidigungsanlagen des Schlossberges. Der Protektorentaler bildet den Abschluss der vielhundertjährigen Münzprägung in Freiburg. Die im 17. und 18. Jahrhundert besonders hart umkämpfte Stadt empfiehlt sich noch einmal dem besonderen Schutz ihrer beiden Patrone, deren Statuen vor dem Haupteingang des Freiburger Münsters auf den hohen Säulen dargestellt sind und auf deren Sockeln weitere Chronogramme angebracht sind, die von den drei Breisgauer Ständen gestiftet wurden, sich auf das Jahr 1719 beziehen und Karl VI. huldigen. Eine davon trägt folgenden Text:

CAROLO SEXTO AVSTRIADIS GLORIOSE IMPERANTE (1719)

Errichtet: *als Karl VI. von Österreich glorreich regierte.*

Gedenkmedaillen ganz anderer Art erschienen überall an den Fürstensitzen und evangelischen Universitäten Deutschlands zu Jubiläumsfeiern auf Luthers Thesenanschlag (1517) oder den Augsburger Religionsfrieden (1555).

Eine der häufigsten davon:

MARTINVS LVTHERVS THEOLOGIAE DOCTOR (1717):

Martin Luther, Doktor der Theologie

ILLE DANTE HOC FIRMANTE – STABILIS ERIT (1755)

Jener (Kaiser Karl V.) gewährte, dieser (Ferdinand) bestätigte (den Religionsfrieden) – so wird er Bestand haben.

oder feierlicher zum zweihundertsten Jubiläum: GLORIA SIT TIBI; DOMINE; IN EXCELSIS *(Ehre sei dir, Herr, in den Höhen) = 1717*

Münzen oder Medaillen aus der Zeit des „Türkenlouis“[5]

Die Geschichte vom „Türkenlouis“ bei der Einnahme der Stadt Landau erzählt eine Medaille mit Chronogramm von 1702, und eine weitere Medaille beleuchtet den Rastatter Frieden von 1714 mit dem Bildnis seiner Gemahlin Sibylla Augusta und dem Sohn Ludwig Georg.

Im April 1702 beginnt die Belagerung der von den Franzosen unter dem verhassten Mélac besetzten Stadt Landau. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden war der eigentliche Heerführer, aber der junge König Joseph I. war ihm nominell übergeordnet. Nach viermonatiger Belagerung kann die Festung Landau eingenommen werden. Das ist der Anlass für die Prägung einer „sprechenden“ Medaille (von Georg Hautsch und G. Fr. Nürnberger), die den Siegern gewidmet ist. Auf der Vorderseite liest man (lateinisch) den Vers 37 aus der Genesis: „Sonne, Mond und Sterne werden ihn hoch verehren“, und man erkennt in einem von Gestirnen umgebenen Kreis das Brustbild des gepanzerten Königs Joseph mit Marschallstab, der als „Fürst über das Heer des Herrn“ (Josua 5,14) bezeichnet wird.

Die Rückseite der Medaille enthält als Distichon die zweizeilige chronographische Umschrift:

Einnahme Landaus unter der Führung des badischen Markgrafen Mit freundl. Genehmigung durch GLA Karlsruhe

CAESAREO AVSPICIO REGIS VIRTVTE BADENSIS

FELICI DVCTV GALLO EST EX VNGVE RETRACTA (1702)

Unter kaiserlichem Oberbefehl, durch des Königs Tapferkeit und des Badeners glückliche Führung ist sie (die Stadt Landau) dem gallischen Hahn wieder aus den Krallen gerissen worden.

Auf dieser Schauseite erblickt man die Stadt Landau, über der ein Adler mit dem Spruchband „Landau“ schwebt, und der untere Abschnitt vermerkt noch einmal das genaue Datum: DIE IX SEPT. *(am 9. September).*

Der Vollständigkeit halber sei auch die Umschrift dieser Medaille verdeutscht: *Mit dir ist der Herr, dein Gott, in allem, was immer du unternommen hast* (Josua 19)

Eine weitere sehr schöne Medaille auf das markgräfliche Haus Baden zeigt Franziska Sibylla Augusta, die Gemahlin des Türkenlouis und nach dessen Tod (1707) Regentin bis zur Volljährigkeit ihres jugendlichen Sohnes Ludwig Georg. Zwischen beider Bildnissen schwebt (auf der vorderen Seite) eine Taube, die einen Kranz im Schnabel hält mit der Aufschrift (übersetzt): *Ich werde Frieden geben in euren Grenzen* (3. Mos. 26, 6). Auf der Rückseite liest man auf das Jahr des im Rastatter Schloss abgeschlossenen Friedens folgende zwei Chronogramme:

PAX RASTADII IN ARCE COMPOSITA EST und im 2. Kreis darunter:

NIDVM PACIS HIC INSTRVO

Im Schloss zu Rastatt ist der Friede geschlossen worden (1714)

Das Nest des Friedens richte ich hier ein (1714)

Über dem mächtigen Rastatter Schloss schwebt diesmal ein Adler, der ein Nest in den Fängen hält.

In diesen Wochen der Friedensverhandlungen zwischen dem Bevollmächtigten des Reiches, Prinz Eugen, und dem französischen Marschall Villars, stand die schöne Markgräfin Sibylla Augusta, hoch gebildet und kunstverständig, im Rampenlicht des Interesses, war sie doch barocke Gastgeberin für die Diplomaten,

Der Friede zu Rastatt 1714, Doppelbild mit Chronogramm
Mit freundl. Genehmigung durch GLA, Foto: Jensch

die den spanischen Erbfolgekrieg zu beendigen versuchten.

Interessant ist auch, wie oft die Medailleure (hier Georg Wilhelm Vestner) Zitate aus biblischen oder antiken Quellen nutzten, um sie in übertragenem Sinn auf politische Zeitereignisse oder Personen umzumünzen.

Ebenfalls auf das Jahr 1714 in Rastatt beziehen sich die Chronogramme auf den beiden weiteren Medaillen:

DAT PACEM RASTSTATT (!) PATRIAE EST VRBS ILLA QVIETIS (1714)

Rastatt schenkt dem Vaterland den Frieden – sie wurde die Stadt (= die Stätte) der Rast (= Ruhe)

MARTIVS IN RASTADT PROTVLIT PACIS OLEAS (Dukat 1714)

In Rastatt ließ der März (= der Kriegsgott Mars) den Lorbeer des Friedens gedeihen

Diese Medaille zeigt im Doppelbildnis die Markgräfin Sibylla im Witwenschleier mit dem Bild ihres jugendlichen Sohnes Ludwig Georg. Unter dem Fürstenhut sieht man zwei reich verzierte Wappen von Baden-Sponheim und Sachsen-Lauenburg und die lateinische Umschrift: *Ludwig Georg, Markgraf von*

Markgräfin Sibylla im Witwenschleier mit ihrem Sohn Ludwig Georg (1714)
Mit freundl. Genehmigung durch GLA, Foto: Jensch

Baden Augusta, Markgräfin von Baden als Vormund.

Und noch etwas Besonderes: **Eine in Metall gegossene Hoffnung auf einen Thronerben,** denn Markgräfin Johanna Elisabeth ist mit 52 Jahren noch schwanger.

Gerade 17 Jahre war sie alt, die Markgräfin Elisabeth Johanna von Baden-Durlach, als sie 1697 mit Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg und Teck verheiratet wurde. Auf der Vorderansicht einer Hochzeitsmedaille auf dieses Jahr verbindet eine Engelshand von oben die beiden Hände des Brautpaares mit dem Wunsch: (übersetzt): *„So verbindet sie für immer das Band der Liebe“.* Damals mag es sich um eine Liebesheirat gehandelt haben – ob die „Ehe“, die vor gut 50 Jahren zwischen den beiden Ländern (BAWÜ) geschlossen wurde, eher eine politische als eine Liebesheirat gewesen ist, mag allerdings trotz der vergangenen „Goldenen Hochzeit“ des Landes Baden-Württemberg dahingestellt bleiben.

Mindestens ebenso wichtig wie die Hochzeit von 1697 ist aber die Medaille mit dem Doppelbildnis Herzogs Eberhards und der recht üppigen und mit Perlenkette im tiefen Dekolleté ausgestatteten Johanna Elisabeth, die sich auf die beginnende Schwangerschaft der inzwischen 52-jährigen Badischen Markgräfin bezieht. Die Hoffnung auf einen Thronerben für das Jahr 1732 drückt sich in den Zeilen der Vorderseite zweimal so aus:

FELIX FELICIS NOMINIS / AUGURIUM / IOHANNA ELISABETHA / GRAVIDA AET. AN. **LII**. *(Johanna Elisabeth ist mit 52 Jahren schwanger – welch glückliche Deutung eines glückbringenden Namens!)* Im Vers der 3. Zeile verbirgt sich als Chronogramm das Alter Johanna Elisabeths, die mit ihrem *„Glück verheißenden Namen“* in Beziehung gesetzt wird zur biblischen Elisabeth, welche ja „in hohem Alter“ noch den Sohn Johannes den Täufer zur Welt brachte.

Vergleicht man diese barocken Medaillen mit den nüchternen Münzen und Medaillen unserer Tage, so fällt die Fülle an Mitteilungen auf, die auf solchen Schauseiten zum Betrachter sprechen. In unserm Falle schließen sich noch reichlich Wünsche auf der Rückseite der oben genannten Medaille von 1732 an. Dort

Mit 52 Jahren noch schwanger: Elisabeth Johanna von Baden-Durlach (1737)

erkennt man die Herzogin opfernd an einem qualmenden Räucheraltar, und über ihr schwebt ein Engel, der ihr einen (Granat?-) Apfel reicht. In der Umschrift heißt es: (übersetzt): *Auf eine glückliche Geburt! Fruchtbare Hoffnung wachse unter der Brust und zerstreue betrübende Sorgen!* Und auch noch die Umrandung der Medaille drückt eine Huldigung und einen Wunsch aus: (übers.) *O glückliche Frau, sei gegrüßt, du trägst, in deinem gewölbtem Leib ruhend, die Hoffnung des Vaterlandes!*

Kann es schönere Anteilnahme an der Geburt eines Kindes geben? Allerdings: Wer mag wohl der Auftraggeber des Medailleurs Christian Ernst Müller gewesen sein?[6]

Münzchronogramme unterstreichen das Repräsentationsbedürfnis der Regierenden

Hugo Damian von Schönborn, künftiger Bischof von Konstanz[7]

Als Bischöfe einer der größten und sich bis in die Eidgenossenschaft erstreckenden Diözesen hatten die Herren des Hochstift Konstanz bereits seit dem 10. Jahrhundert das Privileg der eigenen Münzprägung. Bis etwa 1350 erfolgten die Prägungen kontinuierlich, bekannt als „Konstanzer Pfennig“ in verschiedener Gestalt. Kaiser Maximilian bestätigte den in Meersburg residierenden Bischöfen die Prägung des silbernen Batzen als gefragtem Zahlungsmittel. Die späteren Guldentaler befriedigten vor allem das Repräsentationsbe-

Repräsentationsmedaille des Bischof Hugo Damian v. Schönborn: Herkules und Atlas

dürfnis der bischöflichen Persönlichkeiten, so zum Beispiel die Medaille des Bischofs Hugo Damian von Schönborn mit „Herkules und Atlas“:

HVGO CARDINALIS a SCHOENBORN ELECTVS COADIVTOR EPISCOPI CONSTANTIENSIS

(Hugo (Damian) Kardinal von Schönborn, erwählter Koadjutor des Bischofs von Konstanz) (1722)

Und in der Umschrift, bezogen auf die Darstellung auf der Münze, liest man:

CONSTANTER FERET HAEC PONDERA DIA MANUS

(Beständig wird diese Lasten die göttliche (?) Hand tragen – Wortspiel: Constans – constanter)

Hugo Damian von Schönborn war bereits Bischof von Speyer (seit 1719), als er die Würde des Konstanzer Koadjutors erwarb mit dem Recht der Nachfolge auch als Bischof des Hochstifts Konstanz (1740–1743).

Die Medaille wurde 1722 mit einem starken Repräsentationsbedürfnis geprägt, als seine Ernennung zum Koadjutor erfolgte. In der Darstellung des Textes zeigt sich Selbstbewusstsein und Vertrauen auf die eigene Stärke, die mit dem Bild aus der antiken Sage verdeutlicht wird. Der Nürnberger Medailleur G. W. Vestner hat die Münze, wie aus seinem Stempel ersichtlich ist, geschaffen. Die Medaille zeigt das nach rechts gerichtete Konterfei, während in der Umschrift der Hinweis auf seine Kardinalswürde und seine gräfliche Abstammung erfolgte. Die Rückseite, von P. P. Werner aus Nürnberg gearbeitet, bezieht sich auf das antike Thema von Herakles und Atlas bei der Übergabe des schweren Himmelsgewölbes. Am Himmel thront in den Wolken der Göttervater Zeus mit Blitz und Adler – ein für die Barockzeit nicht ungewöhnliches Symbol für Gottvater. Die Medaille will deutlich machen, dass die drückende Last des Bischofsamtes nun in den Händen zweier starker Männer liegt.

Im unteren Abschnitt wird auf die Tatsache der Wahl zum Koadjutor mit der oben genannten Inschrift hingewiesen.

Eine Fülle von Chronogrammen auf Statuen und Sonnenuhren, als Hausinschriften und in Kirchenportalen, in Dankadressen und Widmungen, als Schmähschrift und Wandgemälden wäre noch anzugliedern. Aber die bis in die Gegenwart hier und da noch gepflegten verspielten Verschlüsselungen aufzuführen, würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen.[8] Deswegen sei geschlossen mit dem Wunsch auf einem Schautaler aus Worms zur Errichtung der Dreifaltigkeitskirche vom Jahre 1709, der einen Hinweis auf Luthers Bekenntnis beim Wormser Reichstag (1521) enthält:

SEIT GETROST – ICH DER HERR BIN MIT EVCH (1709)

Anmerkungen

1 Ernst Jünger; Federbälle, Arche Verlag, Zürich 1980, Klett Stuttgart S. 56/57

2 F. Wielandt/J. Zeitz: Die Medaillen des Hauses Baden. G. Braun Verlag Karlsruhe 1980
A. Wenzel: Auflösung latein. Legenden auf Münzen u. Medaillen. Klinkhardt/Biermann, Braunschweig 1974. Aus diesem Buch übernahm ich einige Übersetzungen
M. Bernhart/T. Kroha: Medaillen und Plaketten, Klinkhardt/Biermann, München 1984, Sonderdruck
H. Schnell: Martin Luther und die Reformation auf Münzen und Medaillen, Klinkhardt/Biermann, München 1983

3 Die ehemals zweitgrößte Glocke Westeuropas des Wiener Glockengießers Johannes Achamer hing im Gestühl des 136 m hohen Stephansdomes und zerbarst 1945 durch dessen Zerstörung. Aus ihren Trümmern spendete das Land Oberösterreich 1952 den Neuguss, dessen Größe (Durchmesser: 3,14 m) und Gewicht (21 383 kg) der alten Glocke in nichts nachsteht. Neben den genannten Inschriften trägt diese allerdings noch eine chronogrammatische Weiheinschrift, die das Repräsentationsbedürfnis der Sponsoren befriedigt: RESTAVRATA THEODORO CARDINALI INNITZER / HENRICO GLEISSNER NAVANTE / GEISZ CARLO OPIFICE / CONSECRATA / REGINAE AVSTRIAE / VT POTENTI EIVS PRECE SIT PAX IN LIBERTATE *(Wiederhergestellt unter*

Kardinal Dr. Theodor Innitzer, über Bemühung (auf dem Schiffsweg?) von Heinrich Gleißner, durch den Werkmeister Karl Geisz; Geweiht der Königin von Österreich, damit durch ihre mächtige Fürbitte Friede sei in Freiheit.)

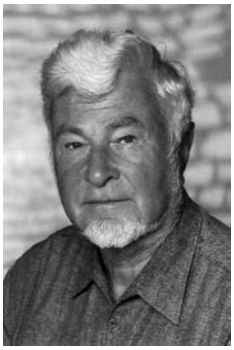
4 Einige Reproduktionen von Münzen oder Medaillen wurden mir freundlicherweise vom GLA in Karlsruhe zum Abdruck überlassen und zum Abdruck in der Bad. Heimat zur Verfügung gestellt. Die nicht anders bezeichneten Bilder entnahm ich meinem Archiv.

5 Am Hofe bzw im Umkreis des Markgrafen gibt es eine Fülle von Chronogrammen. Eines der bekanntesten findet sich auf seinem Grabmal in Baden-Baden, die mit 3 verschiedenen Chronogrammen auf die Errichtung des Denkmals (1753), seiner Geburtsstätte (Paris 1655) und den Todesort (Rastatt 1707) hinweisen. Vgl. Badische Heimat 4/1999.

6 Es gab bereits den Sohn Friedrich Ludwig, die Hoffnung auf einen 2. Sohn erfüllte sich allerdings nicht.

7 Die Bischöfe von Konstanz, Geschichte und Kultur, 2 Bde., Gessler Verlag Friedrichshafen, 1988, für Hinweise zu dieser Münze danke ich Herrn Dr. Ulrich Klein vom Württemberg. Landesmuseum Stuttgart, der auch die Reproduktion der Münze gestattete.

8 So wurde beispielsweise Frau Uta von Delius, Bielefeld, vom *Verein Deutscher Sprache* (VDS) unlängst als *„offizielle Patin des Wortes Chronogramm“* ausgezeichnet, weil sie seit vielen Jahren denkwürdige Ereignisse aus dem heutigen Leben in kunstvollen Zeilen als Chronogramm zusammenfasst und dadurch die Kenntnis dieser Kleinkunst am Leben erhält.(z. B. 6 mal das Todesjahr des ehemaligen Bundespräsidenten Johannes Rau:
EINEN BEDEVTENDEN MANN – MARKANTEN HVMANISTEN – MIT HVMOR; – EINEN FREVND DER MENGE – DEN REDEBEGABTEN BVNDESPRÄSIDENTEN – NAHM DER TOD: – JOHANNES RAV) (2006)



Anschrift des Autors:
Hermann Althaus
(Text u. Fotos)
Ulrich Althaus (Repros)
Scheffelstraße 9b
79199 Kirchzarten

Tobias Möllmer

Berliner Neoklassizismus in Baden

Die Mausoleen von August Kraus (1868–1934) auf dem Mannheimer Hauptfriedhof

Wenn man über die Hauptwerke von Kunst und Architektur der Kaiserzeit in Mannheim schreiben will, so fallen dabei unweigerlich die Namen immer derselben Auftraggeber. Die hochkarätigsten Aufträge erteilten auch die bedeutendsten Familien der Stadt, so die Lanz' und Engelhorns.[1] Während in den Mannheimer Quadraten ihre beiden imposanten Stadthäuser hinsichtlich ihrer Ausdehnung und des Reichtums der Ausstattung miteinander konkurrierten, dürfen die Villa Engelhorn (1902–1903 von Rudolf Tillessen, Mannheim) und das Palais Lanz (1908–1913 von Eugène Saint-Ange, Paris) zu den wichtigsten Privatbauten der Villenkolonie Oststadt gezählt werden.[2] So legendär wie der unternehmerische Erfolg der beiden Bürgergeschlechter waren auch ihre Bauwerke und Kunstsammlungen, mit denen sie ihren durch eigene Verdienste erworbenen Reichtum zur Schau stellten und einen ihrem Vermögen und Einfluss gemäßen repräsentativen Lebensstil pflegten – so wie es der Usus der Zeit war und wie es von ihnen als Spitze der badischen Gesellschaft gleichsam erwartet wurde.

Die Familien Lanz und Engelhorn waren es auch, die als einzige einen Künstler aus der Hauptstadt des deutschen Reiches mit der Planung ihrer Familiengrabstätte beauftragten und damit erstrangige Werke des Berliner Neoklassizismus nach Baden importierten. Die beiden Raumkunstwerke von August Kraus gehören damit zu den bedeutendsten Beispielen der Sepulkralkultur der Kaiserzeit in Südwestdeutschland.

I. August Kraus (1868–1934)

Die Skulptur des Neoklassizismus wurde von der Forschung bislang recht stiefmütterlich behandelt. Nur der große Künstler Adolf von Hildebrand erfuhr bislang eine ausreichende Würdigung durch eine breit angelegte Monographie.[3] Weil vorauszusetzen ist, dass das nur in einem schwer zugänglichen Aufsatz näher durchleuchtete Wirken des Bildhauers August Kraus hierzulande trotz seiner Bedeutung nahezu unbekannt ist, soll hier ein kurzer Abriss seines Schaffens folgen.[4]

August Kraus (vor 1912). Berlin, Akademie der Künste.

August Kraus wurde 1868 in Ruhrort bei Duisburg geboren und wuchs in Baden-Baden auf, wo er zu Beginn seiner Lehrzeit bei

einem Grabsteinbildhauer arbeitete. Später zog er nach Straßburg, wo er an einer Zeichenschule und der Städtischen Kunsthandwerkerschule seine weitere Ausbildung erfuhr. 1887 begann der junge Bildhauer sein Studium an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin und avancierte bald zum Meisterschüler von Reinhold Begas, dem damals berühmtesten Bildhauer des Wilhelminismus und Hauptvertreter des Neobarock in der Skulptur. Begas beteiligte Kraus an seinen großen Aufträgen, so dem Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmal, dem Bismarck- und Moltke-Denkmal. Den Durchbruch erzielte der Künstler mit seinem Beitrag zur Berliner Siegesallee – einer Art steinerner Ahnengalerie der brandenburgisch-preußischen Herrscher mit 32 Einzeldenkmälern –, dem Denkmal Heinrich des Kindes. 1900 wurde er dafür mit dem Großen Staatspreis ausgezeichnet und durfte ein mehrjähriges Stipendium in Rom antreten. Der Abschied von Berlin bedeutete den Bruch mit dem neobarocken Pathos seines Lehrers Begas: August Kraus sollte schon bald mit der jungrömischen Schule um Louis Tuaillon bekannt werden, der ihm die neoklassizistischen Gestaltungsprinzipien ihres großen Vorbildes Adolf von Hildebrand nahe brachte. Dessen Schrift zur Formenreduktion in der Plastik war die Bibel der stilistischen Neuerer, und auch Kraus machte sich deren Prinzipien zueigen.[5] In dichter Folge schuf der Künstler seine bedeutendsten Skulpturen, so den „Bocciaspieler“ von 1904, der als sein Hauptwerk gilt. Nach seiner Rückkehr in die Heimat 1905 wurde er in zahlreichen Ausstellungen gefeiert und avancierte damit zu einem begehrten Künstler vermögender Großbürger: Kraus erhielt lukrative Aufträge und verwirklichte vor allem Porträtbüsten, Brunnenanlagen und Grabmale. In späteren Jahren, als er Direktor des Berliner Rauch-Museums war und durch zahlreiche Ämter gewürdigt wurde, ließ seine Schaffenskraft spürbar nach; ganz offensichtlich fiel es dem Bildhauer schwer, den Anschluss an die Tendenzen der zwanziger Jahre zu finden. 1934 starb August Kraus, der zu den bedeutendsten Vertretern des Neoklassizismus in der deutschen Plastik gelten muss, in Berlin.

II. Das Lanz-Mausoleum

1907 stellte August Kraus mehrere Skulpturen auf der Internationalen Kunstausstellung in der Mannheimer Kunsthalle aus. Es muss bei diesem hochkarätigen Ereignis gewesen sein, dass Karl Lanz auf den Bildhauer aufmerksam wurde, denn zwei der dort ausgestellten Werke – zwei Kinderstatuetten – befanden sich später im Besitz der Familie.[6] Der Firmenerbe beauftragte ihn mit der Planung des Mausoleums zu Ehren seines 1905 verstorbenen Vaters Heinrich Lanz. Es sollte in einen Eckpavillon des historischen Eingangsgebäudes, einem italianisierenden Backsteinbau im Rundbogenstil von Anton Mutschlechner (1841–1842), integriert werden.[7] Kraus schuf nicht nur den Skulpturenschmuck und die bronzene Eingangstür des Gebäudes,[8] sondern zeichnete für das gesamte Innenraumkonzept ebenso verantwortlich wie für den Entwurf der Glasfenster und der Gewölbe-

Lanz-Mausoleum, Blick vom Vorraum zur Galerie mit Lichtkuppel und den Statuen „Fürsorge“ (links) und „Arbeit“ (rechts) Aufnahme des Verfassers

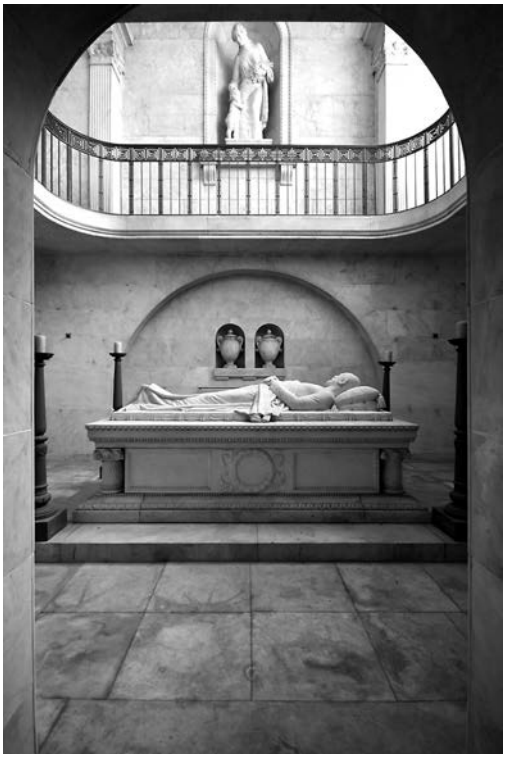
malereien.[9] Damit stellte sich der Bildhauer in eine Reihe mit den ambitionierten Universalkünstlern der Jahrhundertwende wie Max Klinger und Hermann Billing, die sich nicht nur in ihrer erlernten Disziplin versuchten und sich zum Ziel setzten, Gesamtkunstwerke zu schaffen, in denen Plastik, Malerei, Architektur, Form, Farbe und Raum gleichen Anteil haben und die unterschiedlichen Kunstsprachen zu einer untrennbaren Einheit verschmelzen.

Die Bauleitung des 1908 bis 1910 errichteten Mausoleums oblag der renommierten Mannheimer Baufirma F. & A. Ludwig, die auch die Entwürfe für den Anbau an den älteren Eckpavillon lieferten, während die Bildhauerarbeiten von den bewährten Mannheimer Sandstein- und Granitwerken Wilhelm Busam ausgeführt wurden.[10] Die beiden Unternehmen kooperierten sehr oft und realisierten gemeinsam zahlreiche bedeutende Projekte, zu denen auch einige der prächtigsten Wohnhäuser der Mannheimer Oststadt zählen, so das Palais Lanz, die Tillessen-Villen Engelhorn, Reuther, Darmstädter und das Stadthaus Lanz in der Mannheimer Innenstadt.[11]

August Kraus konzipierte einen zweigeteilten, zweigeschossigen und vollständig mit Marmor verkleideten Raum, der in einem niedrigen, durch eine Pfeilerstellung abgetrennten Vorraum mit flacher Kassettendecke seinen Auftakt nimmt. Seitlich senken sich zwei Treppen, die sich auf einem Podest vereinen und zu einem kurzen Gang führen, ins Untergeschoss hinab und leiten direkt auf den Sarkophag von Heinrich Lanz zu. Eine weitere Öffnung zur Rechten führt in einen niedrigeren Raum, in dem an der Wand ein weiterer, sehr schlicht gestalteter Marmorsarkophag steht. Vom Vorraum aus wird der Besucher geradewegs auf die umlaufende Galerie des überkuppelten Hauptraums mit ihrem grazilen schmiedeeisernen Geländer mit Mäandermuster geführt, von der aus man das Gruftgeschoss mit dem Sarkophag in Augenschein nehmen kann. An den von kannelierten Pilastern mit korinthisierenden Kapitellen gegliederten Seitenwänden stehen in gerahmten Rundbogennischen die Marmorgruppen der Fürsorge und der Arbeit. Der Raum wird von drei großen Rundbogenfenstern an der Stirnwand beleuchtet, die mit ihren einst farbigen Glasscheiben *„in buntester und doch dezentester Ausführung“*[12] das Mausoleum in ein diffuses, schimmerndes Licht tauchten, *„das zauberhaft auf den farbigen, eigenartig spielenden Marmorflächen sich bricht“*.[13] Auch die Laterne der einst mit ornamentalen Malereien bereicherten Flachkuppel[14] war ursprünglich *„in Altgold“*[15] gehalten. Wände und Böden sind mit weißgrau gesprenkeltem Carraramarmor verkleidet, dessen einzelne Partien leichte Abschattierungen in Farbe und Struktur zeigen – der in der Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum der Firma Lanz abgedruckte Zeitungsartikel spricht von *„fast zehn verschiedenen Sorten“*[16] –, so dass die architektonische Gliederung auf subtile Weise akzentuiert wird.

Lanz-Mausoleum, Blick von der Galerie ins Untergeschoss mit dem Sarkophag von Heinrich Lanz zum Vorraum
Aufnahme des Verfassers

Den Mittelpunkt des Raums, für den die Architektur gleichsam nur den glanzvollen Hintergrund abgibt, bildet das imposante Grabmonument von Heinrich Lanz aus weißem Marmor, das im Untergeschoss des Haupt-



Lanz-Mausoleum, Blick aus dem Nebenraum des Gruftgeschosses auf den Sarkophag von Heinrich Lanz
Aufnahme des Verfassers

raums unter der Lichtkuppel aufgestellt ist.[17] Der Verstorbene ruht auf einem mit gedrungenen ionischen Ecksäulchen und Lorbeerkranzreliefs geschmückten Sockel mit abschließendem Inschriftband, das seine Lebensdaten, seinen Wahlspruch *(„Bleib dir treu, so wirst du deinen Weg machen")* und die Datierung des Monuments *(„Errichtet im Jahre 1910 von seiner Familie")* wiedergibt. Die Gestalt wird von einem dünnen Laken eingehüllt, so dass nur der in ein eng anliegendes Gewand gekleidete Oberkörper frei bleibt. Seine naturalistisch gearbeiteten, kraftvollen Hände hat Heinrich Lanz über dem Bauch gefaltet, das Gesicht mit den geschlossenen Augen und dem friedvollen Ausdruck ist leicht zur Seite gedreht. Es ist wohl kein Zufall, dass er sich der Wand zuwendet, in der auf halber Höhe in rundbogigen Nischen die Aschenurnen seines Sohnes Karl Lanz (1873–1921) und dessen Gemahlin Gisella, geb. Giulini (1885–1980), stehen, auf denen nur die Initialen der Verstorbenen in geschwungenen Lettern zu lesen sind. Die Frau des Verstorbenen, Julia Lanz, geb. Faul (1843–1926), ruht neben ihrem Mann unter dem Sarkophag im Boden.

Das berühmte Vorbild des Sarkophags sind die Königssarkophage zu Berlin-Charlottenburg, die von Christian Daniel Rauch geschaffen wurden. Besonders die Figur der wie in tiefen Schlaf gesunkenen Luise von Preußen gehört zu den bedeutendsten Skulpturen des Klassizismus. Kraus übertrug Rauchs Meisterwerk subtil in seine Zeit und schuf damit ein beachtenswertes Beispiel großbürgerlicher Grabmalskulptur des späten Kaiserreichs.

Auch die beiden Statuen in den seitlichen Nischen auf Höhe der Galerie des Hauptraums sind kraftvolle Werke. Sie wurden erst nach der feierlichen Einweihung des Mausoleums am 8. März 1910 fertiggestellt.[18] Die Fürsorge – vom Eingang aus auf der linken Seite – ist in gelblichem Marmor gearbeitet und schließt sich in ihrem Stil den in die Moderne übertragenen antikisierenden oder klassizierenden Formen des Sarkophags an. Die Personifikation der Caritas, deren langes Haar im Nacken zusammengebunden ist und über beide Schultern fällt, ist in ein durchscheinendes Gewand gehüllt und hält in der Linken ein Bündel aus Weintrauben und Ähren. Mit dem Oberkörper beugt sie sich mit mildem Lächeln leicht zu einem nackten Knaben herab, der sich an ihrem rechten Bein festhält und über dessen Locken sie sanft streicht. Die Kindergestalt trägt die Gesichtszüge von Johann Peter Heinrich Lanz (1909–1942), dem ältesten Sohn von Karl und Gisella Lanz.[19] Die gegenüberliegende Statue der „Arbeit" entfernt sich weit vom klassizistischen Ideal und zeigt einen stattlichen Arbeiter in zeitgenössischer Frisur und Gewandung: Die Figur trägt einen Arbeitsschurz und Stiefel, während der muskulöse Oberkörper unbekleidet ist. Die Linke hält sich mit dem Daumen am Schürzenbund fest, während die Rechte einen Hammer hält. Der Arbeiter ist in einem Moment der Ruhe, der Entspannung wiedergegeben: Er blickt mit sinnendem Gesichtsausdruck nach unten, auch die Lider sind gesenkt. Die Haltung ließe sich aber auch als kaum wahrnehmbare Referenz vor dem im Untergeschoss ruhenden

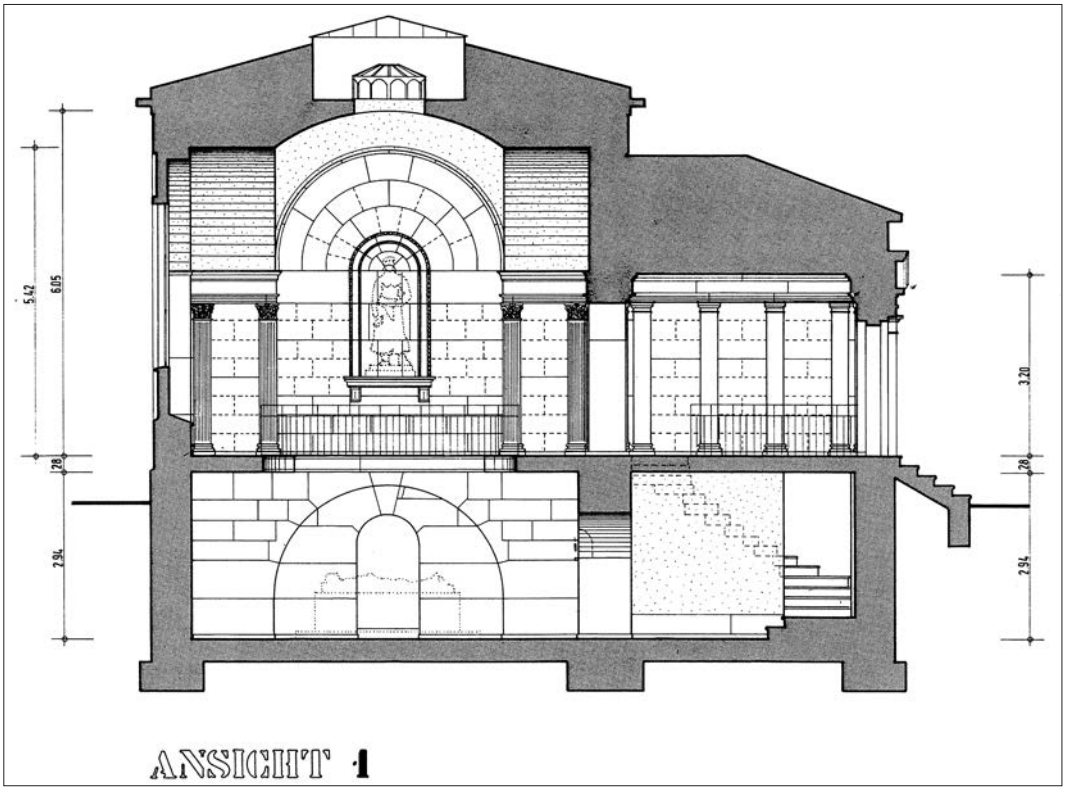
Lanz-Mausoleum, Sarkophag von Heinrich Lanz Aufnahme des Verfassers

Heinrich Lanz deuten, oder sie sollte mit der ebenfalls leicht hinabgebeugten Caritas als Pendant in Dialog treten.

Die vielgestaltig gearbeiteten Pilasterkapitelle der Wandgliederung, von denen keines dem anderen gleicht, verdienen gleichfalls Aufmerksamkeit: Auf Basis der korinthischen Form schuf Kraus eine Überfülle von fantasievollen Motiven – so sind die Eckvoluten als Blumen, Zahnräder, Schneckenhäuser und Eidechsenschwänze interpretiert, wobei jedes Motiv seinen Symbolgehalt in Hinblick auf Leben und Werk des Verstorbenen hat. August Kraus besaß einige Erfahrung in der Gestaltung von Kapitellen, war ihm doch die Ausführung der von seinem Lehrer Begas entworfenen Säulen des Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmals anvertraut worden.

Der Künstler nahm sich nicht nur im Grabmonument die königlichen Mausoleen von Berlin-Charlottenburg und Hannover-Herrenhausen zum Vorbild, sondern paraphrasierte auch deren Raumschema mit niedrigem Vor- und kubischem Hauptraum. Diese Zweiteilung macht sich sowohl in Charlottenburg als auch besonders in Herrenhausen gleichfalls in der äußeren Gestalt bemerkbar und wurde von Kraus in Mannheim mit dem niedrigen Anbau an den historischen Eckpavillon angedeutet. Im Innern amalgamierte er die Architekturformen der beiden Schwestermausoleen – das eine für die Königin Luise von Preußen, das andere für ihre Schwester, Königin Friederike von Hannover[20] – und krönte das Ensemble mit einem Sarkophag, der den preußischen Königssarkophagen nacheifert und nicht, wie in der Festschrift fabuliert wird, die *„Gotik und die Renaissance mit ihren großen Grabdenkmalern von Fürsten und Päpsten in Renaissance und Barock“*[21] zum Vorbild hat.

Mit dieser Darstellung ihres Übervaters war die Familie Lanz ganz auf der Höhe der Zeit, denn nach der Jahrhundertwende fand der Sarkophag mit Liegefigur eine gewisse Verbreitung – immer in Anknüpfung an die preußischen Könige und deren gleichartig gestalteten Grabdenkmäler der Kaiser Wilhelm I. (von Albert Wolff) und Friedrich III. (von Reinhold Begas). Allerdings war diese Darstellungsform vor allem Adligen vorbehalten – so gestaltete beispielsweise Adolf von Hildebrand nach 1900 das Grabmal des Her-



Lanz-Mausoleum, Längsschnitt durch das Bauwerk Regierungspräsidium Karlsruhe, Referat 25, Denkmalpflege

zogs Carl Theodor von Bayern in der Tegernseer Klosterkirche den kaiserlichen Monumenten nach. Möglicherweise waren die eigentlichen Vorbilder für die Familie Lanz die Sarkophage der badischen Großherzoge (von Hermann Volz) in der Grabkapelle im Karlsruher Fasanengarten, deren persönlichen Umgang sie suchten und die sie tief verehrten.

Damit bediente sich die Landmaschinendynastie einer Form der Selbstinszenierung, die geradezu fürstlichen Anspruch hat und die Absicht der bürgerlichen Familie offenbart, sich zu nobilitieren, indem sie sich dem im Mausoleum allein gegenwärtigen Übervater – wie dem Gründer einer Dynastie – gleichsam hierarchisch unterordnet und ihre Identität aus der Berühmtheit von Heinrich Lanz zieht, der in tiefer Ehrfurcht womöglich als einziger Bürger mit einem sonst Adligen vorbehaltenen Grabmonument geehrt wurde. Die Vision, eine dynastische Grablege für zahlreiche Generationen zu schaffen – schließlich blieb es bei drei[22] –, lässt sich auch aus der ursprünglichen Planung ablesen, die uns mit den Bauplänen von F. & A. Ludwig überkommen ist: Der an den Hauptraum anschließende Gruftraum sollte noch durch eine ganze Reihe gleichartig gestalteter Gelasse erweitert werden, die sich dann unter dem Fundament der Galerie des Eingangsgebäudes entlanggezogen hätten. Bis auf die erste Grabkammer und eine zweite, die bis heute im Rohbauzustand verblieben ist, wurde dieses anspruchsvolle Projekt nicht verwirklicht.

Der Aufwand und die Pracht des stets verschlossenen und nicht einsehbaren Innern, das gewaltige und beredte künstlerische Programm mit seinen zahlreichen Symbolen und Verweisen, welches sich doch ganz offensichtlich an ein Publikum und nicht die Familie allein wendet, stehen allerdings in einem seltsamen Kontrast zu dem Äußeren, das in seiner schlichten, der älteren Architektur des Eingangsgebäudes angepassten Gestaltung äußerst zurückhal-

tend wirkt; nicht einmal an der Türe ist der Name Lanz zu lesen. Die damit suggerierte besonders private und introvertierte Form des Totengedenkens wird dadurch relativiert, dass die Ruhestätte anlässlich des Firmenjubiläums 1910 in Anwesenheit der Mannheimer Gesellschaft feierlich eingeweiht und somit der Öffentlichkeit als Statussymbol und Zeichen der familiären Treue und Verehrung ihres Patriarchen präsentiert worden war.

Während es sich bei Architektur und Skulptur des Lanz-Mausoleums um mustergültige, mehr auf den Klassizismus als die klassische Antike rekurrierende Beispiele des Neoklassizismus mit deutlichen zeitgenössischen Einflüssen und reduktionistischen Tendenzen handelt, sind Bauprogramm, Verweise, Symbole und Darstellungen von geradezu barockem Pathos, wozu im Gestalterischen noch die Kuppel als typische Würdeformel tritt, die den Toten geradezu in die Sphäre des Sakralen hebt. Das Lanz-Mausoleum stellt den Gipfel großbürgerlicher Selbstdarstellung am Vorabend des Ersten Weltkriegs in Baden dar und zählt zu den imposantesten Mausoleen, die sich je eine bürgerliche Familie in Süddeutschland erbaut hat.

III. Das Engelhorn-Mausoleum

Erst kürzlich gelang im Rahmen von Forschungen des Friedrich Engelhorn-Archivs in Mannheim die Zuschreibung des Innenraums des Engelhorn-Mausoleums an August Kraus anhand eines Lebenslaufs des Künstlers aus dem Jahre 1930 und den Personalnachrichten der Preußischen Akademie der Künste zu Berlin.[23] Kraus zählte darin das Projekt zu seinen vier Hauptwerken – neben dem Lanz-Mausoleum, dem Bocciaspieler und der Sandalenbinderin (1902).[24]

Anfang 1911 starb der Chemieindustrielle Dr. Friedrich Engelhorn (1855–1911). Testamentarisch hatte er festgelegt, dass seine Urne *„in einem einfachen stilvollen Columbarium … ähnlich dem Columbarium, welches sich rechts neben demjenigen der Familie Boncompagni Ludovisi auf dem Kirchhof in Rom befindet“*,[25] aufgestellt werden soll. Seine Witwe, Marie Engelhorn, geb. Joerger (1866–1953), nahm seine Angaben sehr ernst, als sie die Baufirma F. & A. Ludwig – die wohl auch hier mit Wilhelm Busam zusammenarbeitete – mit den Planungen zu dem Grabmal beauftragte. Offenbar reiste ein Mitarbeiter des Unternehmens nach Rom, um die im Testament genannte Grabkapelle, die Gruft der französischen Ordensgemeinschaften in Rom, auf dem Hauptfriedhof Campo Verano zu suchen, zu zeichnen und zu vermessen, denn die Kopie fiel bis in die Details derart exakt aus, dass Forschungen vor Ort vorgenommen worden sein müssen.[26] Lediglich auf den monumentalen Sockelbau des römischen Vorbilds wurde verzichtet, so dass sich der Grabbau als schlichter viersäuliger Podiumstempel mit hellblonden Kalksteingliederungen und leuchtend roten Backsteinfüllungen präsentiert. Die ersten Pläne vom Mai 1911 beweisen, dass ursprünglich auch der Innenraum der Gruftkapelle auf dem Verano nachgestaltet werden sollte, die ihrerseits in ihrer Bauform auf den antiken Tempel der Fortuna Virilis in Rom zurückgeht.[27] Im Juni 1911, der zweiten überlieferten Planungsphase, zeichnet sich jedoch eine Änderung im Konzept ab: Auf den Gebäudeschnitten ist das Innere nicht mehr wie zuvor detailliert gezeichnet, sondern nur summarisch skizziert.[28] In dieser Zeit muss sich Marie Engelhorn dazu entschlossen haben, August Kraus mit der Ausschmückung des Innenraums zu beauftragen, weshalb sich die Baufirma in ihren Plänen nur beschränkte.[29] Der Kontakt zum Künstler dürfte über die Familie Lanz entstanden sein, mit der die Engelhorns gesellschaftlich verkehrten.[30] Die Arbeiten wurden im Jahre 1912 vollendet.[31]

Der Künstler hatte die Aufgabe, einen nahezu quadratischen Raum von 3,25 x 3,35 m zu gestalten. Bei diesen geringen Dimensionen und der bereits vorbestimmten Anordnung von Fenstern und Türe blieb Kraus nicht mehr viel Spielraum für eine fantasievolle Schöpfung wie beim Lanz-Mausoleum. Vielmehr beschränkte er sich auf einfachste Mittel, um das Innere wirkungsvoll zu gliedern: Über einem umlaufenden Sockel ordnete er überschlanke Pilaster mit in ihren Detailformen abstrahierten ionischen Kapitellen an, die über dem Architrav ein schlichtes Gesims tragen, das zur flachen, in Stuck gearbeiteten Kassettendecke überleitet. Die Stirnwand wird von einer Rundbogen-

Engelhorn-Mausoleum, Äußeres Aufnahme des Verfassers

nische akzentuiert, in der eine Bronzestatue auf einem vorgezogenen Sockel steht, die wie eine Kreuzung eines Altars mit einem Sarkophag in griechischer Formensprache wirkt. Auch im Engelhorn-Mausoleum wird die Raumgliederung durch die feinen Farbnuancen der Marmorsorten akzentuiert: Der Sockel, der obere Teil des Abschlussgesimses und die Statuennische bestehen aus etwas dunklerem, rötlicherem Marmor als die weißgrau-violetten Flächen. Die kostbaren Oberflächen leuchten durch den Schein der goldenen Bleiglasfenster in eigenartiger Weise auf und hüllen den Raum in ein unwirkliches Licht.

Die Architektur des Innern jedoch bildet wie beim Lanz-Mausoleum gleichsam nur eine wirkungsvolle Folie für die gräcisierende Bronzestatue eines mit einem leichten Gewand bekleideten Jünglings, der mit melancholisch-sinnendem Blick eine kleine Öllampe in der Linken hält.[32] Der rechte Arm ist nach unten ausgestreckt und scheint den Betrachter aufzufordern, sich zu nähern. Auch die Augen der Statue sind mit ruhigem Blick geradeaus auf den in das Mausoleum Eintretenden gerichtet. Mit der leichten Geste seiner rechten Hand will der Jüngling den Betrachter heranführen und auf das erloschene Licht hinweisen, die Sinn-

Engelhorn-Mausoleum, Innenraum Aufnahme des Verfassers

bild des verlöschten Lebenslichtes ist. Damit erscheint der Jüngling als Thanatos, als Verkörperung des Todes, wie er oft in der griechischen Antike dargestellt wurde. Die Statue erinnert an den delphischen Wagenlenker und an den Knaben mit der Siegerbinde in der Münchner Glyptothek, die aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts stammen und damit dem Strengen Stil der Frühklassik angehören. Sie steht auf einem altarartigen Unterbau, umfangen von einer Apsis, und wird dadurch einer Heiligenstatue gleich in die Sphäre des Sakralen erhoben. Die Figur übernimmt die Rolle eines Mittlers zwischen dem Betrachter und dem Tod, auf dessen Unausweichlichkeit er sanft hinweist. Damit verliert der Tod seinen Schrecken und erscheint mild und verklärt.

Die Namen der Verstorbenen, deren Urnen unter dem Hauptraum in einer niedrigen Gruft aufgestellt sind, erscheinen in schlichten, unauffälligen Bronzelettern: Die Lebensdaten von Dr. Friedrich Engelhorn und seiner Gattin Marie sind auf dem altarartigen Statuensockel zu lesen, während die Schriftzüge seiner vier Söhne und deren Anhang zurückhaltend auf den Bodenplatten eingelassen sind. Dadurch erfährt die Person des (Stamm-) Vaters wie beim Lanz-Mausoleum – wenn auch in weitaus einfacherer Weise – eine Überhöhung gegenüber seinen Nachkommen.

Die Raumschöpfung ist im Gegensatz zu dem sehr repräsentativen, im Zeichen des Kults um den Firmengründer stehenden Lanz-Mausoleum mit seinem raffinierten Raumgefüge und der Überfülle an skulpturalem Dekor von großer Schlichtheit und dadurch von einer leisen, unaufdringlichen Traurigkeit. Deren Verkörperung ist der griechische Jüngling, der sich mit der Öllampe als Symbol des Todes und seiner ausgestreckten Rechten direkt an den Eintretenden wendet. Durch die reduktionistische, geradezu ätherisch erscheinende Wandverkleidung aus geädertem, weißgrauem Marmor, der durch die goldenen Scheiben der Fenster eine unwirkliche Beleuchtung zuteil wird, erhält der Raum ein geradezu transzendentes Gepräge, der die trauernden Hinterbliebenen mit seiner besänftigenden Ausstrahlung aufnimmt und durch seine Schönheit die Trauer lindern soll.

IV. Résumé

Für die Ausgestaltung ihrer Ruhestätten beauftragten die beiden Mannheimer Industriellenfamilien Lanz und Engelhorn mit August Kraus einen der bedeutendsten deutschen Bildhauer zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg, der weiterhin der traditionellen Formenwelt treu blieb und sich lange den Tendenzen seiner Zeit verschloss. Der Künstler schuf mit den beiden Grabräumen zwei Gesamtkunstwerke des Neoklassizismus, mit denen er die einmalige Gelegenheit erhielt, nicht nur eine Skulptur zu arbeiten, sondern auch Architektur und Ausstattung zu entwerfen und sich damit als Universalkünstler zu beweisen.

Während sich die beiden Raumschöpfungen in einem grundlegenden Punkt gleichen – der farbig leicht nuancierten Marmorverkleidung und der Pilastergliederung der Wände – sind sie doch in Gestalt, Konzept und Aussagegehalt grundverschieden: Während das Lanz-Mausoleum von fast barockem Pathos ist, trotz seines vornehm-zurückhaltenden, klassischen Gesamteindrucks eine beinahe laute

Engelhorn-Mausoleum, Oberkörper der Statue im Profil. Die Skulptur wurde für die Aufnahme gedreht
Aufnahme des Verfassers

Bildersprache spricht und eine grandiose, geradezu sakral überhöhte Verherrlichung des Industriellen Heinrich Lanz darstellt, stellt sich das Engelhorn-Mausoleum nicht nur weitaus bescheidener, sondern auch viel weniger ambitioniert, ja unprätentiös dar: Der Verstorbene, die Familie und ihr Wirken wird in dem zeitlos-enthobenen Raum außer durch ihre Namen nicht thematisiert. Sinnbild der Trauer der Familie um ihre verstorbenen Angehörigen ist der freundliche Thanatos, die sanfte Jünglingsfigur von August Kraus. Damit sind Konzept und Gehalt des Engelhorn-Mausoleums weitaus subtiler und stiller als bei seinem beeindruckenden Vorgänger und repräsentiert eine sehr viel verinnerlichtere Form des Totengedenkens.

Mit den Mausoleen Lanz und Engelhorn haben sich auf dem Mannheimer Hauptfriedhof zwei einzigartige Monumente neoklassizistischer Sepulkralkunst in Baden erhalten, die zu den schönsten Werken des zu Unrecht kaum beachteten Berliner Bildhauers August Kraus gehören. Gleichzeitig zählen sie zu den letzten, besonders glanzvollen großbürgerlicher Auftragskunst am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Letztlich aber stellen die beiden Raumschöpfungen an ihrem Standort eine außergewöhnliche Seltenheit dar: Die Ruhestätten sind hauptstädtische Monumente und als spektakulärer Kulturimport von Berlin in das badische Großherzogtum als Ausnahmefall im künstlerischen und architektonischen Erbe des Landes zu betrachten.

Anmerkungen

1 Diese Arbeit stellt einen verkürzten und um einige Aspekte erweiterten Ausschnitt der Ergebnisse eines Forschungsprojekts des Friedrich Engelhorn-Archivs e. V. zu den Grabstätten der Familie Engelhorn in Mannheim dar. Die daraus hervorgegangene Publikation: Tobias Möllmer: Grabmale der Familie Engelhorn in Mannheim. Von der bürgerlichen Ruhestätte zum Mausoleum von August Kraus. Worms 2008.

2 Zum Palais Lanz: Tobias Möllmer: Das Palais Lanz in Mannheim. Französische Architektur im deutschen Kaiserreich. Mannheim 2008. Zu den Villen der Mannheimer Oststadt: Architekten- und Ingenieurverein Mannheim und Ludwigshafen (Hg.): Mannheim und seine Bauten. Mannheim 1906: 305–358; Ralf Reith: Rudolf Tillessen – Mannheims Villenbauer. In: Badische Kommunale Landesbank (Hg.): Jugendstil – Architektur um 1900 in Mannheim. Ausstellungskatalog Mannheim 1986: 65–99; Andreas Schenk (Bearb.): Mannheim und seine Bauten 1907–2007. Band 5: Bauten für Wohnen, Soziales, Plätze und Grünanlagen. Mannheim 2005: 12–45.

3 Sigrid Braunfels-Esche: Adolf von Hildebrand (1847–1921). Berlin 1993.

4 Peter Bloch: August Kraus: Schreitende Römerin mit vorläufigem Œuvreverzeichnis. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1975: 128 bis 139; Peter Bloch und Waldemar Grzimek (Hg.): Die Berliner Bildhauerschule im neunzehnten Jahrhundert. Das klassische Berlin. Berlin ^{2}1994: 320–323; Hans Vollmer (Hg.): Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler des XX. Jahrhunderts. 6 Bände. Leipzig 1953–1962. Band 3. Leipzig 1956: sub vocem.

5 Adolf von Hildebrand: Über das Problem der Form in der Bildenden Kunst. Straßburg i. E. 1893.

6 Jubiläums-Ausstellung Mannheim 1907. Internationale Kunst- und Große Gartenbau-Ausstellung. Offizieller Katalog der Kunst-Ausstellung. Mannheim 1907: 22. Kraus stellte fünf Werke aus, darunter den „Sabinischen Hirten“, eine Statuette seines Freundes, des bekannten Zeichners Heinrich Zille, das „Schreitende Mädchen“ sowie zwei Kinderstatuetten, die seinen Sohn und seine Tochter darstellten. Diese beiden Bronzen erscheinen

auf Fotografien der Villa von Gisella Lanz in der Spinozastraße in den zwanziger Jahren (Privatbesitz).

7 Zum Eingangsgebäude u. a.: Andreas Schenk: Architekturführer Mannheim. Berlin 1999: 94.

8 Ein Werkstattfoto der gerade fertiggestellten Tür: Staatliche Museen Berlin, Skulpturensammlung, Archiv, Dokumentation August Kraus. Bei dieser Sammlung handelt es sich um einen Teilnachlass des Künstlers.

9 Zur Erinnerung an das 50jährige Jubiläum von Heinrich Lanz in Mannheim. Begangen in den Tagen des 5. bis 12. März 1910. O. O., o. J. (1910): 52. In dieser Festschrift: 49–52 ist auch die ausführlichste Beschreibung des Baus, ein Auszug aus einem Artikel des Mannheimer Generalanzeigers, abgedruckt.

10 Die Baupläne im Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte, Nachlass Firma F. & A. Ludwig, Zugang 25/1980, Mappe 130: „Grabmal Engelhorn. Eingabeprojekt. 1911“ (10 Pläne).

11 Mannheim, Stadtarchiv, Nachlass Busam, Zugang 26/1972, Nr. 28, Zeugnis von Rudolf Tillessen für die Mannheimer Sandstein- und Granitwerke, Inhaber Wilhelm Busam (ca. 1909); Nr. 52, Typoskript von Walter-Wilhelm Busam: Wilhelm Busam in der Geschichte des Mannheimer Handwerks 1862–1921: passim.

12 Zur Erinnerung an das 50jährige Jubiläum von Heinrich Lanz in Mannheim (wie Anm. 9): 50.

13 Ebd.

14 Die Bemalung ist offensichtlich noch größtenteils erhalten und wurde wohl lediglich überstrichen – an zahlreichen Stellen scheinen die architektonische Gliederung betonende Mäanderfriese und eine strahlenförmige Dekoration der Kuppel durch die Tünche durch.

15 Zur Erinnerung an das 50jährige Jubiläum von Heinrich Lanz in Mannheim (wie Anm. 9): 50.

16 Ebd.

17 Ein Werkstattfoto des Sarkophags in: Die Kunstwelt I, Band 1, 1911/1912: 386. Heinrich Lanz und seine Frau Julia, geb. Faul, ruhen unter dem Denkmal im Boden des Mausoleums.

18 Zur Erinnerung an das 50jährige Jubiläum von Heinrich Lanz in Mannheim (wie Anm. 9): 52.

19 Der Kinderkopf besitzt große Ähnlichkeit mit der Porträtbüste von Johann Peter Heinrich Lanz (1909–1942) aus weißem Carraramarmor, die August Kraus 1913 geschaffen hat (Privatbesitz).

20 Das Mausoleum im Charlottenburger Schlossgarten wurde von Heinrich Gentz wahrscheinlich nach Entwürfen von Karl Friedrich Schinkel 1810 erbaut und 1841 erweitert. Der veränderte Bau diente als Vorbild des Mausoleums im Berggarten von Herrenhausen (1842–1843 von Georg Anton Laves).

21 Zur Erinnerung an das 50jährige Jubiläum von Heinrich Lanz in Mannheim (wie Anm. 9): 50.

22 Die Gruft ist mittlerweile als Ehrengrab in das Eigentum der Stadt Mannheim übergegangen und wird nicht mehr belegt.

23 Berlin, Akademie der Künste, Historisches Archiv, Personalnachrichten für das Archiv der Königlichen Akademie der Künste: Akte August Kraus.

24 Ebd.

25 Mannheim, Friedrich Engelhorn-Archiv, Nachlass Dr. Friedrich Engelhorn, Serie Biographisches, UG Vermächtnis, Akte 1/31 – Letztwillige Verfügungen, Schreiben ohne Empfängerangabe: „Sollte meinem Wunsche verbrannt zu werden entsprochen werden können …“, 29. November 1911.

26 Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte, Nachlass Firma F. & A. Ludwig (wie Anm. 10). Die Ermittlung des Vorbilds in Rom ist Frau Julia Brinkkötter, Hamm (Westfalen), zu verdanken.

27 Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte, Nachlass Firma F. & A. Ludwig (wie Anm. 10). Andreas Schmidt erkannte schon 1992 im Tempel der Fortuna Virilis das eigentliche Vorbild des Grabbaus. Vgl.: Förderkreis Historischer Grabstätten in Mannheim e. V. (Hg.): Die Friedhöfe in Mannheim: Wegweiser zu den Grabstätten bekannter Mannheimer Persönlichkeiten anlässlich des einhundertfünfzigjährigen Bestehens des Mannheimer Hauptfriedhofs am 14. Juli 1992. Mannheim 1992: 170.

28 Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte, Nachlass Firma F. & A. Ludwig (wie Anm. 10).

29 Es existieren keinerlei Unterlagen, die über die Beauftragung von August Kraus Auskunft geben könnten.

30 Dr. Friedrich und Marie Engelhorn haben sich wiederholt im Gästebuch der Familie Lanz eingetragen (Privatbesitz). Außerdem war die Mannheimer Gesellschaft nicht so unübersichtlich, dass ein engerer Kontakt der beiden Familien rein spekulativ ist.

31 So Peter Bloch 1975 (wie Anm. 4): 138, wohl nach den Angaben in den Personalakten der Akademie der Künste, Berlin (wie Anm. 23), die von Kraus selbst stammen.

32 Die Statue ist offensichtlich nicht signiert. Auch beim Lanz-Mausoleum hielt sich der Künstler vornehm zurück und verewigte sich nur in der rechten unteren Ecke der Bronzetür. Die Zuschreibung der Statue jedoch ist nicht anzuzweifeln: Zwei Fotografien des Ateliers um 1925/1930 (Staatlichen Museen Berlin, Skulpturensammlung (wie Anm. 8)) zeigen uns August Kraus bei der Arbeit an einer Skulptur; im Hintergrund ist das Gipsmodell der Bronzestatue des Engelhorn-Mausoleums zu sehen.

Anschrift des Autors:
Tobias Möllmer
Im Sennteich 33
68199 Mannheim

Kurt Pittrof

Auf den Spuren Böhmens

Wanderungen im Südwesten Deutschlands

Nur auf dem ersten Blick mag es erstaunlich erscheinen, im Südwesten Deutschlands böhmische Spuren und Gemeinsamkeiten entdecken zu wollen. Aber der aufmerksame Wanderer, der den Schwarzwald und die umliegenden Gebiete durchstreift und die Geschichte des Landes ein wenig studiert, wird zu seiner Überraschung bald eine Anzahl von Erinnerungen an einzelne Persönlichkeiten wie auch eine Fülle von landschaftlichen und historischen Übereinstimmungen und Parallelen finden, denen nachzugehen es sich lohnt.

Da ist zunächst der Schwarzwald selbst, dessen Höhen in etwa den Kammlagen des Erz-, des Riesengebirges und des Böhmerwaldes entsprechen und der sich in seinem höchsten Gipfel, dem Feldberg (1493 m), fast bis zur Höhe der Schneekoppe (1603 m) hinaufschwingt. Und da gibt es den Rhein, der in jenem Meer mündet, in das sich über die Elbe auch alle Wasser Böhmens ergießen. Es gibt aber auch Wasserscheiden, die andere Wasserläufe der Donau und dem Schwarzen Meer zuführen. Welchem Liebhaber Johannes Urzidils, dem Prager deutschen Dichter, der nach New York emigrieren mußte, fiele bei dem Schwarzwaldhaus nördlich von Neustadt, dessen eine Dachrinne sich zur Donau, dessen andere sich über Seitenflüsse zum Rhein hin entleert, nicht die Geschichte der beiden Buben ein, die an den gegenüberliegenden Seiten des „Bibelhauses“ im egerländischen Gibacht ihr Geschäft verrichteten und triumphierend beobachteten, wie sich das eine Rinnsal zur Nordsee und das andere zum Schwarzen Meer hin auf den Weg machte! Und hier wie dort schürften die Bergleute nach den Schätzen des Gebirges, sind in die vorgelagerten Höhenzüge die schmucken Badeorte eingebettet, welche bei allen Verschiedenheiten miteinander verglichen werden können: Baden-Baden mit Karlsbad, Badenweiler mit Marienbad, Bad Krozingen mit Konstantinsbad.

Freilich können und sollen diese Ähnlichkeiten nicht die Andersartigkeit von Klima und Bodenfrüchten und auch der Menschen verdecken. Dem kontinentalen Klima Böhmens und Mährens stehen im Badischen die bestimmenden Einflüsse von zwei Meeren gegenüber: Des Atlantik mit Wolkenbildungen, die sich an den Westhängen des Schwarzwaldes abregnen, und des Mittelmeeres, das seine milden Luftmassen über das Rhonetal durch die Burgundische Pforte in den Oberrheingraben lenken und jene „von der Sonne verwöhnten Trauben“ reifen lässt, die das „Badische Sonnenmännchen“ auf den Etiketten der Weinflaschen mit Recht lobt. Während das Klima der Sudeten die Landwirtschaft nur im Elbtal und in anderen Tieflagen begünstigt, gedeihen im Badischen neben der Rebe das Obst jedweder Art, aber auch die Edelkastanie und der Nussbaum. So kam es, dass die Sudetendeutschen Gebiete mehr vom Gewerbefleiß, das Badische Ländle mehr von der Regsamkeit seiner Winzer und Bauern lebte. Doch die Randlage und den Durchzugscharakter hatten beide Regionen gemeinsam. Wie sich im Rheinischen die Menschen und Stämme mischten, hat Carl Zuckmayer in seinem Bühnenstück „Des Teufels General“ beschrieben. Seine klassische Formulierung kann abgewandelt auch für Böhmen gelten: „Und dann kam ein griechischer Arzt hinzu, oder ein keltischer Legionär, ein Graubündner Landsknecht, ein schwedischer Reiter, ein Soldat Napoleons, ein desertierter Kosak, ein schwarzwälder Flößer, ein wandernder Müllerbursch aus dem Elsass, ein dicker Schiffer aus Holland, ein Magyar, ein Pandure, ein Offizier aus Wien, ein französischer Schauspieler … – das alles hat am

Rhein gelebt, gerauft, gesoffen, gesungen und Kinder gezeugt … weil sich die Völker dort vermischt haben. Vermischt – wie das Wasser aus Quellen und Bächen und Flüssen, damit sie zu einem lebendigen Strom zusammenrinnen …“

Die stärkste Gemeinsamkeit aber liegt in der jahrhundertelangen Zugehörigkeit zu Österreich. Die ursprünglich versprengten Besitzungen der Habsburger in der heutigen Schweiz, am Hochrhein, im Elsass und im Breisgau wuchsen allmählich zu einem größeren Territorium zusammen, das als „Vorderösterreich“ zu einer strategisch wichtigen Bastion der Monarchie geworden war und von 1535 bis 1648 von Ensisheim im Elsass und dann von Freiburg aus regiert wurde. In Böhmen hatte das Haus Habsburg schon 1307, 1437 und 1452 den Wahlkönig gestellt und dann seit 1526 bis 1918 ununterbrochen auf dem Prager Hradschin über Böhmen und Mähren geherrscht.

2007, im Gedenken an die Säkularisation vor 200 Jahren, mag unsere Wanderung auf böhmischen Spuren im oberschwäbischen Weissenau beginnen. Dort wurde die Reichsabtei mitsamt der Abtei Schussenried den Prämonstratensern zu Gunsten der böhmischen Reichsgräfin Augusta von Sternberg-Manderscheid (1744–1811) entzogen. Die zwei Abteien dienten der Entschädigung für mehrere Herrschaften auf linksrheinischem Territorium, das 1797 und 1801 an Frankreich gefallen war. Augusta Manderscheid hatte den böhmischen Grafen Phillip Christian von Sternberg (1732–1811) geheiratet, dessen Geschlecht seit Jahrhunderten ausgedehnte Besitzungen in Böhmen und anderen Gebieten besaß und das in der böhmischen Landesgeschichte eine bedeutende Rolle spielte. Erbe von beiden Eheleuten war der Graf Joseph von Sternberg-Manderscheid (1763–1830), der das noch heute existierende Sternberg-Palais auf der Prager Kleinseite bewohnte. 1812 und 1823 suchte er Weissenau auf und als passionierter Kunst- und Antiquitätensammler ließ er wiederholt Weissenauer Urkunden, Handschriften, Bücher und Kunstschätze nach Böhmen bringen, wie auch der Württemberger Monarch, der soeben von Napoleon die Rangerhöhung zum König erfahren hatte, die in der Übergangszeit unsicheren Besitzverhältnisse dazu benutzte, die Weissenauer Bibliothek und andere Schätze nach Stuttgart bringen zu lassen. 1830 verstarb Franz Joseph von Sternberg-Manderscheid. Seine Erben, fünf verheiratete Töchter, hatten offenbar wenig Interesse an den von Prag entfernten Herrschaften. Sie verkauften beide 1835 an den Württembergischen Staat, der sie seinerseits später weiterverkaufte. Die religiöse Betreuung der Bevölkerung erfolgte weiterhin durch die verbliebenen Patres, dann durch nachgewachsene Weltpriester. Auch im Wirtschaftsleben der ländlichen Gebiete tat sich zunächst wenig, erst mit der Industrialisierung änderte sich allmählich die traditionelle Bevölkerungsstruktur in Oberschwaben.

Von ähnlicher Wirkungsmacht wie die Säkularisierung und Mediatisierung war das Konzil von Konstanz (1414–1418), das einberufen worden war, um die verhängnisvolle Kirchenspaltung zwischen den Anhängern des Papstes in Rom und seines Widerparts, des Gegenpapstes in Avignon, zu überwinden. Die religiöse Entwicklung in England und Böhmen brachte zusätzlichen Sprengstoff in die Beratungen des Konzils. Auf den Lehren des englischen Reformators John Wiclif (1330–1384) fußend, hatte sich in Böhmen eine breite Bewegung gegen die Verweltlichung der Kirche, gegen sittliche Verfallserscheinungen unter Klerus und Laien sowie für soziale, politische und nationale Gerechtigkeit entfaltet, wobei auch die Forderung, die Bibel in der Volkssprache lesen zu können, Widerhall fand. Führer dieser Reformbewegung war Jan Hus, zeitweiliger Rektor der Prager Karlsuniversität, der hoffte, das Konzil von der Rechtmäßigkeit seiner Lehren überzeugen und einen bedeutenden Anstoß zur Kirchenreform geben zu können, wobei er auf die Zusage freien Geleits durch König Siegmund vertraute. In Konstanz jedoch traf er auf eine konservative Grundstimmung der Kirchenoberen, die ihn als Ketzer zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilen ließen. Das am 6. 7. 1415 gefällte Urteil wurde noch am selben Tag vollstreckt und löste in Böhmen, bei den Tschechen und einem Teil der deutschen Bevölkerung schwerste Unruhen aus. Es führte zum Abfall weiter Teile der Gläubigen von der bisherigen Religion und zum offenen Aufstand. Die deutschen und päpstlichen Kreuzzüge, die daraufhin gegen Böhmen

vorrückten, erlitten in mehreren Schlachten in Böhmen, aber auch in Schlesien, Sachsen, Brandenburg, Franken und Österreich schwere Niederlagen. Es kam zu einer weitgehenden Entvölkerung der meist von deutschen Einwanderern gegründeten Städte, und erst mit dem Antritt der Habsburger als böhmische Könige und durch die von ihnen betriebene Gegenreformation kam es allmählich zur Wiederherstellung einiger deutscher Positionen. Noch heute steht in Konstanz das Konzilsgebäude und erinnert an die tragischen Ereignisse, in denen Ströme von Blut flossen, etwa wegen der Frage, ob die Kommunion in beiderlei Gestalt genommen werden dürfe.

Dem aus Böhmen stammenden Wanderer mutet es geradezu heimatlich an, wenn er auf vielen alten Brücken des ehemaligen Vorderösterreichs die Statue des Johannes von Nepomuk antrifft. Der Brückenheilige und standhafte Bewahrer des Beichtgeheimnisses war zur Symbolfigur der Gegenreformation geworden und zum Sinnbild katholisch geprägten Landes überhaupt. So befinden sich auch auf unserer Wanderroute Standbilder von ihm in Waldshut und vor dem Schloß in Inzlingen. Verbindende Spuren hinterließ auch ein anderer Heiliger aus Böhmen/Mähren, der in Tankwitz geborene Clemens Maria Hofbauer. Nachdem er mit anderen Redemptoristen aus Warschau vertrieben worden war, suchte er eine neue Niederlassung. 1802 hoffte er, in Jestetten, in der Nähe von Schaffhausen, eine solche zu finden. Der Plan scheiterte schon nach kurzer Zeit, weil Clemens keine Lehrkräfte hatte, um ein Gymnasium zu betreiben. Als ihm sodann die Wallfahrtskirche zu Triberg im Schwarzwald samt einem Haus für die Seelsorge der Pilger überlassen wurde, übersiedelte er mit drei Mitbrüdern dahin. Aber auch hier wirkte der fromme Mann nicht lange. Die josephinisch-aufgeklärte Obrigkeit hatte für die „Bigotterie“ der Redemptoristen, wie sie es nannte, nichts übrig. Zuletzt wirkte Clemens Maria Hofbauer segensreich in Wien. 1909 wurde er heilig gesprochen. 1955 veranstaltete die Erzdiözese Freiburg eine Feier, zu der die Hauptreliquie aus der Grabeskirche Maria am Gestade in Wien nach Triberg gebracht wurde.

Es ist nicht bekannt, durch welche Umstände Clemens Maria Hofbauer in das für einen Böhmen weit abgelegene Jestetten kam. War es ein Zufall oder spielte eine Rolle, dass der Reichsfürst von Schwarzenberg neben seinen vielen anderen Besitzungen und Titeln auch Gefürsteter Landgraf zu Kleggau (Klettgau) war – sich also auch territoriale Beziehungen zu Böhmen, wo die Fürsten ihre riesigen Hauptbesitzungen hatten, ergaben? Zu den Ämtern und Titeln des hochberühmten Geschlechts gehörte auch „Des Römischen Reichs Erbhofrichter zu Rottweil“. Heute ist Karl Johannes Nepomuk Joseph Norbert Friedrich Antonius Wratislaw Mena Fürst zu Schwarzenberg, Herzog zu Krummau, Graf zu Sulz, gefürsteter Landgraf im Klettgau (geb. 1937 zu Prag) Aussenminister der Tschechischen Republik.

In Freiburg erinnern zahlreiche Zeugnisse an die gemeinsame Geschichte von Habsburger Besitzungen. Der hochgotische Chor des Münsters ist nach Plänen des Johannes Parler aufgeführt worden, ein anderer Parler, Peter, hat den Prager Veitsdom gebaut. Die Chorfenster zeigen die Wappen des Reichs und der Habsburger Erbländer, darunter das böhmische mit dem zweischwänzigen Löwen. Dieses kehrt nochmals auf dem historischen Rathaus sowie auf der Fassade des Kaufhauses wieder. Die Stadt hat einen alten Friedhof, den man den Liebhabern beschaulicher Orte warm empfehlen kann. An den stimmungsvollen Grabmälern kann der Betrachter ein Stück Kultur- und Stadtgeschichte ablesen. Eingelassen in die efeuüberwachsene Friedhofsmauer ist auch das Grabmal eines böhmischen Landsmanns. Auf der verwitterten Inschrift ist noch zu entziffern:

Math. Alex. Ecker
Geb. 26. Februar 1766 zu Teinitz in Böhmen
Gestorben den 5. August 1809 zu Freiburg
Professor der Medizin und Chirurgie

Mitten im Werken erfasst ihn der Tod
Wer hätte die Jugend
Wer Hochschule auch dich
Wärmer und reiner geliebt?
Vater der Armen und dem Lager
Der Kranken ein Retter …
Und im Grabe noch ist Segen
Sein Name für uns.

Bedeutender war Edmund Husserl, dessen Grab sich auf dem Friedhof des Freiburger Vorortes Günterstal befindet. Geboren im Jahre 1859 im mährischen Proßnitz, war Husserl seit 1916 Inhaber des Lehrstuhls für Philosophie an der Albert-Ludwigs-Universität. Er übte großen Einfluss auf Max Scheler und den Existenzialismus Heideggers und der französischen Schule aus. Husserl verstarb am 26. 4. 1938; an ihn erinnert eine Gedenktafel an seinem Wohnhaus in der Lorettostraße.

In wirtschaftlicher Hinsicht spielte zwischen Böhmen und dem habsburgischen Breisgau die Lieferung von böhmischen Rohedelsteinen an die Freiburger Edelsteinschleifereien eine Rolle. Im Jahre 1601 richtete der in Prag residierende Kaiser Rudolf II. (1552–1612) an den Freiburger Rat die Bitte, ihm für seine Edelsteinmühle zwei Meister und sechs junge Ballierer und Bohrer zu schicken. Der Bitte kamen die Freiburger umso mehr nach, als sie das Privileg genossen, dass böhmische Granaten nirgends sonst als nach Freiburg geliefert werden durften. Diese Handelsbeziehungen, die nach Erschöpfung von Edelsteinvorkommen im Schwarzwald für die Freiburger Steinschleifereien lebenswichtig waren, blieben allerdings nicht immer frei von Trübungen. Die Freiburger Bruderschaft der Edelsteinschleifer beschwerte sich bei dem Besitzer der wichtigsten böhmischen Fundstätten, dem Fürsten Lobkowicz, dass sie nicht nur brauchbares, sondern auch unbrauchbares Rohmaterial erhielten. Der Fürst antwortete im Bewußtsein der böhmischen Monopolstellung brüsk, dass sich die Freiburger wohl nur beschwerten, um den 1669 geschlossenen Vertrag über die Lieferung von Rohgranaten annullieren zu können – „was ihm dann auch ganz recht sei“. Alsbald ging die Freiburger Steinschleiferei in dem Maße zurück, in dem die böhmische aufblühte.

Eine Befruchtung in wirtschaftlicher Hinsicht, von ganz anderer Art, verdankt Offenburg der Unternehmerfamilie Burda, deren Vorfahr, der Hutwalker Wenzel Burda, aus Böhmen zugewandert war. Der Sohn Franz wählte 1888, mit 14 Jahren, den Beruf des Buchdruckers und Setzers, der seine Nachfahren zu reichen Leuten machen sollte. Die Betriebe in Offenburg und auch anderwo – insgesamt ein führendes Zeitschriften-, Buch- und Druckereiimperium – sowie das von Burda errichtete und ausgestattete Kunstmuseum in Baden-Baden zeugen von den großen wirtschaftlichen Erfolgen und den bedeutenden mäzenatischen Ambitionen der Unternehmerfamilie.

Fährt man von Freiburg durch das Höllental nach Donaueschingen, so folgt man ein ganzes Stück der Straße, auf der i. J. 1770 in umgekehrter Richtung die Tochter der Kaiserin Maria Theresia, Marie Antoinette, zog, um den Dauphin von Frankreich zu heiraten. Sie ging einem schrecklichen Schicksal entgegen: Wie ihr Mann Ludwig XVI., starb sie durch die Guillotine (1793). In Donaueschingen erinnern die Fürsten von Fürstenberg an die engen Beziehungen zu Böhmen, wo sie die Herrschaft Pürglitz und in Prag ein schönes Palais besaßen. Durch sie gelangte der Architekt Maximilian Kanka (1674–1766), Schüler Dientzenhofers, nach Donaueschingen. Die von ihm erbaute Pfarrkirche mit ihrem Turmpaar und den gegliederten Kuppeldächern kann als ein gelungenes Werk angesehen werden. Ein anderer Böhme war Johann Wenzel Kalliwoda (1801–1866), der 44 Jahre lang als Kapellmeister in Donaueschingen lebte und eine stattliche Anzahl von Musikwerken komponierte. An sein Wirken erinnert im Schlosspark ein Standbild. Er war ein Nachfahre des bedeutenden Johann Stamitz, der, in Deutsch-Brod geboren, seit 1741 am Kurpfälzischen Hof in Mannheim Hofkapellmeister und Komponist war und i. J. 1742 bei der Kaiserkrönung in Frankfurt als Violinvirtuose auftrat.

Böhmische Spuren im Südwesten Deutschlands finden sich auch in Bruchsal, in dessen Schloss Balthasar Neumann (1687–1753) eines seiner berühmten Treppenhäuser schuf; der in Eger geborene Baumeister hat auch die vor einiger Zeit vortrefflich restaurierte Abteikirche in Neresheim gebaut. Weitere böhmische Architekten von Rang waren durch die Markgräfin Sybilla Augusta ins Land gekommen. Die Frau des Türkenlouis stammte aus Schlackenwerth in Böhmen und war die Tochter des letzten Herzogs von Sachsen-Lauenburg. Als eine glänzende Partie war sie heftig umworben und entschied sich für das Haupt der katholischen Linie Baden-Baden. Sie

heiratete Ludwig Wilhelm am 28. 3. 1690 in Raudnitz in Böhmen. Die Markgräfin war eine streng katholische, gutherzige und tatkräftige Frau, die jahrelang die Regentschaft für ihren in den Türkenkriegen befindlichen Mann führte. Nach der Zerstörung der bisherigen Residenzstadt Baden-Baden durch die Franzosen ließ der Türkenlouis in Rastatt eine neue Residenz anlegen und zum Baumeister seines Schlosses den Italiener Domenico Egidio Rossi berufen, der 1666 Prager Bürger geworden war und am Palais Czernin mitgearbeitet hatte. Nach dem Tode des Markgrafen i. J. 1707 ließ die Witwe den Schlossbau durch Michael Ludwig Rohrer, dem 1722 sein Bruder Peter und sodann der weitere Böhme Johann Sock folgten, vollenden. Der ältere Rohrer baute nach Nymphenburger Vorbild die Pagodenburg, der jüngere begann 1756 mit dem Bau der Rastatter Pfarrkirche, beide Brüder zusammen errichteten 1750 das dortige Rathaus. Eine kleine Strecke von Rastatt entfernt, bei Kuppenheim, befindet sich das Schloss Favorite, das sich die Markgräfin als Witwensitz erbauen ließ. Es hat im Kriege nicht und durch die Zeitläufte wenig gelitten und stellt deshalb ein seltenes Beispiel authentischer Baukunst und reicher Ausstattung aus der Barockzeit dar.

Kirchenbauten von Michael Ludwig Rohrer weisen auch Baden-Baden und Ettlingen auf, Profanbauten in Gestalt der Landvogtei und des Rathauses der Hauptort der Ortenau, Offenburg. Mit dem Ordensbaumeister Bagnato, den Vorarlberger Peter Thumb, dem Freiburger Stadtbaumeister Wenzinger und den Erbauern des Doms und der Abtei St. Blasien, d'Ixnard und Salzmann, sind die Brüder Rohrer und Balthasar Neumann die bedeutendsten Architekten der Barockzeit im Südwesten Deutschlands.

Für Böhmen und darüber hinaus für den mitteleuropäischen Raum folgenschwer war die Wahl des calvinistischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz (1596–1632) zum König von Böhmen. Dort waren die Stände weitgehend evangelisch geworden oder hussitisch geblieben und zielten auf einen Bruch mit dem katholischen Haus Habsburg.

Sie erklärten den regierenden Kaiser und böhmischen König Ferdinand II. zum „Feind der Religion und der ständischen Freiheit" und enthoben ihn des Throns. Am 3. 11. 1619 wurden Friedrich und seine Gemahlin Elizabeth, Tochter König Jacobs I. von England, im Prager Veitsdom gekrönt. Die Erwartung der Aufständischen, ihre Sache durch die Wahl des neuen Königs mit seinen weitreichenden Verbindungen gefördert zu haben, erfüllte sich aber nicht. Friedrich selbst erwies sich als wenig fähig, und die katholische Koalition siegte vollständig am Weißen Berg in der Nähe von Prag am 8. 11. 1620. Der „Winterkönig", seine Generäle und Teile der aufständischen Führer mussten fliehen und Prag kampflos den kaiserlichen Truppen überlassen. Die katholischen Sieger verhängten über die böhmischen Stände ein Strafgericht, dem 28 der Anführer des Aufstandes zum Opfer fielen und das dem unzuverlässigen Adel und vielen Städten große Vermögensbußen auferlegte. Der Untergang des böhmischen Ständestaates stellt für die tschechische Geschichtsschreibung aber bis heute eine tiefe nationale Zäsur dar.

In seinen Wirkungen vergleichbare geschichtliche Ereignisse bestimmten auch lange Zeit das deutsch-französische Verhältnis. Sucht man nach einem Brennpunkt, in dem sich die Spannungen entzündeten, so findet man ihn in den Vorgängen um die Eröffnung der nach dem Krieg von 1870/71 neu gegründeten Straßburger Reichsuniversität am 1. Mai 1872. Bei dem Festakt, zu dem die Vertreter aller deutschsprachigen Universitäten geladen und gekommen waren, hielt der in Prag geborene und an der dortigen Karls-Universität ausgebildete Prorektor der neuen Hochschule, der Kunsthistoriker Anton Springer, die Festrede. Als Rektor der Prager Universität – „der ältesten auf ehemals deutschem Reichsboden" – überreichte der Historiker Konstantin Höfler eine Grußadresse des Akademischen Senats. In ihr wünschte er den „Kollegen der jüngsten Universität im wiedergewonnenen Reichsland, (dass) sie auf dem Gebiete des Geistes und des Friedens wirkend, die Palme erringen (mögen) und sich erwiesen als Männer, welche nur eine Tat und eine Kunst kennen, immer zu kämpfen und ihre Gegner zu besiegen".

Wie es am Abend des 1. Mai zwischen französischen, elsässischen und deutschen Studenten in der „TaverneAlsacienne" am Kleberplatz

zu einem blutigen Nachspiel kam, so folgten dem Auftritt des Prager Rektors wütende Angriffe der tschechischen Presse, Studenten und Professoren. Schon im Dezember 1870 hatten tschechische Abgeordnete des Prager Landtags in einem Promemoria Protest dagegen eingelegt, dass dem Staatskörper Frankreichs „ganze Landschaften entrissen würden, deren Bewohner sich als Franzosen fühlten und solche bleiben wollten". Nun entzündeten sich an den Begrüßungsworten Höflers, der bei den Tschechen als „Ultramontaner" galt, die nationalen Leidenschaften. Man sprach dem Rektor das Recht ab, die Prager Carola Ferdinandea bei dem Straßburger „Universitätsschwindel" zu vertreten und hielt die Überreichung der Adresse für eine „unerhörte Frechheit". In der tausendjährigen Geschichte der böhmischen Krone habe es nicht ein einziges Zeitalter gegeben, in welchem diese gegenüber Deutschland nicht ein selbständiges Reich, in jeder Hinsicht unabhängig, gewesen sei (!); so sei es niederträchtig, Böhmen für „ehemals deutschen Reichsboden" auszugeben. Es blieb nicht bei der Pressekampagne. Die slawischen Studierenden der Prager Universität legten in Straßburg telegraphisch Protest dagegen ein, dass der bekannte „Verunglimpfer unseres Hus" die Prager Universität bei der „Preussischen Feier" vertrete. Auch die tschechischen Doktoren sämtlicher Fakultäten der Hochschule erhoben Protest gegen die Vertretung durch Konstantin Höfler. Die Proteste blieben in Frankreich nicht ohne Resonanz. „La Republique Francaise", das Blatt des französischen Nationalisten Gambetta („Denken wir immer daran, reden wir nie davon") druckte sie ab, ebenso die Zustimmungs- und Dankeskundgebungen verschiedener französischer Universitäten. Hatten sich schon seit 1848 die Beziehungen tschechischer Politiker zu Frankreich ständig verstärkt und war im Jahre 1869 von dem tschechischen Politiker F. L. Rieger warnend auf die Bedrohung Frankreichs durch eine bevorstehende deutsche Einigung hingewiesen worden, so legten nun die Vorfälle um die Eröffnung der Straßburger Universität die Interessenidentität von Tschechen und Franzosen blitzartig offen.

Der Fortgang der Ereignisse ist bekannt. Nach den leidvollen Umwegen, die die Geschichte ging, und für die endlose Reihen von Kreuzen auf den Soldatenfriedhöfen der Vogesen erschütternde Zeichen sind, ist Straßburg das Symbol einer neuen Hoffnung der europäischen Völker geworden. Ein vereinigtes Europa, in dem alle Völker ihren angestammten Platz finden, scheint allmählich Wirklichkeit zu werden. Auch das lehren Wanderungen im südwestdeutschen Grenzland.

Anschrift des Autors:
Kurt Pittrof
Klingnauer Straße 1
79837 St. Blasien

Paula Zwernemann

Jean-Julien Weber Erzbischof von Straßburg

Begegnung auf dem Odilienberg

Im Sommer 1959 gab Erzbischof Weber von Straßburg einen Empfang für katholische Studenten aus Freiburg im Breisgau. Ich war eine der eingeladenen Studentinnen. Es war noch nicht selbstverständlich, dass man nach Frankreich eingeladen wurde, und wir empfanden es als ein großes Ereignis. Zuerst hielt Erzbischof Weber eine kurze Rede. Ich muss gestehen, dass ich vergessen habe, was er gesagt hatte. Es ist davon auszugehen, dass es mit der deutsch – französischen Aussöhnung zu tun hatte. Dann haben wir uns der Reihe nach persönlich dem Oberhirten von Straßburg vorgestellt, und wie es zu jener Zeit üblich war, ist jeder vor ihm niedergekniet und hat den Bischofsring geküsst. Er wechselte mit jedem der Gäste einige persönliche Worte. Ich war ziemlich in der hintersten Reihe und, als für mich der aufregende Augenblick kam, ich den Bischofsring küssen durfte und meinen Namen nannte, verließ Bischof Weber seine vornehme Zurückhaltung.

Was war es, das ihn so tief an meinem Namen berührte? Es war mein Mädchenname „Tröndle“. Er wollte wissen, aus welchem Ort ich stamme und als er den Namen „Gaiß“, einen kleinen Ort im Landkreis Waldshut und zugehörig zu der Pfarrei Waldkirch bei Waldshut hörte, war er offensichtlich aufgeregter als ich. Er erklärte, dass seine Großmutter, die er sehr verehre, eine geborene Tröndle sei und deren Vater, also sein Urgroßvater, aus dem Ort Schmitzingen, ebenfalls einem Dorf aus dem Kirchspiel Waldkirch, stamme und dessen Vorfahren aus Gaiß. Er erzählte, dass er vor kurzer Zeit mit anderen Verwandten aus dem Elsass auf der Suche nach den Spuren der Vorfahren in Schmitzingen in einer Ferienwohnung gewesen sei. Er habe versucht, die Nachkommen seines Urgroßvaters zu finden und sei auch fündig geworden. Er habe sich allerdings nicht als Bischof zu erkennen gegeben, lediglich einer dieser Verwandten, die eine Poststelle betrieb, habe er sich zu erkennen gegeben.

Bischof Weber erzählte, dass er nach dem im Mai 1945 für die Heimat seiner Vorfahren im südlichen Schwarzwald und am Hochrhein entscheidende Hilfe für die Bevölkerung bringen konnte, als er die bereits von der französischen Besatzungsmacht beschlossene Evakuierung eines Gebietes von 5 Kilometer am Hochrhein entlang verhindern könnte. In dieser Zone lag sowohl Gaiß als auch Schmitzingen.

Die Begegnung mit Bischof Weber hat mich tief beeindruckt. Immer wieder musste ich an diesen Menschen denken, für den die politischen Grenzen wenig Bedeutung hatten und für den die deutsch-französische Versöhnung ein Herzensanliegen war und das trotz des Zeitgeistes, in den er hineingeboren wurde. Er ist am 13. Febr. 1888 in Lutterbach im Elsass geboren und am 13. Februar 1981 in Straßburg gestorben. Er hat beide Weltkriege in dem immer heiß umkämpften Elsass erlebt und durchlitten und er war als Mann der Kirche in einer Zeit, als man noch von der „Erbfeindschaft“ zwischen Frankreich und Deutschland ausging, beiden Ländern und im Besonderen dem alemannischen Sprachraum, tief verbunden.

Die Familiengeschichte von Erzbischof Jean-Julien Weber

Josef Tröndle, der Urgroßvater von J. J. Weber, stammte aus dem Kirchspiel Waldkirch

bei Waldshut, nämlich dem Ort Schmitzingen. Im Jahre 1819 ist Josef Tröndle zusammen mit zwei seiner Brüdern in das Elsass übergesiedelt. Josef Tröndle zog nach Bühl bei Guebwiller. Dort lernte er seine spätere Ehefrau, Anastasie Stadelmann, kennen. Sie heirateten und bekamen 10 Kinder, sieben Mädchen und drei Jungen. Sie bauten zusammen ein Haus. Walburga, die Großmutter von Bischof Weber, war das 5. Kind der Eheleute Tröndle.

J. J. Weber hat den Urgroßvater nicht mehr persönlich kennen gelernt. Dieser ist am 21. 1. 1787 geboren und verstarb im Jahre 1853. Die Schilderungen des Urgroßvaters in den Lebenserinnerungen beruhen auf den Erzählungen seiner Großmutter Walburga Tröndle. Diese berichtete aus ihrem Erleben mit ihrem Vater, dass er ein gottesfürchtiger und frommer Mann war. Nachdem er für seine große Familie ein Haus gebaut hatte, baute er vor dem Haus eine Laube zu Ehren der Jungfrau Maria, in der er täglich in deutscher Sprache zu der Jungfrau Maria betete. In den Lebenserinnerungen erwähnt Bischof Weber ausdrücklich, dass der Urgroßvater, wie später seine Großmutter, mit Juden Umgang hatte, was in der damaligen Zeit Mut und ein eigenständiges Urteil voraussetzte. Die Familie beherbergte Arme und Bettler. Der Urgroßvater und die Urgroßmutter von J. J. Weber nahmen hin, dass sie manchmal bestohlen wurden oder die Flöhe aus den struppigen Haaren der Gäste erbten.

Die Urgroßmutter Anastasie tritt in den Lebenserinnerungen von Bischof Weber neben dem Urgroßvaters etwas in den Hintergrund. Sie wird als tüchtige, tatkräftige und fromme Frau beschrieben, die für die große Familie sorgte und mit ihrem Mann eine glückliche Ehe führte.

Die Großmutter, Walburga Tröndle verheiratete Hurler, war wie ihr Vater deutsche Staatsangehörige. Sie ist am 12. 9. 1833 geboren und im Jahre 1917 verstorben. Sie war die 5. Tochter der Eheleute Tröndle. Diese Großmutter hatte einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung des jungen Jean-Julien, weil dieser mit seinen Eltern und Geschwistern im Hause der Großmutter aufwuchs. Im Elternhaus erlebte Walburga durch ihre Eltern eine religiöse katholische Erziehung, und das

Bischof Weber

soziale Engagement war ihr in die Wiege gelegt worden.

Als junges Mädchen arbeitete Walburga in einem Lebensmittelgeschäft in Mulhouse. Dort lernte sie ihren späteren Ehemann, Sebastian Hurler, kennen. Er war Sohn eines Arbeiters, seine Familie stammte aus der Schweiz und kam über Burnhaupt in den Sundgau, dann nach Richwiller und schließlich nach Lutterbach.

Am 15. September 1860 gingen sie die Ehe ein. Der französische Standesbeamte hatte offensichtlich große Schwierigkeiten, die Heirat zwischen einem Franzosen und einer Deutschen zu dokumentieren. Er fand den genialen Ausweg, dass er aus der Deutschen Walburga Tröndle eine staatenlose Braut machte. Die Staatsangehörigkeit des Vaters der Braut wurde ebenfalls vornehm verschwiegen, dafür erwähnt, dass es sich bei Josef Tröndle um einen Hausbesitzer handelt.

In der Heiratsurkunde ist zu lesen: „Fräulein Walburga Tröndle, staatenlos, wohnhaft in Mulhouse, volljährig, aus der Ehe von

Herrn Josef Tröndle, Hauseigentümer, verstorben in Bühl und von Anastasie Stadelmann, seiner Witwe, wohnhaft in der Gemeinde, stammend, legt persönlich fest …“

Das Ehepaar Hurler baute in Lutterbach ein Haus, und sie betrieben dort ein Lebensmittelgeschäft. Bischof Weber schreibt in seinen Lebenserinnerungen, dass man damals nicht wollte, dass Alte und Junge getrennt leben, und man behielt die Großeltern im Haus, vertraten sie doch Weisheit und Tradition.

Jean-Julien beschreibt seine Großmutter als eine liebenswerte, intelligente, starke, große Frau mit einer tiefen Stimme. Er hatte sie als Frau in Erinnerung, die nur aus Haut und Knochen bestand.

Von seinem Großvater, Sebastian Hurler, sagt er, dass er ein einfacher, intelligenter und arbeitsamer Mann war, der gerne Späße machte.

Im Hause trafen sich die vielen Geschwister der Großmutter und deren Kinder, die alle in der Gegend wohnten. Humorvoll schreibt Jean-Julien Weber in seinen Lebenserinnerungen, dass er oft bei den Großeltern Zuflucht fand, um der „harten Hand gewisser Schwestern der Großmutter“ zu entgehen.

Die Großmutter hatte in der Gemeinde großes Ansehen erlangt. Man rief sie bei Krankheiten und sie scheute sich nicht, im Bedarfsfalle ein wenig riskante Heilmittel zu verabreichen, wie Bischof Weber sich erinnert. Man rief sie auch bei Unglücksfällen und bei Familienkonflikten. Sie zeigte durch ihren praktische Lebenseinstellung und ihre ausgleichende und doch bestimmende Art auch in schwierigsten Situationen Lösungswege auf. Dazu kam ihre tiefe Frömmigkeit.

Nie wurde die Sonntagsmesse versäumt. Die Hausangestellte Therese, ging in die „stille“ Messe, während die übrige Familie in das Hochamt ging. Die Großmutter wiederholte nach der Rückkehr aus dem Hochamt für Therese den Inhalt der Predigt und ergänzte dies mit ganz eigenen Auslegungen und Kommentaren.

Wallfahrten nach Maria Einsiedeln in der Schweiz oder nach Notre Dame du Bon-Secours in Oderen gehörten zum Familienleben. Jean-Julien gefiel dabei wenig, dass unterwegs der Rosenkranz gebetet werden musste, lieber wäre er auf dem Weg entlang gehüpft.

Der Winter war für den Jungen besonders interessant, man las, spann Baumwolle und Hanf, die ein Weber im Zimmer zu Stoffstreifen webte, die dann zu Betttüchern, Handtüchern, Servietten und anderen nützlichen Tüchern weiter verarbeitet wurden. Dies alles vergrößerte die Aussteuer der Mädchen und der Familie. Es war etwas Solides, das sorgsam in die großen Schränke, die mit Lavendel ausgelegt waren, verstaut wurde.

Für die Erziehung des kleinen Jean-Julien war die Großmutter neben den Eltern die wichtigste Person. Sie lehrte ihn beten, und er erzählt, dass sie am Sonntag in deutscher Sprache aus der Heiligenlegende vorlas. Sie nahm den Jungen auch zum abendlichen Rosenkranzgebet mit. In Erinnerung davon blieb ihm, dass ihr Platz in der letzten Bank hinten rechts in der Kirche war, wo das Weihwasserbecken stand, Dies war für Jean-Julien eine angenehme Abwechslung. Er durfte ins Wasser platschen, wenn ihm die Zeit zu lang wurde.

Eine wichtige Person im Hause der Großmutter war die alte Hausangestellte Therese. Sie schien die Tendenz zu haben, die Herrschaft im Hause übernehmen zu wollen, was die Großmutter manchmal energisch ins Lot bringen musste.

Der Vater legte Wert darauf, dass im Hause französisch gesprochen wurde. Durch die Großmutter und die Kameraden war jedoch die elsässisch-alemannische Mundart für Jean-Julien genauso vertraut.

Die Eltern von Jean-Julien Weber

Der Vater von Bischof Weber trat 1867 im Alter von 21 Jahren in die französische Armee ein. Er stammte aus einer zehnköpfigen Familie von Webern. Im Krieg 1870/1871 wurde er schwer verwundet und kam in deutsche Kriegsgefangenschaft. Am Ende der Gefangenschaft war er in einer deutschen Familie untergebracht, von der er seinem Sohn viel Positives erzählte. Nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft ging er nicht in das Elsass zurück, das durch den ver-

lorenen Krieg deutsches Staatsgebiet wurde. Er verpflichtete sich in der französischen Armee weiter. Nach 15 Jahren Militärdienst verließ er als Hauptmann mit ca. 45 Jahren die Armee und ließ sich als Pensionär im Elsass, seiner Heimat, nieder. Er bekam von den deutschen Behörden eine Aufenthaltsgenehmigung und konnte dort als Franzose leben.

Über die Mutter schreibt Bischof Weber in seinen Lebenserinnerungen: „Marie, die einzige Tochter der Eltern Hurler, verdient eine spezielle Erwähnung; sie war eine charmante Erscheinung. Zunächst im Pensionat von Lutterbach erzogen, wurde sie später ins Pensionat bei Belfort geschickt. Sie übernahm von dort religiöse Gewohnheiten, die sie ihr ganzes Leben bewahrte. Von mittlerer Größe, eher klein, war sie eine freundliche Erscheinung, unschuldig, hatte blondes Haar mit einem Scheitel in der Mitte. Immer liebenswert, lächelnd, ein wenig schüchtern war sie von vornehmer Natur. Mit ihrem schlanken Körper hatte sie leicht Erfolg. Ich habe sie nie wütend gesehen; es war eine vorbildliche Frau. Sie war sehr fromm und kannte das Böse nicht. Sie hätte leicht zu einer der Besten im Kloster werden können. Aber die Vorsehung hatte anderes mit ihr vor. Sie heiratete Albert Weber, einen französischen Offizier im Ruhestand in Sausheim“.

Jean-Julien erlebte seine Eltern als glückliches Paar. Der Vater erkannte das zarte Wesen seiner Frau, beschützte und umsorgte sie liebevoll. Da er sehr viel Zeit hatte, übernahm er bis in das Schulalter hinein die Erziehung seiner Söhne.

Im Jahre 1888 wurde Jean-Julien geboren. Die Erziehung durch den Vater beschreibt Bischof Weber einerseits als streng, zum anderen erlebte Jean-Julien seinen Vater als sehr empfindsam. Ein besonderes Erlebnis war für den Jungen das monatlich fällige Abholen der Pension in Belfort. Jean-Julien durfte häufig mit dem Vater dorthin mitgehen, im Hotel übernachten, und das gute Frühstück im Hotel blieb ihm in angenehmer Erinnerung.

Die Mutter schilderte Jean-Julien Weber als zarte, sanfte und empfindsame Frau, die sehr um die Kinder und deren Gesundheit besorgt war. Sie liebte und pflegte die Musik.

Vikar Wilhelm Kaltenbach

Ein großer Kummer für sie war, dass zwei Kinder in der frühen Kindheit verstarben, so dass nur Jean-Julien und sein drei Jahre später geborener Bruder Maurice das Erwachsenenalter erreichten.

Der frühe Tod des Vaters traf Jean-Julien hart. Dieser verstarb am 12. 4. 1902.

Hilfe durch Bischof Weber für den Hochrhein 1945

Die französische Armee rückte am 25. April 1945 in Waldshut ein. Landrat war zu dieser Zeit Dr. Waldemar Ernst, Bürgermeister der Stadt Waldshut war Hermann Dietsche und Stadtpfarrer Oskar Tröndle. Die letzten Wochen der Naziherrschaft waren davon geprägt, sinnlose und für die Bevölkerung verhängnisvolle Befehle zu umgehen. Jedes unbedachte Handeln konnte wie in der Nachbarstadt Singen für die Verantwortlichen mit dem Vollzug der Todesstrafe enden. Aus der Niederschrift von Landrat Dr. Waldemar Ernst, die er am 22. 4. 1946 im Gefängnis Waldshut zur Geschichte der Besetzung der Stadt Waldshut dokumentierte, (Stadtarchiv Waldshut, Seite 357 v. 22. 4. 1946) geht hervor, welcher diplomatischen Fähigkeiten es

Es war lediglich bekannt, dass der Leiterwagen von zwei Kühen gezogen werden durfte (vgl. S. 412).

bedurfte, um für die Bevölkerung lebenswichtige Verkehrs- und Industrieanlagen zu erhalten und die Befehle zur Sprengung des Schluchseekraftwerkes, der Verkehrsverbindungen und der Sprengung der Rheinbrücke sowie dem Ausbau der Stadt Waldshut als Ort der Verteidigung bis zum Letzten auszubauen, zu umgehen. Auch war für die besonnenen Verantwortlichen für das Hochrheingebiet die Sorge um das Handeln des „Werwolfs", einer Vereinigung von fanatischen Nazianhängern, eine großes Problem. Diese Männer wollten tatsächlich bis zum letzten Mann kämpfen und damit die Bevölkerung in große Gefahr bringen. Für Landrat Dr. Ernst war es ein wichtiges Anliegen, dass die Kriegsgefangenen und Zivilarbeiter aus dem Osten wegen der in der zu erwartenden Krisenzeit vor dem Einmarsch der Besatzungsmacht in die Schweiz übergeführt werden. Dies konnte er mit den schweizerischen Behörden vereinbaren. Das alles war für die Verantwortlichen bis zur letzten Minute vor dem Einmarsch mit der Gefahr verbunden, vor ein Standgericht gestellt zu werden.

Waldemar Ernst schreibt am 13. 12. 53 (Stadtarchiv Waldshut, Seite 565 v. 13. 12. 53) an Bürgermeister Dietsche, „Ich darf in diesem Zusammenhang vielleicht festhalten, dass meine letzte Unterredung mit dem damaligen Kreisleiter als so genannten Reichsverteidigungskommissar des Kreises damit schloss, dass die Zustimmung des Gauleiters zu einem Standgerichtsverfahren gegen mich bereits eingeholt sei, ‚es ist nur die Frage, Herr Landrat, wer zuerst gehängt wird, sie oder ich', Man darf sich über die Folgen nicht täuschen, wenn die Entwicklung auch nur zeitweise eine andere Wendung genommen hätte".

Das Besondere in Waldshut war, dass unter den Verantwortlichen ein absolutes Vertrauensverhältnis bestand, und die Auswahl derjenigen, die ins Vertrauen gezogen wurden, sehr eng war. Nur so konnte die kampflose Übergabe der Stadt an die Franzosen erfolgen, und damit unermessliches Leid für die Bevölkerung vermieden werden. Nur so konnte die Bevölkerung vor sinnloser Zerstörung in den letzten Kriegstagen gerettet werden.

Die ersten Wochen nach der Besetzung brachten für die Bevölkerung schwere Belastungen. In den Akten des Stadtarchivs Waldshut werden die Klagen aus der Bevölkerung über Plünderungen, Vergewaltigungen, Vernichtung von Lebensmitteln und vielem Anderen aufgelistet.

Ich selbst kann mich als Kind an die Schrecken erinnern, die diese Tage im Mai 1945 mit sich brachten. Besonders die marokkanischen Soldaten unter der französischen Besatzungsmacht verbreiteten Angst und Schrecken. Ich erinnere mich an die Schlachtung von Hühnern und das Fliegen der Federn, an das Herausholen von Rindern und deren Schlachtung. Ein besonders gravierender Schreck ist mir über viele Jahre geblieben! Unser „Kriegsgefangener" Josef aus Polen, er war uns Kindern ein lieber Freund und wurde als Familienmitglied geachtet, hatte im Haus ein Gewehr versteckt. Dies wurde offenkundig und einige Soldaten drangen mit aufgepflanzten Bajonetten in unser Haus ein und bedrohten unsere Mutter. Ich lag unter dem Sofa und werde die Angst nicht mehr vergessen, die ich dabei ausstand.

Man glaubte, dass langsam Ordnung einkehre, und dann kam der Befehl der Militärregierung, dass eine Zone von fünf Kilometer entlang dem Hochrhein evakuiert werden müsse. Betroffen waren die Städte Tiengen,

Ahnentafel des Erzbischof Jean-Julien Weber

Josef Tröndle
✳ 19.02.1687 in Gaiß
† ?

Maria Dietsche
2. Ehe 15.04.1725

Konrad Tröndle
✳ 06.11.1728 in Gaiß

Anna Eckert
† 21.9.1781 in Gaiß

Johann Tröndle
✳ 22.08.1760 in Gaiß
† 19.03.1795 in Schmitzingen

Katharina Wehrle

Josef Tröndle
✳ 21.01.1887 in Schmitzingen,
† 1953 in Lutterbach

Anastasia Stadelmann

Johanna Walburga Hurler, ✳Tröndle
✳12.09.1833
in Bühl bei Guebwiller
† 1917

Sebastian Hurler
✳1829
† 1882
Lebensmittelhändler
Schweizer Abstammung

Marie Angelique Hurler
✳18.06.1861
† 21.04.1940

Albert Weber
✳14.03.1846
in Sausheim
† 12.04.1902

Jean-Julien Weber
Erzbischof von Straßburg
✳13.02.1888 in Lutterbach
1912 Priesterweihe
† 13.02.1981 in Straßburg

Waldshut, Laufenburg, Murg, Säckingen, Rheinfelden und das Umland dieser Städte. Ich erinnere mich an die Fassungslosigkeit, mit der unsere Familie konfrontiert war.

In der Zwischenzeit ist dieser Befehl zur Geschichte geworden. Er hat den Schrecken verloren, und man kann sachlich darüber nachlesen und die Lage beschreiben. Aber wie war es damals für uns, die wir in dieser Zone, die geräumt werden sollte, lebten? Ich war acht Jahre alt und erinnere mich lebhaft daran, wie verzweifelt meine Mutter war. Sie war Witwe und wir Kinder standen ratlos daneben und weinten, als begonnen wurde, den bereitgestellten Heuwagen zu beladen. Leni, unsere alte Magd, weinte still vor sich hin. Sie war sehr mit jedem Tier, besonders mit all den Katzen auf dem Hof, verbunden. Dies alles sollten wir zurück lassen! Es gab strenge Anweisungen, was mitgenommen werden durfte – und wie schnell ist ein Wagen voll, wenn nur für jedes Familienmitglied eine Matratze und Bettzeug aufgeladen werden soll. Man wusste nicht, wohin man zu gehen hatte. Es war lediglich bekannt, dass der Leiterwagen von zwei Kühen gezogen werden durfte und alle anderen Kühe, Schweine, Hühner, und was es sonst an Tieren gab, zurückgelassen werden mussten.

In diesen Augenblicken schien jedem bewusst zu werden, wovon er sich trennen musste. Das Schicksal des Flüchtlings wurde Realität.

Für uns war alles ungewiss. Es war auch nicht bekannt, welche fieberhaften Aktivitäten sich in unserer Kreisstadt abspielten. Was das Leben in unserem Dorf plötzlich veränderte, war die Nachricht, dass die französische Besatzungsmacht den Evakuierungsbefehl zurückgezogen hatte.

Was war geschehen? Bürgermeister Hermann Dietsche und Landrat Dr. Waldemar Ernst erfuhren als erste von dem Plan der französischen Besatzungsmacht, das Gebiet am Hochrhein bis Basel in einer Fünf-Kilometerzone zu entvölkern. Sie wurden am 6. Mai um 14 Uhr zu einer Besprechung in die Villa Rheinfels befohlen. Anwesend auf französischer Seite war Oberst Coué, Kommandant Biedermann und der Dolmetscher.

Der Bürgermeister Dietsche schildert die Begegnung mit dem französischen Kommandanten und sein Entsetzen über die kurz und bündige Mitteilung, dass alles beschlossen sei und es keinen Sinn habe in Verhandlungen einzutreten, und die deutsche Seite lediglich darauf zu achten habe, dass die Evakuierung reibungslos vonstatten gehe. Gegen diese Anordnung sei nichts auszurichten und es wäre reine Zeitvergeudung, wenn man darüber verhandeln wolle. Man solle Pläne ausarbeiten, wohin die Menschen des Hochrheingebietes gebracht werden könnten und damit waren der Bürgermeister und der Landrat vom Kommendanten nach Hause geschickt worden. (Bader, Andreas: Stadt und Landkreis Waldshut im Spiegel ihrer Heimatzeitung Südkurier 1945–1964, Konstanz)

Trotz des klaren Befehls wurde Widerstand organisiert

Sowohl der Landrat Dr. Ernst wie auch der Bürgermeister Dietsche legten ein Veto bei dem französischen Kommandanten ein. Sie wiesen auf die verheerenden Folgen für die Bevölkerung am Hochrhein hin. Der Kommandant erklärte jedoch, dass er an diesem Befehl nichts ändern könne und unverzüglich alle Vorkehrungen für die Evakuierung getroffen werden müssen. Niedergeschlagenheit breitete sich aus. Es lag ein Befehl des Alliierten Oberkommandos vor, gegen den nichts auszurichten war! Was nun? Deutschland gab es nicht mehr! Wo kann Hilfe gesucht werden? Welche Autorität besteht noch?

Die Situation von Landrat Dr. Ernst und Bürgermeister Dietsche gilt es zu überdenken. Bis vor wenigen Tagen waren sie damit beschäftigt zu vermeiden, dass der Bevölkerung durch unsinnige Befehle der Nazis Schaden zugefügt würde – und das unter Einsatz des eigenen Lebens. Nun waren sie plötzlich auf der anderen Seite. Wiederum war es Befehl, sich gegen die Grundbedürfnisse der Menschen im Hochrheingebiet zu stellen und die Ausführung der unsinnigen Anordnungen zu befolgen. Jeder wusste, dass er zumindest mit der Inhaftierung rechnen musste, wenn er den Befehl nicht widerspruchslos ausführte. Landrat Ernsts und Bürgermeister Dietsches Mut ist eine geschichtliche Leistung, die nicht in Vergessenheit geraten darf. Nicht nur die

Region Waldshut, sondern die gesamte Hochrheinschiene hat diesen beiden mutigen Männern zu danken.

Diese beiden Männer zogen sofort weitere Waldshuter Bürger zu den Beratungen hinzu. Es fand eine Besprechung im katholischen Pfarrhaus mit Stadtpfarrer Oskar Tröndle, Rechtsanwalt Tröndle, Dr. Schwörer und Medizinalrat Dr. Gerteis statt.

Man kam zu dem Ergebnis, dass in dieser verzweifelten Lage nur die Kirche Einfluss nehmen könne. Diese war die einzige Organisation, die noch funktionierte. Es fand nur eine Besprechung statt, und alle waren sich einig, dass unverzüglich gehandelt werden müsse. Es wurde beschlossen, dass ohne Zeit zu verlieren, Erzbischof Dr. Conrad Gröber in Freiburg von der Entwicklung am Hochrheingebiet informiert werden müsse und ihm die dringende Bitte vorgetragen werden müsse, dass er alles in seiner Kraft Stehende unternehmen solle, damit dieses Unheil abgewendet werden könnte. Die Versammelten legten in einem Schreiben die Gedankengänge und die Bitten der Beteiligten fest, und zogen schließlich Vikar Wilhelm Kaltenbach hinzu, der den Plan ausführen sollte.

Wie soll jedoch die Information nach Freiburg kommen?

Es gab keine Möglichkeit der Kontaktaufnahme mit dem Erzbischof, weil alle Verkehrs-Post und Fernsprechverbindungen unterbrochen waren. Es war auch nicht möglich, einen Autofahrer ohne Erlaubnis der Besatzungsmacht nach Freiburg zu entsenden.

Die mögliche Lösung zeigte sich darin, dass der junge Vikar Wilhelm Kaltenbach mit seinem alten Motorrad sich nach Freiburg aufmachen sollte. Es konnte erreicht werden, dass dieser einen Passierschein bekam, damit er die vielen, von der Besatzungsmacht errichteten, Sperren passieren konnte. Vikar Kaltenbach war für seinen Mut und seine Unerschrockenheit bekannt. Er zog seinen Priesterrock an und die letzten Benzinreserven der Stadt wurden angezapft. Alle Sperren konnte er passieren. Trotzdem war die Reise beschwerlich, weil das Höllental nicht passierbar war und er so über das Simonswäldertal und das Elztal ausweichen musste.

In Freiburg konnte Kaplan Kaltenbach das Schreiben der verantwortlichen Männer von Waldshut dem Erzbischof zukommen lassen, der sofort aktiv wurde.

Was geschah danach?

Erzbischof Conrad Gröber nahm unverzüglich Kontakt mit dem Straßburger Bischof Jean-Julien Weber auf, und dieser hätte sich wahrscheinlich für jeden anderen auch eingesetzt, hier handelte es sich jedoch um die Not der Heimat seiner Vorfahren, von der Bischof Weber mir bei der Begegnung auf dem Odilienberg berichtet hatte.

Es ist nicht ganz sicher, auf welchem Weg Bischof Weber das Unglück wenden konnte. Sicher ist, dass er diese Wende aus einer hoffnungslosen Lage geschafft hat. Die einen berichten, dass er persönlich im Alliierten Hauptquartier bei Eisenhower vorgesprochen habe und erreicht habe, dass dieser den Befehl zur Evakuierung annulliert habe, andere berichten, dass er sich außerdem an den apostolischen Nuntius Roncalli in Frankreich gewandt habe, den späteren Papst Johannes den XXIII. Tatsache ist, dass Jean-Julien Weber verhindert hat, dass die Menschen zwischen dem Bodensee und Basel die Heimat verloren haben. Es ist kaum zu ermessen, wie viel menschliches Leid Bischof Weber durch sein unerschrockenes Handeln verhindert hat.

Der Franzose J.-J. Weber und der alemannische Sprachraum

„Ich bin Franzose“. Dieser Satz begegnet uns in den Lebenserinnerungen des Bischofs immer wieder. Wie kommt es, dass dieser Satz so gar nichts Anmaßendes oder Unversöhnliches an sich hat?

Dieser Franzose war nicht nur Franzose, sondern auch Alemanne. Er sagt von sich, dass er Franzose sei, aber „kein Tropfen Blut in seinen Venen fließt“, das jenseits der Vogesen wäre. Dies heißt, dass seine Vorfahren alle aus dem alemannischen Sprachraum stammen, sei es, sie waren aus den Vogesen, aus dem Elsass, aus der Schweiz oder aus dem südlichen Schwarzwald, dem Hauensteiner Land.

Das Elsass beschreibt Jean-Julien Weber als ein Land, das eng mit Frankreich zusammengeschweißt ist, jedoch eine gewisse Originalität bewahrt hat. Dass nach dem Krieg 1870/1871 der Anschluss des Elsass und der Vogesen an das deutsche Staatsgebiet erfolgte, empfand er als großes Unglück, zumal die Großmutter, die durch ihre Heirat Französin wurde, wieder die deutsche Staatsangehörigkeit bekam.

Bezeichnend für die Heimat des Bischofs war, dass die katholische Kirche mit ihren grenzüberschreitenden Verbindungen ein großes Gewicht hatte, und im alemannischen Sprachraum Schweizer, Deutsche und Franzosen denselben Dialekt sprachen.

Dass der Retter in großer Not, Erzbischof Weber von Straßburg, seine Wurzeln im Kirchspiel Waldkirch bei Waldshut hat, ist bis jetzt nur wenigen Menschen bekannt gewesen. Deshalb war es mir ein Anliegen, diesen für unsere Gegend so bedeutenden Mann in das Gedächtnis zu bringen.

Verwendete Quellen und Literatur

1 Stadtarchiv der Stadt Waldshut: Handakten von Bürgermeister Herrmann Dietsche vom Jahre 1945.
2 Stadtarchiv der Stadt Waldshut: Erklärung von Landrat Dr. Waldemar Ernst vom 22. 4. 1946.
3 Bader, Andreas: Stadt und Landkreis Waldshut im Spiegel ihrer Heimatzeitung Südkurier 1945 bis 1964, Konstanz.
4 Ruch, Christian: Wer Sturm sät, kann nicht Wind ernten. In: Waldshut im 20. Jahrhundert. Herausgeber: Stadt Waldshut.
5 Standesbücher der Gemeinde Lutterbach/Elsass.
6 Auszüge aus dem Taufregister der Kirchengemeinde Bühl/Elsass.
7 Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Verlag Traugott Bautz.
8 Weber, Jean-Julien: Au soir d'une vie. Des remous du modernisme au renouveau conciliaire. Paris: Edition du Centurion, 1970.
9 Weber, Jean-Julien: Je me souviens. Rétrospectives et prospectives. Souvenirs Presents. Paris: Edition du Centurion, 1976.
10 Bihler, Gérard: Msg. Jean-Julien Weber. Esquisse biographique. In: Lutterbach – Histoire d'un village. Bde. 1–4, 1993–1997.

Anschrift der Autorin:
Paula Zwernemann
Leiterbachstraße 16
79761 Waldshut-Tiengen

Kleine Geschichte der Stadt Mannheim
von Wilhelm Kreutz und Herrmann Wiegand

Der handliche Band gibt einen sachkundigen Überblick über die Geschichte der Quadratestadt von der Gründung der Zitadelle Friedrichsburg bis in die Gegenwart der Stadt als Industrie- und Wissenschaftsstandort.

240 Seiten, 52 Abbildungen, 3 Karten
ISBN 978-3-7650-8358-7
€ 17,90

Erhältlich in Buchhandel oder unter:
www.gbraun-buchverlag.de

G. BRAUN BUCHVERLAG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe

Heinz Nienhaus

Zum Schapbacher Schlössle[1]

Ein repräsentativer Landsitz mit wechselvoller Geschichte

Dieser Beitrag ist posthum dem Elzacher Heimatforscher Hubert Mäntele gewidmet[2]

Etwa 2 km oberhalb des Schapbacher Ortskerns, unmittelbar an der Landstraße L 96 fallen zwei Bauwerke ins Auge, die nicht in das übrige Landschaftsbild passen. Hier stehen am Fuße des Schmidsbergs (auch Schmiedsberg) eine nur wenige Meter lange Mauer mit zwei unterschiedlich großen, in rotem Sandstein eingefassten Rundbogentoren (Bild 1) und

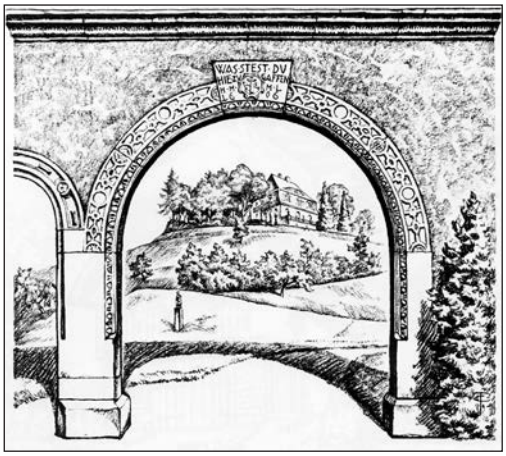


Bild 1: Blick durch den historischen Torbogen an der Landstraße L 96 auf das Schapbacher Schlössle, Zeichnung um 1929. Heute ist die Sicht auf den herrschaftlichen Landsitz durch hohe Bäume versperrt.

rechts daneben ein recht schmuckes ungewöhnlich kleines, gepflegtes Häuschen mit einem relativ großen Walmdach. Während die Mauer mit den Rundbogentoren eine Verbindung zu einer Burg oder einem ähnlich herrschaftlichen Anwesen suggeriert, erinnert das Häuschen – obwohl schon sehr modernisiert – an einen so genannten Speicher, wie er auch heute noch an einigen historischen Bauernhäusern im Wolf- und Kinzigtal zu finden ist.[3] Allerdings ist im näheren Umfeld dieser merkwürdigen Bauwerke weder eine Burg noch ein historisches Bauernhaus zu entdecken. Dieser Sachverhalt weckte Neugierde, die nach Befriedigung verlangte. Es drängte den Verfasser dieses Beitrags, die Bauwerke aus nächster Nähe genauer zu betrachten, um so vielleicht eine logische Erklärung für ihre Existenz an diesem Ort zu finden.

Der erste Blick fiel – wie magisch gelenkt – auf den Schlussstein im großen Rundbogentor. Er zeigt im Zentrum ein Hochrelief mit einem Anker und quer dazu eine Wolfsangel – das Wappen der Stadt Wolfach. Die Umschrift des Wappens löste ein wenig Erschrecken, ja Betroffenheit aus. Es steht dort geschrieben: WAS · STEST · DV · HIE · ZV · GAFFEN · H·M · M·L·. Hinzugefügt ist die Jahreszahl 1606. Der fragende Satz lässt vermuten, dass der Bauherr um die natürliche Neugierde der Menschen wusste und ihnen mit dieser Umschrift gleichsam einen Spiegel vorhalten wollte. Bei dem Verfasser dieses Beitrags steigerte der Text die Neugierde und reizte geradezu – trotz der nicht einladenden Aufforderung – durchs Tor auf den Schmidsberg zu fahren, vielleicht gab es ja dort etwas Interessantes zu „gaffen“, was die aufgekommenen Fragen beantwortete.

Nachdem einige Serpentinen, aber nur etwa 100 Höhenmeter überwunden waren, trat hinter alten hohen Bäumen und einem großen schmiedeeisernen Tor eine in einem gepflegten Park gelegene Villa (Bild 2), vermutlich aus der Zeit des beginnenden 20. Jahrhunderts, ins Blickfeld. Offensichtlich war dieses Haus aber nicht um 1606 erbaut, auf die die Jahreszahl im Torbogen hinwies.

Bild 2: Das – nachdem das ursprüngliche, 1864/65 erbaute Schlössle (Bild 4) im Jahre 1915 abbrannte – in den 1920er Jahren neu erbaute Schlössle, Zeichnung um 1929. Das Äußere des Gebäudes wurde bis heute kaum verändert.

Da im Umfeld der Villa niemand zu sehen war und ein Anklopfen als unhöflich erschien, wurde beschlossen, in den regionalen Archiven und entsprechender Literatur Antworten auf die angestauten Fragen zu diesem merkwürdigen historischen Baukomplex zu finden. Dieser Entschluss war der Beginn einer interessanten historischen Recherche, über deren Ergebnis der folgende Beitrag berichtet.

Erwähnt wird der Schmidsberg bereits im Jahre 1429 als „Schmideßberge bei Rumberg" und 1493 als „Schmitzberg".[4] Im Jahre 1429 wurde der Schmidsberg von den Geroldseckern an die Fürstenberger zurück gegeben. Vermutlich handelte es sich aber nicht um eine Burg oder ein Schloss, sondern um ein Hofgut, denn schon 1552 wird von einem *„Säßgut"* des Bauern Fridolin Harter am *„Schmidtsberg"* berichtet. Es war eines der größten Güter *„der Vogtei Romberg in der Schapbach"*.[5]

Um 1840 zerfiel der 1200 Morgen umfassende Schmidsberger Hof; das Haupterbe fiel durch Heirat an den „Bur" in Holdersbach. Hansjakob berichtet hierzu: *„Die Magdalena war die letzte Prinzessin, die vom Schmidsberg herabstieg um Bäuerin im Tal zu werden. Ihre Geschwister starben ledig und der Riesenhof kam in fremde Hände"*.[6] Die Gemeinde Schapbach erwarb große Teile des Waldes.[7]

Johann Christoph Weisser – Erbauer des Schlössle

Nachdem in den Jahren 1848/49 Teile des Schmidsbergs in den Besitz des am 18. Juli 1795 in Alpirsbach geborenen, später in Frankfurt lebenden Kaufmanns Johann Christoph Weißer – Meister vom Stuhl der Loge Carl zum Lindenberg – gekommen waren, bat er 1855 seine Freunde Fritz Winter, Fritz Geisow und Jacob Simon, ihn zur Besichtigung seines *„neuen Dominiums"* in den Schwarzwald zu begleiten. In gleicher Begleitung reiste Weißer im Jahre 1857 erneut nach Schapbach und in den übrigen Schwarzwald. Bei dieser Gelegenheit besuchte er nach nahezu 50 Jahren erstmalig wieder seine Vaterstadt Alpirsbach.[8] Der gleiche Freundeskreis, erweitert um *„Pfarrer Wagner und Staatsanwalt Dr. Leykam, ersterer Incognito eines Professors der Naturwissenschaften, letzterer als geadelter Geheimrath, zog 1861 wieder in die gastlichen Räume des Adlers in Schapbach ein"*. Bei diesen drei Schwarzwaldfahrten feierte man jeweils Weißer's Geburtstag *„im einfachen, aber festlichen Rahmen"*.[9]

Nachdem durch den Tod des Schapbacher Adlerwirts Severin Armbruster die schon zur Tradition gewordene Geburtstagsfeier Weißers im Schwarzwald im Jahre 1863 ausfiel, ließ Weißer im Frühjahr 1864 den Grundstein zum *„Schmidsberger Schloß"* legen (Bild 3). Im Juli des gleichen Jahres besichtigte er in Begleitung seiner Schwiegertochter, einigen weiteren Familienmitgliedern, sowie von den durch die Loge verbrüderten Freunden Dr. Geisow, Dr. Eckstein und Pfarrer Wagner die Baustelle und feierte bei dieser Gelegenheit in dem durch die Familie Trick aus Alpirsbach und deren Schwiegersöhne Dr. Kaup und Scholder erweiterten Kreis, *„unterstützt von der Mitwirkung der Honoratioren des Dorfes und an deren Spitze des Schulmeisters Schneider, abermals in heiterer Weise sein Geburtstagsfest. Im Frühjahr 1865 wurde das Schlößli bezogen* (Bild 4). *Am 18. Juli, dem Geburtstag des Erbauers, … fand die feierliche Einweihung statt"*.[10] Ob für die Grundmauern des

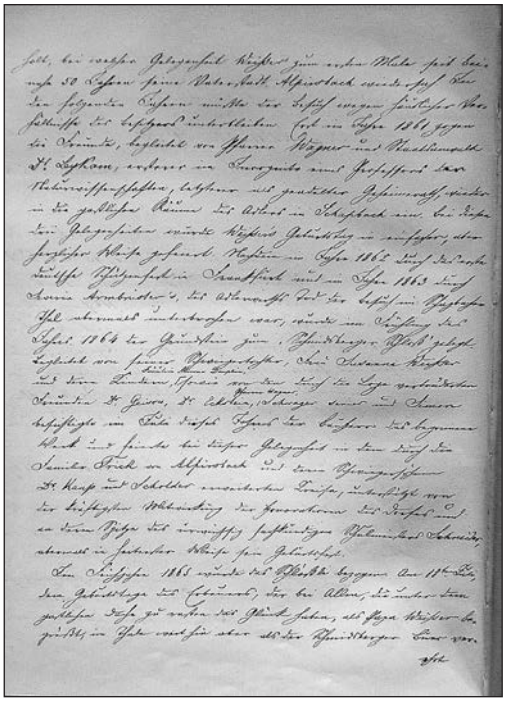


Bild 3: Die Seite 6 der „Haus-Chronik des Schmidsberger Bauers Johann Christoph Weißer“ aus dem Jahre 1869. Sie belegt u. a., dass J. Chr. Weißer im Jahre 1864 die Grundsteinlegung für das Schapbacher Schlössle veranlasste und er sein Schlössle im Frühjahr 1865 bezog.

Bild 4: Das Aquarell aus dem Jahre 1868 zeigt in der Bildmitte das 1864/65 erbaute und 1915 abgebrannte Schapbacher Schlössle – später auch als Villa „Hohenhaus“ bezeichnet – und darüber das Porträt des am 18. Juli 1795 in Alpirsbach geborenen Erbauers Johann Christoph Weißer, Meister vom Stuhl der Loge Carl zum Lindenberg.

Schlössle tatsächlich Steine aus den Trümmern der am Eingang des Wildschapbachtals gelegenen ehemaligen Schlossveste Romberg verwendet wurden – wie der spätere Mitbesitzer des Schlössle Dr. S. Aram in der von ihm verfassten Kurzchronik zum Schapbacher Schlössle schreibt –, ist bis heute nicht erwiesen.[11]

Nach 1865 wurden u. a. alle Geburtstage des Schlössle-Erbauers J. Chr. Weißer in besonders festlicher Weise auf seinem Schlössle gefeiert. Neben den Familienangehörigen erschienen jeweils viele weitere Bekannte, Freunde und Brüder der Loge. Speziell für diese Feiern wurden von den Gästen Gedichte und Lieder, ja ganze Musikspiele verfasst und vertont und am Festtag mit instrumentaler Begleitung vorgetragen.

Wegen seiner Eigenschaften, insbesondere seiner menschlichen Güte und Wärme, war Weißer in seiner Familie, bei seinen Freunden und Logenbrüdern sehr beliebt. Er wurde deshalb und sicher auch wegen seines nicht mehr ganz jugendlichen Alters – erst mit 69 Jahren erbaute er sein Schlössle – bei den Schapbacher Geburtstagsfeiern von seinen Gästen grundsätzlich mit *„Papa Weißer“* angeredet, und auch in den Gedichten und Liedern anlässlich der Feierlichkeiten ist durchgängig diese liebevolle Formulierung zu finden.[12]

Stilvolle Geburtstagsfeste für Papa Weisser

Die Geburtstagsfeier am 18. Juli 1865 begann mit einem feierlichen Ständchen des Schapbacher Musikvereins, der mit Fackeln ausgestattet, schon am Vorabend im Schlosshof auftrat. Das daran anschließende bengalische Feuerwerk ließ zunächst das Schlössle und die unmittelbare Umgebung in hellem Glanz erstrahlen, anschließend aber wurde es *„in Folge des sich plötzlich erhebenden, starken Windes vollständig auf*

den der Villa gegenüber liegenden Kupferberg" getragen.[13]

Schon vor dem Frühstück des darauf folgenden Morgens – dem eigentlichen Geburtstag – ergriff Pfarrer Wagner im Namen der Familie und aller Freunde das Wort und übermittelte Papa Weißer die herzlichsten Glückwünsche zu seinem Wiegenfeste und der Vollendung seines 70. Lebensjahres. Unter anderem führte er aus: *„Von der höheren Stufe, die du heute betrittst, wendet sich dein Blick zurück auf den durchlaufenen Weg, zurück auf den Tag, an dem vor 70 Jahren seine Allmacht dich ins Dasein gerufen, und verfolgst dann gerührt den weiteren Weg, auf den seine Güte dich wunderbar geführt und geleitet von den Niederungen des Lebens, voll Sorge und Mühe, bis hinauf zu der lichten Höhe, wo voller Sonnenschein des Glückes und der Freude dich freundlich umgibt. – Der Segen des Allerhöchsten hat dir die liebliche Zufluchtsstätte bereitet, wo du nach dem treuvollbrachten Tagewerke den stillen Feierabend des Lebens feiern darfst. Was bliebe uns da zu wünschen übrig, als das Er, der bis dahin dich geleitet, auch ferner bei dir sein möge mit seiner schützenden und segnenden Hand! – … ".*[14]

Im Laufe des Vormittags stellten sich weitere Gäste ein, die von weither anreisten. An der Festtafel im blumengeschmückten Saal vereinigte sich die fröhliche Gesellschaft. Verschiedene Trinksprüche auf den Gefeierten würzten das Mahl und wurden von ihm in gewohnter unübertrefflicher Weise erwidert. Nach dem Festmahl trug Dr. Eckstein ein festliches Gedicht unter Musikbegleitung vor, das *„in 6 tableaus die Wendepunkte im Leben unseres Papa's deklamatisch vorführt".*[15] Danach wurden die 11 Strophen des *„Schmidsberger Herbergsliedes"* gesungen, das wie folgt endet:

„Laßt Gläser jetzt blinken
Und freudig uns trinken.
Hoch lebe beim Schmaus
Das Schmidsberger Haus!"[16]

Diejenigen aus Weißers Familie oder dem Kreis der Freunde, die gern persönlich am Fest teilgenommen hätten, aber aus den verschiedensten Gründen hieran gehindert waren, gratulierten per Telegramm oder Gratulationsschreiben, so beispielsweise *„die Enkelinnen Susanne und Luise Schöffer, Logenbruder Eduard Tertsch, Frau Dr. Geisow, Frau Pfarrer Wagner, Frau Dr. Eckstein, Senator Schöffer, nebst seinen beiden ältesten Töchtern, die Loge Carl zum Lindenberg und Frau Emma Simon".*[17]

Eine rhetorisch-musikalische und eine dramatische Feier

Nach einer etwas stilleren Geburtstagsfeier im Kreise der Familie Weißer, sowie der nur teilweise vertretenen Familien Schöffer und Sachse im Jahre 1866,[18] wurde im Jahre 1867 Papa Weißers Geburtstag wieder mit vielen Gästen und im großen Stil im Schlössle gefeiert. Dazu berichtet die Hof-Chronik: *„Je stiller und durch die politischen Ereignisse umwölkter der Sommer des Jahres 1866 auf dem Schlößli verflossen war, so daß der liebe Papa fast nur die Familie und auch diese nur vereinzelt und in längeren Fristen bei sich sehen konnte, desto mehr an echter Geselligkeit und reiner Herzensfreude stellte sich der Sommer des Jahres 1867 dar. Gleich im beginnenden Frühling zog Papa Weißer mit seiner treuen Hausgefährtin, Fräulein Dauphin, aus dem ungemütlich gewordenen, sonst so lieb gewesenen Frankfurt in das Asyl seines Schlößli und fand hier den alten Frieden in der herrlichen, unverändert treuen Natur. Frühzeitig kamen auch schon einzelne Freunde und geliebte Brüder* (der Loge, der Verf.), *um mit ihm den Segen der Mutter Natur zu theilen und im trauten Herzensgespräch glückliche Tage zu verleben. So nahte der Festmonat, der Juli, heran und der Kreis der Genossen wuchs von Tag zu Tag".*[19] Viele Familienmitglieder und Brüder der Loge folgten der herzlichen Einladung Weißers. Besonders erfreut war Papa Weißer *„über das Erscheinen des ausgezeichneten Künstlerpaares, Frau Ines Fabbri und ihres Mannes, Herrn Professor Mulder. Abgesehen von der mit Geist und Humor ausgestatteten Liebenswürdigkeit beider, erhielten durch die echt künstlerische Ausstattung die geselligen Vereinigungen eine höhere Weihe. Namentlich wurde durch dieses Paar der Geburtstagsfeier ein ungewöhnlicher Schwung verliehen".*[20]

Schon mehrere Tage vor der Geburtstagsfeier beschlossen die schon angereisten Festgäste, eine Idee von Logenbruder Simon in die Tat umzusetzen. Danach sollte die Feier in *„eine rhetorisch-musikalische am Morgen und eine dramatische während des Festmahls“* gesplittet werden.[21]

Bruder Simon selbst übernahm die feierliche Begrüßung des verehrten Papas am frühen Morgen, Frau Fabbri *„die musikalische Weihe, zu welcher Professor Mulder eine bekannte Tiroler Melodie auswählte, die Bruder Weismann mit entsprechenden Worten unterlegte“* (Bild 5), sie lauteten:

„Schwebe nieder, Geist der Freude,
auf das Haus, das Er gebaut,
wo Er treu, in Lust und Friede,
Gott geliebt und ihm vertraut.
Fest in Sonnenschein und Stürmen
wall' beglückend Er noch weit;
Geist der Freude, woll' Ihn schirmen,
dem Er all sein Thun geweiht.
Ja, in Freude, Lieb' und Frieden
hat Er einst das Haus gebaut.
Jeder Tag, der Ihm beschieden,
zeuge von den Dreien laut.

Geist des Friedens, streue Palmen
auf das Haus, das Er gebaut,
wo Er unter Dankespsalmen
Gott geliebt und ihm vertraut.
Und du heil'ger Geist der Liebe,
Walte still am Hausaltar,
wo Er seine reinsten Triebe
stets der Menschheit brachte dar.
Ja, in Freude, Lieb' und Frieden
hat Er einst das Haus gebaut.
Jeder Tag, der Ihm beschieden,
zeuge von den Dreien laut.“[22]

(Dr. Heinr. Weismann)

Zu dem dramatischen Festspiel, das während des Festmahls aufgeführt wurde, leisteten nahezu alle Gäste einen Beitrag. Man beabsichtigte, den Gefeierten vom Geist des Schwarzwaldes und seinen dienstbaren Genossen als wohltätigen Herrn des Tales zu begrüßen und ihn anschließend durch Titania und ihre Elfen bekränzen zu lassen. Senator Schöffer – Schwiegersohn des zu Ehrenden – übernahm die Rolle des Berggeistes und verfasste auch den von ihm zu sprechenden Text. Der ehemalige Schapbacher Schulmeister Schneider spielte den Obergnom, der mit seinen Gnomen, den Enkeln des Gefeierten, das Festspiel eröffnete. Die schon mehrfach benannte Sängerin Ines Fabbri stellte Titania dar. Sie bekränzte mit den Enkelinnen und ihren Freundinnen, die als Elfen Titania begleiteten, am Ende des Spiels den allseits geliebten Papa. Die Lieder zu dem Spiel verfassten und vertonten Professor Richard Mulder und Dr. Eckstein. Obwohl die ersten Proben schon einige Tage vor der Geburtstagsfeier absolviert waren, nutzte man auch noch die kurze Zeit zwischen der morgendlichen Gratulation und dem Festmahl zu Proben, um eine gelungene Darbietung sicherzustellen.[23]

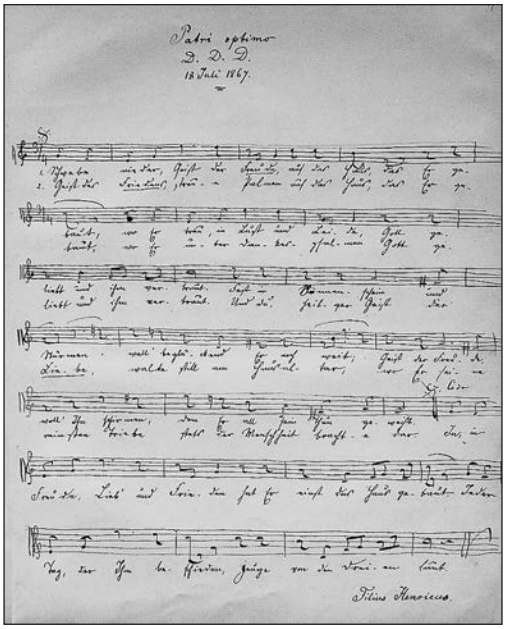


Bild 5: Die Seite 4 der „Haus-Chronik des Schmidsberger Bauers Johann Christoph Weißer“ mit einem ihm anlässlich seines 72. Geburtstags gewidmeten Liedes. Vorgetragen wurde das Lied anlässlich der Morgenfeier auf dem Schapbacher Schlössle am 18. Juli 1867 von der Sängerin Ines Fabbri. Die Melodie hatte ihr Ehemann Professor Richard Mulder ausgewählt, den Text verfasste Dr. Heinr. Weismann.

Nachdem die Festgesellschaft im großen Saal des Schlössle versammelt war, trat Papa Weißer erwartungsfroh in ihre Mitte und das Festspiel begann. Nach der Haus-Chronik – in der sämtliche Liedtexte nachzulesen sind –

„verlief die ganze Feier in heiterster Weise und behielt bis zum Schlusse ihren ebenso erhebenden als fröhlichen Charakter“.[24]

Die Weißer'schen Geburtstagsfeiern in den Jahren 1868 und 1869 verliefen bezogen auf den grundsätzlichen Ablauf ähnlich dem zuvor beschriebenen Fest im Jahre 1867. Schon vor dem eigentlichen Geburtstag – dem 18. Juli 1868 – fanden sich zahlreiche Gäste im Schlössle ein und auch der Schapbacher Musikverein brachte das schon obligatorische Ständchen am Vorabend des eigentlichen Festtages. Am Abend des 17. Juli 1869 zogen sogar zwei Schapbacher Vereine mit Fackeln in den Schlosshof – der Musikverein und der Gesangverein. Mit abwechselnden Musik- und Gesangsdarbietungen unterhielten sie die Festgesellschaft und begrüßten das *„Geburtstagskind“* aufs herzlichste. Da Papa Weißer sehr ergriffen war, dankte sein Schwiegersohn, Senator Schöffer, den Akteuren in seinem Namen.[25]

Unter den zahlreichen Gästen, die sich schon einige Tage vor dem Geburtstag Weißers auf dem Schlössle einfanden, waren – wie die Jahre zuvor – auch Herr Professor Mulder und seine Ehefrau Fabbri-Mulder, wie auch Herr Dr. Weismann. Leider waren sie gezwungen, durch *„nicht zu beseitigende Umstände“* schon vor der Geburtstagsfeier wieder abzureisen, weshalb man auf ihre Mitwirkung bei dem vorgesehen Festspiel verzichten musste. Da sie einen wesentlichen Anteil an der Inszenierung übernehmen sollten und auch noch weitere Freunde, deren aktives Mitwirken an der Festveranstaltung eingeplant war, nicht rechtzeitig auf dem Schlössle eintrafen, musste auf die vorgesehene *„dramatische Darstellung“* während des Festmahls verzichtet werden.[26]

Ergreifende Rede an Weissers letztem Geburtstag

Am Morgen des Geburtstags im Jahre 1869 versammelten sich sämtliche Kinder, Enkel und Freunde des Jubilars und empfingen ihn in der *„der Bedeutung des Tages angemessenen freundlich-ernsten Stimmung“*. Im Namen aller Festgäste hielt Pfarrer Wagner die im Folgenden wiedergegebene, sehr tiefsinnige und nachdenklich stimmende Ansprache:

„Lieber Papa Weißer!

Nach einer langen Unterbrechung wird mir heute wieder die Ehre und die Freude zu Theil, an der Spitze aller, die um dich versammelt sind, das Wort zu nehmen, um den Gefühlen Ausdruck zu geben, welche an diesem festlichen Morgen unser aller und gewiß auch dein Herz bewegen. Auf der Stufe des Alters, die du mit dem heutigen Tage betrittst, pflegen an solchen Festen die tieferen und unteren Saiten des Gemüths in Schwingung zu kommen, die Saiten, die vor dem Heiligthum des inwändigen Menschen aufgezogen sind, wo der Mensch gern allein ist mit seinem Gott! –

Wenn es auch sonst mein Beruf ist, diese Saiten in Schwingung zu setzen, so will ich doch für heute dies unterlassen, weil ich gewiß bin, daß sie in deinem eigenen Herzen heute schon laut und voll geklungen haben. Ich will nur an das Wort erinnern, in dem unser großer Landsmann Goethe die Gänge seines Lebens zusammenfaßt, wenn er sagt: ‚Was man in der Jugend sich wünscht, daß hat man im Alter in Fülle‘. – Freilich, nicht jedem Sterblichen wird es so gut, daß er in seinem Alter solches von seinem Leben bekommen kann! Aber wenn wir heute, an der Schwelle deines 74ten Wiegenfestes, auf den Gang deines Lebens zurücksehen, so möchte ich sagen, daß jenes Wort darin seine volle Geltung gewinnt!

Drei Güter sind es zumeist, deren Besitz dem Menschenleben den höchsten Werth und schönsten Schmuck verleiht, und es zu einem wahrhaft beglückenden macht. Das ist zuerst die ungeschwächte Kraft und Frische der Gesundheit; – sodann im Äußeren eine Lebenslage, die uns über saure Mühe und ängstliche Sorge emporhebt, und zuletzt der Besitz der treuen Liebe und Anhänglichkeit derer welche uns Gott zu Gefährten auf unseren Lebenswegen gegeben hat. Die letzte ist dir im reichen und vollsten Maße zu Theil geworden, von denen, sowohl die durch die Bande des Blutes an dein Herz geknüpft sind, wie von denen, welche die edlen und schönen Eigenschaften deines Gemüths die innigste, langbewährte Zuneigung abgewonnen hat, – und sie wird dich treu und ungeschwächt geleiten bis an die ferne Gränze des Lebens und bis weit über diesselbe hinaus! –

Auch deine äußerliche Lage hat Gottes Güte so segensvoll gestaltet, daß nicht nur du selbst über des Lebens Mühen und Sorgen hinaufgehoben bist, sondern auch deinen Freunden Erholung von solchen Mühen und Sorgen und freigebiger Hand bereiten kannst! Und so erübrigt uns denn für dich nur der eine Wunsch, daß auch das erste Gut, die Kraft und Frische der Gesundheit dir erhalten bleibe. Er steigert sich zu der frommen Bitte, daß der Allmächtige, der dich gehoben und getragen bis in die Tage des späten Alters, auch ferner dir dies hohe Gut erhalten und dich den deinen und allen, deren Herzen an dir hängen noch manche Jahre bewahren möge. Dies sind die Wünsche, die wir zu deinem heutigen Wiegenfeste aus treuen Herzen dir entgegenbringen. Erlaube mir, daß ich – den näheren Rechten deiner Familie vorgreifend – sie mit dem Bruderkuß besiegle. –"[27]

Nach dieser, das Fest einleitenden, ergreifenden Ansprache sang Frau Susanna Großmann unter Klavierbegleitung von Fräulein Heimberger das Lied *„Schwebe nieder Geister der Freude"* (Bild 5). Anschließend beglückwünschten die Familienmitglieder und Gäste den Jubilar persönlich. In einem Nebenzimmer des mit Fahnen und Blumenkränzen geschmückten Schlössle lagen die zahlreichen *„Liebesgaben, die man dem Vater, Großvater und Freund gewidmet hatte"*.[28]

Um die Mittagszeit vereinigte sich die Gesellschaft zum Festmahl. Wie zuvor schon beschrieben, musste das sonst übliche Festspiel ausfallen, da die wesentlichsten Akteure aus den verschiedensten Gründen nicht zur Verfügung standen.

Wie in den Jahren zuvor wurde Dr. Eckstein aus Gießen von der Festgesellschaft gebeten, bei der Tafel einen Trinkspruch auf Papa Weißer auszubringen. Er entledigte sich dieses Auftrags dadurch, dass er – weil wegen des ausgefallenen Festspiels ausreichend Zeit zur Verfügung stand – einen längeren Festvortrag hielt, den er mit folgenden Worten schloss: *„… Wir kommen zu deinem großen Herzen, dem Mittelpunkt unseres geistigen Lebens, der Sonne, um welche wir uns bewegen, und wir verneigen uns in dem lauten Rufe: unser guter treuer geliebter Papa Weißer lebe hoch!"*[29]

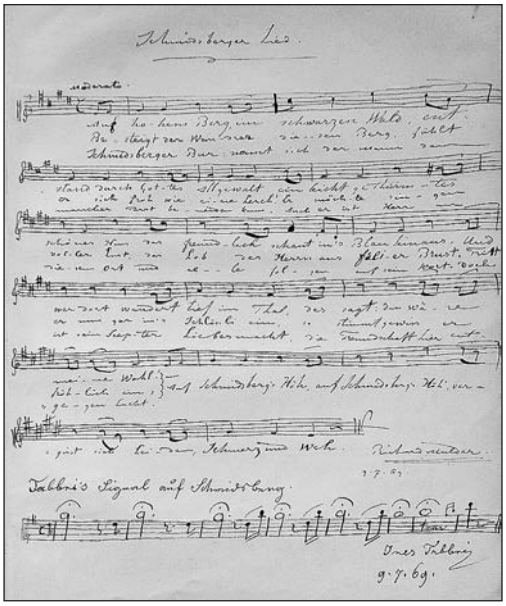


Bild 6: Die Seite 3 der „Haus-Chronik des Schmidsberger Bauers Johann Christoph Weißer" mit dem am 9. Juli 1869 vom Künstlerehepaar Professor Richard Mulder und Frau Ines Fabbri eingetragenen „Schmidsberger Lied" und „Fabbris Signal auf Schmidsberg".

Anschließend sang die Festgesellschaft das von Professor Richard Mulder am 9. Juli 1869 verfasste *„Schmidsberger Lied"* (Bild 6) mit folgendem Wortlaut:

„Schmidsberger Lied
Auf hohem Berg, im schwarzen Wald,
entstand durch Gottes Allgewalt
ein leicht gethürmtes schönes Haus,
das freundlich schaut in's Blau hinaus.
Und wer dort wandert tief im Thal,
der sagt: Das wäre meine Wahl!
Auf Schmidsberg's Höh, auf Schmidsberg's Höh,
vergisst sich Leiden, Schmerz und Weh.

Besteigt der Wandrer diesen Berg,
fühlt er sich froh wie eine Lerch'.
Er möchte singen voller Lust,
das Lob des Herrn, aus voller Brust.
Tritt er nun gar in's Schlössli ein,
so stimmt gewiss er fröhlich ein,
Auf Schmidsberg's Höh, auf Schmidsberg's Höh,
vergisst sich Leiden, Schmerz und Weh.

Schmidsberger Bur nennt sich der Mann,
den mancher Fürst beneiden kann.
Auch er ist Herr an diesem Ort
und alle folgen auf sein Wort.
Doch ist sein Scepter Liebesmacht,
die Freundschaft hier entgegenlacht.
Auf Schmidsberg's Höh, auf Schmidsberg's Höh,
vergisst sich Leiden, Schmerz und Weh.“[30]

Es folgten noch viele Trinksprüche an diesem Tage, u. a. auch auf Fräulein Dauphin, der treuen Pflegerin der alten Tage Papa Weißers.

Obwohl Papa Weißer sehr viele Gäste um sich versammelt hatte, trafen am 18. Juli 1869 noch zahlreiche Gratulationstelegramme bzw. Glückwunschschreiben auf dem Schlössle ein, z. B. von: *„Herrn und Frau Mulder-Fabbri, Bruder Dr. Weismann, Dr. Feyerlin in Rippoldsau, Trick in Alpirsbach, Dr. Caspar Leykam in Frankfurt, Elise Weißer, Julie und Marie Harnischfeger, Eduard Teitsch, Georg Müller in Frankfurt, Schöffer in Gelnhausen, Familie Simon in Frankfurt, Kobig u. C. Leykam in Frankfurt, der Loge Ludwig zur Irmin in Gießen, J. C. Weißer Comptoir Personal in Frankfurt, Christoph Großmann und Frau J. Großmann, Scholder und Trick in Alpirsbach, Bruder Wusetzki in Badenweiler“.*[31]

Senator Schöffer kommt in den Besitz des Schlössle

Die Eintragungen in der handgeschriebenen *„Haus-Chronik des Schmidsberger Bauers Johann Christoph Weißer“* – bezogen auf die Ereignisse im Schlössle – enden mit folgenden Sätzen: *„Großpapa Weißer starb im selben Jahr* (1869, d. Verf.) *am 2. September in Schapbach in seinem geliebten Schlößli. – Folgende Gedichte von losen Blättern abgeschrieben, von seiner Enkelin Elisabeth Schöffer. –*

(Nach Großpapa's Tod ging das Gut in Schapbach an meinen Vater, dessen Schwiegersohn – Joh. Georg Schöffer über, dem es aber nur kurze Zeit vergönnt war, sich des herrlichen Besitzes zu erfreuen; er starb am 1. März 1873 in Meran, – – nun ist der ganze Besitz durch Verkauf in fremde Hände übergegangen. –)“[32]

Bild 7: Der bis heute erhaltene „Astrologenbrunnen“ mit drei von Professor Dr. Marc Rosenberg aus alten Gärten an Rhein und Main in den Schlosspark versetzten barocken Steinskulpturen aus der Zeit um 1750, Zeichnung um 1929.

Wenn schon Senator Schöffer nicht Erbauer des Schlössle war – wie fälschlicherweise oftmals zu lesen ist –, so hat er doch ein stattliches Nebengebäude beim Schlössle errichten lassen, nämlich das bis heute erhaltene Wohnhaus des Schlossverwalters. Es entstand im Jahre 1871 – wie die gut lesbare Hausinschrift oberhalb der Kellertür verrät.

Schöffer entstammte einer alten Buchdrucker- und Verlegerfamilie, die an einigen Verlagsanstalten beteiligt war. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass er mit einigen, besonders süddeutschen Intellektuellen, Dichtern und Schriftstellern verkehrte und diese auch auf seinen Landsitz einlud. So waren beispielsweise auch Victor von Scheffel und Berthold Auerbach Gäste im Schlössle. Zu Ehren Victor von Scheffels pflanzte man eine Scheffel-Linde im Park. Nach Hansjakob betrauerte der Frankfurter Senator auf seinem Schapbacher Landsitz den Untergang der Republik in seiner Vaterstadt.[33] Mit dem Tod des alten Patriziers im Jahre 1873 endete eine zweite große Ära auf dem repräsentativen Schapbacher Landsitz.

Ein Sohn Schöffers, der Konsul Heinrich Schöffer, führte im Auftrag der Erben die Verhandlungen zum Verkauf des Schlössle mit dem damals 70-jährigen Kriegsminister und Feldmarschall Albrecht von Roon, der 1873 wohl der prominenteste Rippoldsauer Kurgast war und sich gern auf dem Schmidsberg ansiedeln wollte,[34] aber auch mit dem aus einem alten österreichisch-polnischen Adelsgeschlecht stammenden Frankfurter Baron Carl Josef Chodkiewicze. Sieger blieb Chodkiewicze, der fortan im Schlössle residierte. Im Jahre 1886 erwarb ein Gerichtsrat Gößmann das Schlössle, nachdem es zuvor einige Zeit in Händen eines Immobilienhändlers war.[35]

Nur rund acht Jahre später – 1894 – kaufte der an der Technischen Hochschule Karlsruhe lehrende Geheimrat Prof. Dr. Marc Rosenberg, ein sehr kunstsinniger und kunstsachverständiger Gelehrter, die Villa, der er den Namen „Hohenhaus" gab.[36] Er blieb bis in die 1920er Jahre auf dem Schmidsberg und ließ u. a. um das Schlössle herum einen großen Barockpark anlegen, wovon die Bilder 7 und 8 einen Eindruck vermitteln. Die allegorischen Statuen und barocken Kleingebäude, Springbrunnen usw. aus der Zeit um 1750 ließ Rosenberg zwischen 1902 und 1910 aus alten Gärten an Rhein und Main auf den Schmidsberg transportieren.[37] In seinem Buch „Steindenkmale" stellte er sie der Öffentlichkeit vor.[38] Und auch die zuvor schon beschriebene Wand mit den beiden Rundbogentoren und dem interessanten Schlussstein mit der Jahreszahl 1606 (Bild 1) am Fuße des Schmidsbergs ließ Rosenberg 1902 hier errichten.[39] Nach Recherchen des Schiltacher Heimatforschers Hermann Fautz stammt sie vermutlich vom Anwesen eines Wolfacher Floßherren.[40] Auch das kleine Häuschen, rechts neben der Wand mit den beiden Toren, ließ Rosenberg um 1900 hierher versetzen. Ursprünglich ist es der Speicher des Hofbauernhofs in Oberwolfach, der, entsprechend umgebaut und modernisiert, Rosenbergs Fahrer/Kutscher als Wohnung diente.[41]

Wohl etwas voreilig und nicht völlig frei von Vorurteilen schrieb Heinrich Hansjakob im Sommer des Jahres 1898: *„… Die Villa aber ging in den Besitz eines Karlsruher Professors über, der Geld genug hat, um Leben zu können ohne Vorlesungen, und in der schönen Jahreszeit die Welt vom Schmidsberg aus betrachtet. Oft hab ich im Frühjahr 1897 die Residenz dieses Professors auf einsamer, waldiger Höhe mit den Augen des Enterbten angeschaut und den reichen Mann beneidet um seine Villa im grünen Waldfrieden des Wolftals."*[42] Welche tragischen Ereignisse Rosenberg und das Schlössle noch trafen, konnte der Dichterpfarrer freilich nicht ahnen. Dem Tod seiner Frau und seinen Kindern folgte ein Brand, dem das „Hohenhaus" einschließlich des gesamten Inventars und ein großer Teil der umfangreichen Bibliothek Rosenbergs zum Opfer fiel. Wie kam es zu dem Brand?

Bild 8: Der barocke Wachenheimer Pavillon im Schlosspark, Zeichnung um 1929. Die Teichanlage wird heute als private Badeanstalt genutzt.

Der Jagdhüter wurde zum Mörder und Brandstifter

Geheimrat Rosenberg hatte einen Jagdhüter angestellt, der – wie sich später herausstellte – offenbar ein sehr verwegener Schwarzwälder war. Im Sommer des Jahres 1894 ermordete er den Sohn des Sulzerbauern, seinen Nebenbuhler bei einer Dorfschönen, indem er ihn aus einem Versteck in Nähe des Sulzerhofs vom Fuhrwerk herunterschoss. An diesen Mord erinnert heute noch der am Ort des Geschehens errichtete Gedenkstein (Bild 9) mit der Inschrift: *„Hier wurde am 20. Juli 1894 der ehrsame Jüngling Johannes Bühler aus der Sulz im Alter von 31 Jahren meuchlings erschossen. Gewidmet von seinen Eltern Franz Sales Bühler, Hofbauer in der Sulz, Amalie, geb. Schillinger und seine vier Schwestern, geweiht, den 7. Juli 1895, C. F. Fehrenbach, Pfarrer."*

Bild 9: Wegkreuz in Nähe des Schapbacher Sulzerhofs zum Gedenken an den von Professor Dr. Marc Rosenbergs Jagdhüter hier erschossenen Johannes Bühler, Foto 2007. Der Jagdhüter hatte einen Nebenbuhler bei einer Dorfschönen vom Pferdefuhrwerk heruntergeschossen.

Obwohl der Mörder zu einer langjährigen Freiheitsstrafe verurteilt wurde, erwirkte Rosenberg nach einiger Zeit eine Begnadigung und nahm ihn wieder in seinen Dienst. Das war – wie wir heute wissen – ein großer Fehler. Offenbar war der Mörder ein sehr undankbarer, streitsüchtiger und brutaler Mensch, der sich oftmals auch den Anweisungen seines Arbeitgebers widersetzte. Als der Streit zwischen den beiden im Jahre 1915 einmal eskalierte und der Geheimrat mit Entlassung drohte, zündete der Jagdhüter die Villa an und fand in den Flammen den Tod.[43]

Allem Anschein nach war Rosenberg nicht nur ein feingeistiger, kunstsinniger und kunstsachverständiger, sondern auch ein recht freigebiger Mensch. So wird beispielsweise berichtet, dass er um 1897 anlässlich des Geburtstags von Großherzog Friedrich jedem Schapbacher Kind der ersten Schulklasse ein Sparbuch mit einer Einlage von zehn oder sechs Mark schenkte – je nach Vermögensverhältnissen der Eltern. Wer von den Beschenkten beim nächsten Geburtstagsfest sein Sparbuch noch mit voller Einlage vorweisen konnte, bekam nochmals die Hälfte des Betrags, den Rosenberg in dem betreffende Jahr an die Erstklässler verschenkte.[44] Da wundert es nicht, dass der Geheimrat bei der Schapbacher Bevölkerung sehr beliebt war.

Nach dem Brand beauftragte Rosenberg den Offenburger Baurat Vögele mit dem Wiederaufbau der Villa.[45] Es entstand der Neubau, den Bild 2 zeigt; ein relativ schlichtes, aber wohlproportioniertes Gebäude. Angelehnt an das Walmdach der Schwarzwälder Bauernhäuser erhielt die neuerbaute Villa „Hohenhaus“ einen Mansardenabschluss, der in der Form dem Walmdach ähnlich ist (Bild 2). Die Inneneinrichtung war dem Zeitgeschmack entsprechend herrschaftlich, wie es beispielsweise das Bild 10 belegt. Der Neubau fügt sich recht harmonisch in die ihn umgebende Parklandschaft ein.

Der mühevolle Wiederaufbau des Schlössle während der inflationären Zeit belastete den inzwischen greisen Professor offenbar dermaßen, dass er seinen Besitz mit dem noch unvollendeten Neubau an einen Altertumshändler verkaufte.[46] Unter der Regie dieses Händlers muss das Schlössle und der Park offenbar sehr gelitten haben, denn der nachfolgende Mitbesitzer – ab Ende der 1920er Jahre – Dr. Siegfried Aram, ein Kunsthändler und Schriftsteller, schreibt in seiner 1930 erschienenen Kurzchronik, dass besagter Altertumshändler *„den Geist seines Vorgängers gründlich missverstand. … Doch sind die Spuren dieser verballhornenden Tätigkeit* (des Altertumshändler, d. Verf.) *bereits verschwunden, und der Ausbau der Gebäude und des Parks wird im Sinne des früheren Besitzers mit Hilfe einheimischer Künstler und Handwerker in sorgfältiger Anlehnung an die Gebirgslandschaft von den jetzigen, unweit beheimateten Eigentümern, dem Senator* (der Technischen Hochschule in Stuttgart, d. Verf.) *Heinrich Grünwald und dem Unterzeichneten* (Dr. Siegfried Aram, d. Verf.) *fortgeführt.“* Offensicht-

lich wurde das von Dr. Aram Geschriebene auch in die Tat umgesetzt – was auch heute noch vor Ort deutlich zu sehen ist.

Senator Heinrich Grünwald war ein Onkel Dr. Siegfried Arams. Gebildet und musisch hochbegabt, gründete er in Baden-Baden eine Kunstgalerie mit einer Filiale in Berlin. Es gelang ihm längst verschollen geglaubte Kunstwerke wiederzufinden, so beispielsweise die „Judith“ von Tizian und den „schlafenden Knaben“ von Andrea del Verrochio. Schließlich gründete er zusammen mit Kommerzienrat Martin Erhardt die weltbekannte Berliner Kunstgalerie Erhardt.

Grünwald engagierte sich im Verband zur Bekämpfung des Antisemitismus, weshalb er von den Nationalsozialisten verfolgt wurde. Er flüchtete zunächst in die Tschechoslowakei, anschließend nach Südfrankreich, wo er mittellos verstarb.[47]

Der Neffe Grünwalds, Dr. Siegfried Aram (eigentlich Abraham), wurde am 28. Mai 1891 in Heilbronn geboren. Seine Mutter Thekla war eine Schwester Heinrich Grünewalds. Zunächst als Jurist in Stuttgart tätig, wandte er sich schon in jungen Jahren literarischen und künstlerischen Dingen zu. Er war Mitbegründer und Herausgeber der Zeitschrift „Das Gelbe Blatt“, in dem er sich insbesondere mit kulturpolitischen Sachverhalten auseinander setzte. So z. B. regte er gleich nach dem Ersten Weltkrieg an, Volkshochschulen zu gründen. Später verlegte Aram seine Aktivitäten primär auf den Kunsthandel, den er auch auf dem Schlössle betrieb.[48]

Wie Grünewald wurde auch Aram zum Ziel rechtsradikaler Verfolgung, die bis nach Amerika reichte. Es war die Zeit, als das NS-Regime auch in Amerika noch mit diplomatischen Vertretungen aufwarten konnte. Offenbar blieb Aram auch nach Ende des Zweiten Weltkriegs in Amerika. Um 1963 lebte er in Detroit und New York, nach wie vor engagierte er sich auf dem Sektor Kunst, Kunstgeschichte und Kunsthandel.[49]

Jüdischer Wohltäter stiftete Kreuzweg für katholische Kirche

Interessant ist die Tatsache, dass sich auch Aram und Grünewald – ähnlich wie zuvor Rosenberg – immer mal wieder in Schapbach als Wohltäter erwiesen. Nutznießer waren neben den örtlichen Vereinen auch die katholische Kirche St. Cyriakus. So beispielsweise stiftete Dr. Aram der Kirche 1930/32 einen kunstvollen Kreuzweg mit 14 Stationen, gewissermaßen als letzte Ausstattung des zwischen 1923 und 1927 vergrößerten, im neubarocken Stil gestalteten Gotteshauses. Mit der Ausführung des Kreuzwegs beauftragte Aram den Berliner Kunstmaler Bernhard Lucki, der unter anderem auch für die zuvor erwähnte Berliner Kunstgalerie Erhardt arbeitete.[50]

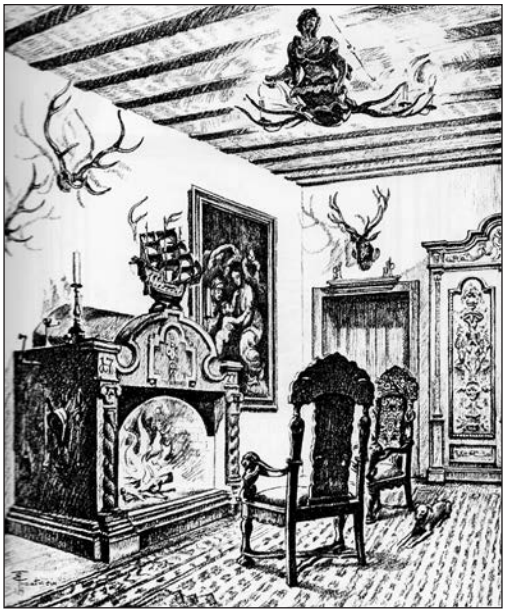


Bild 10: Der Hallenkamin im Schlössle, Zeichnung um 1929.

Diese großzügige Stiftung brachte dem damaligen Pfarrer Emil Hefter einen Tadel des Erzbischöflichen Oberkirchenrats in Karlsruhe ein: Er habe es versäumt, sich die bauliche Maßnahme durch das Ordinariat in Freiburg genehmigen zu lassen. Hefter entgegnete verständnislos, dass er eine solche Genehmigung nicht für erforderlich gehalten habe, da der Kirche durch den Kreuzweg doch keine Kosten entstanden seien. Es erzürnte ihn geradezu, dass es, in Anbetracht der sich seinerzeit abzeichnenden politischen Entwicklung, Zeitgenossen gab, die es für anstößig hielten, dass ein Jude einen Kreuzweg für eine katholische Kirche stiftete.[51]

Am 5. August 1933 kaufte der Trierer Vizepräsident Oskar Sommer das repräsentative Landhaus, und nicht einmal ganze fünf Jahre später – am 18. Juli 1938 – erwarb es der BBC-Direktor Dr. Hans Leonhard Hammerbacher – von 1945 bis 1958 Vorstandsvorsitzender der BBC. Er war der letzte private Besitzer des Schapbacher Schlössle.[52]

Lange Freude hatte er jedoch nicht daran. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Villa einige Jahre Sitz eines französischen Kommandostabs, anschließend wurde sie als Kinderheim genutzt. Schließlich verkaufte Dr. Hammerbacher das gesamte Anwesen im Jahre 1953 an die BBC bzw. deren Tochtergesellschaft Kindererholungswerk. Und so entstand aus dem herrschaftlichen Landsitz 1955/56 das BBC- und später das ABB-Kinderferienhaus, dessen Leitung von 1973 bis 2001 in Händen von Erika und Karl Armbruster lag.[53] Anschließend wurde deren Tochter Heike mit der Leitung des Ferienhauses beauftragt.

Übrigens wohnen Erika und Karl Armbruster nach wie vor in dem vom Senator Johann Georg Schöffer 1871 erbauten Haus für den Schlossverwalter. Aus mündlicher Überlieferung wussten sie zu berichten, dass es, trotz bestem Einvernehmen, zwischen der Schapbacher Bevölkerung und den Schlossbewohnern kaum engere persönliche Kontakte oder gegenseitige Besuche gab. Erika Armbruster hierzu: *„… Im Schlössle wohnten die Herrschaften, da ging man nicht hin, um zu ‚gaffen'"*.

Damit kehren wir zurück zu dem tiefsinnigen Spruch im Schlussstein des Rundbogentors am Fuße des Schmidbergs und Aufgang zum Schapbacher Schlössle, womit sich der Kreis dieser kurzen Rückschau in die wechselvolle Geschichte dieses einstmals repräsentativen Landsitzes schließt. Es bleibt zu hoffen und zu wünschen, dass das Schapbacher Schlössle noch recht lange vielen Kindern einige abwechslungsreiche und erholsame Ferienwochen an diesem so geschichtsträchtigen Ort bietet.

Anmerkungen

1 In der regionalen Mundart ist sowohl die Bezeichnung „Schlössle" als auch „Schlössli" gebräuchlich. Die handschriftliche „Haus-Chronik des Schapbacher *Bauers Johann Christoph Weißer"* aus dem Jahre 1869 hingegen berichtet nahezu ausnahmslos vom *„Schlößli"*. Da in den heute gültigen Verzeichnissen, Karten und Plänen ausschließlich die Bezeichnung „Schlössle" verwendet wird und auch der Weg dorthin „Am Schlössle" heißt, wird diese amtliche Bezeichnung auch in diesem Beitrag übernommen. Hiervon ausgenommen sind Zitate.

2 Am Rande eines Gesprächs zwischen Hubert Mäntele und dem Verfasser dieses Beitrags stellte sich heraus, dass beide – unabhängig von einander – zur Geschichte des Schapbacher Schlössle recherchierten, um die Ergebnisse zu publizieren. Schnell einigte man sich, hieraus eine Gemeinschaftsarbeit entstehen zu lassen. Dazu kam es leider nicht mehr, da Herr Mäntele am 20. September 2007 verstarb. Selbstverständlich flossen die wertvollen Ergebnisse seiner Recherchen – die seine Gattin, Frau Emma Mäntele, bereitwillig zur Verfügung stellte – in den folgenden Beitrag ein.

3 Nienhaus, Heinz: Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten, in: Die Ortenau (83) 2003, S. 149–151.

4 Fautz, Hermann: Das Schlößle auf dem Schmiedsberg, in: Die Ortenau (50) 1970, S. 330–332.

5 Ebd.

6 Hansjakob, Heinrich: Erzbauern, Haslach i. K., 11. Auflage 1985, S. 174.

7 Fautz, wie Anm. 4.

8 Handgeschriebene *„Haus-Chronik des Schmidsberger Bauern Johann Christoph Weißer",* 1869, S. 5 und 6. Die ledergebundene Chronik umfasst insgesamt 74 handbeschriebene Seiten und ein Aquarell (Bild 4 in diesem Beitrag). Die Eintragungen reichen zurück bis ins Jahr 1843.

9 Ebd., S. 6 und 7.

10 Ebd., S. 6–8. Diese handschriftliche Chronik (Unikat) belegt eindeutig, dass der 1795 in Alpirsbach geborene und später in Frankfurt lebende Kaufmann Johann Christoph Weißer das Schapbacher Schlössle 1864/65 erbauen ließ und nicht sein Schwiegersohn Senator und Handelsmann Johann Georg Schöffer, wie vielmals in der Literatur beschrieben; z. B. in: Aram, Dr. Siegfried: Das Schapbacher Schlössle/Ein Landsitz im Schwarzwald, Berlin 1930, o. S.; ebenso in: Schmid, Adolf [Hgb.]: Schapbach im Wolftal – Chronik einer Schwarzwaldgemeinde, Freiburg 1989, S. 398–401 und S. 553–556. Auch in vielen regionalen Zeitungsberichten wird immer wieder Senator Schöffer als der Erbauer des Schlössle benannt. Tatsächlich aber ließ Johann Christoph Weißer in den Jahren 1864/65 das Schapbacher Schlössle errichten.

11 Aram, Dr. Siegfried: Das Schapbacher Schlössle/Ein Landsitz im Schwarzwald, Berlin 1930, o. S.

12 Handgeschriebene „Haus-Chronik …", wie Anm. 8, S. 2–66.

13 Ebd., S. 7.

14 Ebd., S. 7, 8.

15 Ebd., S. 8.

16 Ebd., S. 8–12.

17 Ebd., S. 12.

18 Ebd., S. 13.

19 Ebd., S. 14.
20 Ebd., S. 14, 15.
21 Ebd., S. 15.
22 Ebd., S. 15.
23 Ebd., S. 15–17.
24 Ebd., S. 17.
25 Ebd., S. 23–25.
26 Ebd., S. 25.
27 Ebd., S. 26–28.
28 Ebd., S. 28.
29 Ebd., S. 29–31.
30 Ebd., S. 3.
31 Ebd., S. 32, 33.
32 Ebd., S. 33. Auch dieser Eintrag in die Haus-Chronik von 1869 belegt eindeutig, dass J. Ch. Weißer das Schapbacher Schlössle erbauen ließ und die diesbezügliche Aussage in der Kurzchronik zum Schlössle von dem späteren Mitbesitzer der Villa Dr. Siegfried Aram aus dem Jahre 1930 irrig ist. Aram schreibt: *„Alois Harter, der wie sein Vater, der ‚Vogtsbur', das Bürgermeisteramt im benachbarten Kaltbronn inne hatte, verkaufte nach seines Schwiegervaters Tod das Erbgut seiner Frau, den Schmidsberg, um 1860 an einen Rippoldsauer Badegast, den Frankfurter Handelsherrn und Senator Johann Georg Schöffer, dem der weite Blick ins Tal und das Gebirgspanorama bei einer Wanderung so wohl gefallen hatte, daß er beschloss, den Rest seiner Tage hier zu verleben. Der neue Besitzer baute unter den alten Edelkastanien und Pappeln des Schmidbergs ein Schlößlein ‚Hohenhaus' …".* Richtig ist: Schöffer kam erst nach dem Erbauer der Villa J. Ch. Weißer 1869 in den Besitz des Schlössle. Leider wurde der von Dr. Aram schon 1930 dargestellte fehlerhafte Sachverhalt von vielen Autoren ungeprüft übernommen.
33 Hansjakob, wie Anm. 6.
34 Schmid, Adolf: Bad Rippoldsau, Hgb.: Gemeinde Bad Rippoldsau, Karlsruhe 1966, S. 59.
35 Aram, wie Anm. 11, o. S.
36 Professor Dr. M. Rosenberg ließ Postkarten mit dem Bild des Schlössle drucken; sie sind mit: „HOHENHAUS" SCHAPBACH, BADISCHER SCHWARZWALD unterschrieben, Archiv Nienhaus.
37 Fautz, wie Anm. 4, S. 333.
38 Aram, wie Anm. 11, o. S.
39 Fautz, wie Anm. 4, S. 330, 331.
40 Ebd., S. 331.
41 Mündliche Information des Schapbacher Börsigbauern Hans-Jürgen Schmid.
42 Hansjakob, wie Anm. 6.
43 Aram, wie Anm. 11, o. S.
44 Klein, Kurt: Was vor 100 Jahren in der Zeitung stand – Ein Sparbuch für die Schapbacher Erstkläßler, in: Zeitungsbericht (Zeitung unbekannt) vom 4. September 1997.
45 Aram, wie Anm. 11, o. S.
46 Ebd.
47 Franke, Hans: Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn. Vom Mittelalter bis zur Zeit der nationalsozialistischen Verfolgungen (1050–1945), in: Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn 11, Heilbronn 1963, S. 208, 209.
48 Ebd.
49 Ebd.
50 Nach Recherchen des ehemaligen Rechnungsamtsleiters der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach und Pfarrgemeinderatsvorsitzenden Erich Bächle im Pfarrarchiv der Schapbacher Kirche St. Cyriakus.
51 Ebd.
52 Schmid, Adolf [Hgb.]: Schapbach im Wolftal – Chronik einer Schwarzwaldgemeinde, Freiburg 1989, S. 400, 401.
53 Festschrift: 50 Jahre ABB-Kinderferienhaus Schapbach, Hgb.: ABB AG Unternehmenskommunikation, Mannheim (o. J., 2006?), o. S.

Bildnachweis

Bilder 1, 2, 7, 8 und 10 aus: Aram, Dr. Siegfried: Das Schapbacher Schlössle/Ein Landsitz im Schwarzwald, Berlin 1930 (Zeichnungen des Wolfacher Kunstmalers Eduard Trautwein aus dem Jahr 1929); Bilder 3, 4, 5 und 6 aus: Haus-Chronik des Schmidsberger Bauers Johann Christoph Weißer, Handschrift 1869; Bild 9: H. Nienhaus, Foto 2007.

Mein Dank gilt posthum Hubert Mäntele für seine Recherchearbeit, aber auch seiner Frau Emma Mäntele, die mir alle Dokumente und Schriftstücke bereitwillig zur Verfügung stellte. Ebenso danken möchte ich den Schapbachern Erika und Karl Armbruster, Hans-Jürgen Schmid, Erich Bächle und Dr. Cornelius Gorka vom Kreisarchiv Offenburg. Sie alle haben mich bei der Suche nach historischen Quellen sehr unterstützt.

Anschrift des Autors:
Heinz Nienhaus
Ledderkesweg 4
46242 Bottrop

Otto E. Hofmann

Eine Straße wird 150 Jahre alt

Im Mai dieses Jahres ist die Straße von Simonswald nach Furtwangen 150 Jahre alt geworden. Die Straße, die am 1. Mai 1858 als „Land- und Poststraße Furtwangen-Bleibach" feierlich eröffnet wurde, heißt heute schlicht L 173.

Jahrhunderte lang führte die Verbindung vom Breisgau in die Baar durch das Kilpachtal, einem nach Osten weisendes Seitental des Simonswäldertals. Eine schmale Straße, die heute noch besteht, mit sehr großen Steigungen und einer Passhöhe von 1074 m + NN.

1846 begann das Großherzogliche Ministerium des Innern, vertreten durch die Oberdirektionen Triberg und Waldkirch, mit den vorbereitenden Arbeiten für eine neue Straße von Obersimonswald nach Furtwangen (Projektbezeichnung: „Umgehung der Kilpensteige"). Dabei sollte auch die Gemeinde Gütenbach in das Wegenetz eingebunden werden.

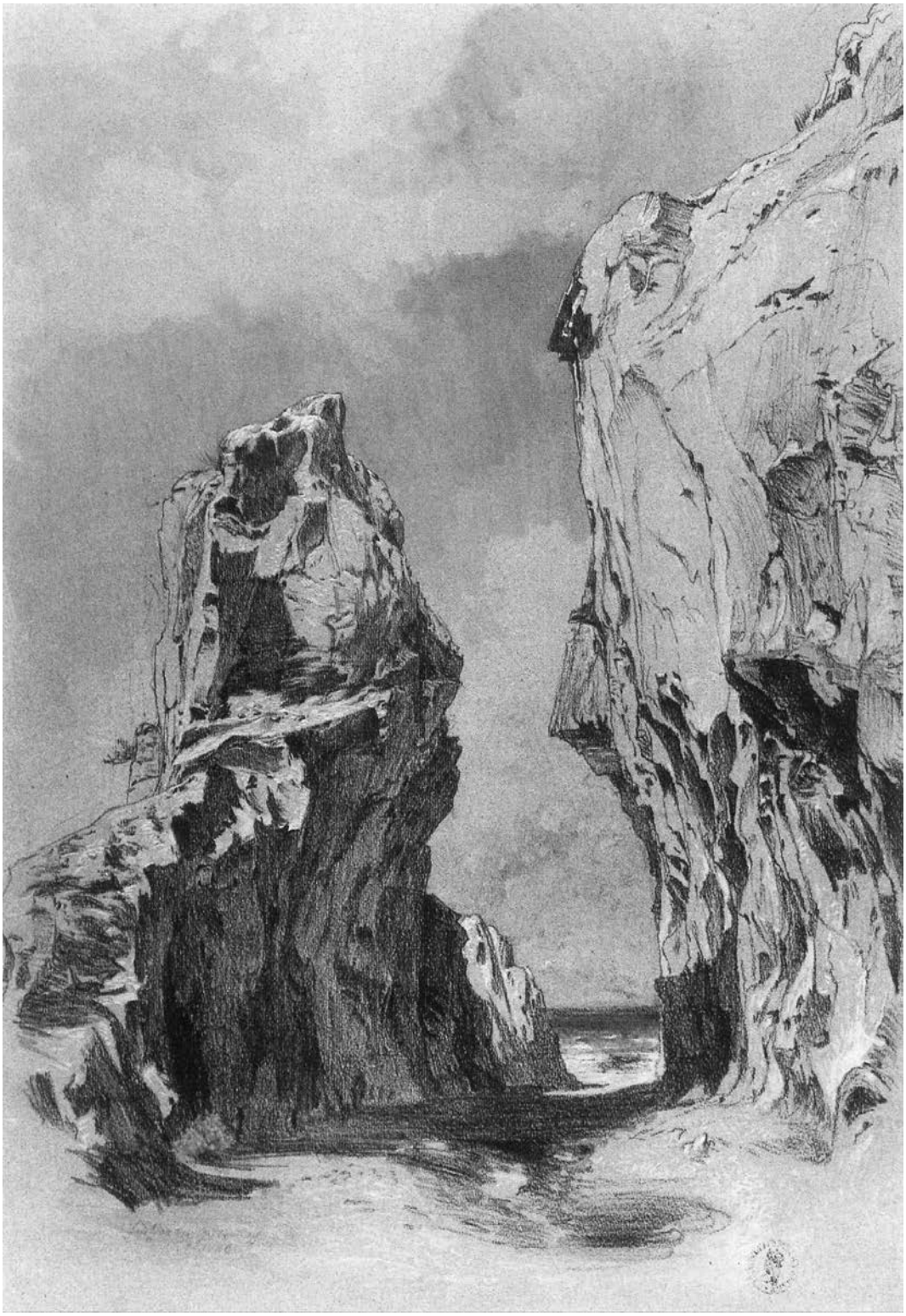
Zunächst wurde das Teilstück bis Gütenbach geplant. Die Trasse führte in drei übereinanderliegenden Serpentinen und über 50 Kurven den Berg hinauf, an einem felsigen Steilhang entlang, bis kurz vor Gütenbach ein riesiges Felsmassiv den Zugang zum Ort versperrte.

Spötter und Nörgler behaupteten von Anfang an, man habe lange geplant und die eindeutig schwierigste Lösung gefunden. Schlägt man ein Messtischblatt mit genauen Isohypsen auf, so wird man den Eindruck nicht ganz los, die Besserwisser könnten Recht gehabt haben. Man hielt an der Planung fest, und es entstand eine der schönsten Gebirgsstraßen im Schwarzwald.

Am 17. Mai 1847 feuerte man beim Gasthaus „Engel" in Obersimonswald sechs Böller ab, 50 Arbeiter begannen mit dem Straßenbau. Auf 7 km Länge überwindet die Straße zwischen Simonswald und Gütenbach einen Höhenunterschied von 400 m bei einer fast gleichbleibenden Steigung von 6,5%. Auf der ganzen Strecke ist die Fahrbahn bergseitig eingeschnitten und talseits durch eine Stützmauer gehalten, die als Bruchstein-Trockenmauer ausgeführt wurde. Es ist eine der längsten Trockenmauern in Deutschland, die Hinterfüllung besteht aus handversetzten Blöcken und Steinen. Diese Bauweise ist sehr wasserdurchlässig und gleichzeitig von großer Standsicherheit. Das Bauwerk nimmt bis heute die ständig wachsenden Belastungen auf. Ein Eingriff in die Bauweise hatte verheerende Folgen. Um 1955 hat man beim Gasthaus zum Sternen in der ersten großen Kehre etwa 80 m dieser Mauer durch eine Betonstützmauer ersetzt. 1988 waren die Drainagen hinter der Mauer verstopft, man hatte eine „Talsperre", und der ganze Hang über der Mauer kam ins Rutschen mit einer Abrisskante von 2 m Höhe.

Weiter bergauf verläuft die Straße hoch über dem Wildgutachtal und dann in den Felshängen entlang der Deichschlucht, bis zum Gütenbacher Felsen. Um dieses Hindernis zu überwinden, begann man im November 1847 einen 45 m langen Tunnel aufzufahren. Im Frühjahr 1848 gab es einen Baustopp wegen der unruhigen Zeiten, bedingt durch die Demokratiebestrebungen des badischen Volkes. Im August wurden die Arbeiten wieder aufgenommen, aber bald nochmals unterbrochen, weil der Bauunternehmer Franz Bianci aus Como mit 2000 Gulden durchgebrannt war und 14 000 Gulden Schulden hinterließ. 1850 wurde der Tunnel fertig. An den Stützmauern wurde weiter gearbeitet.

Noch fehlte die Verbindung nach Furtwangen. Unter der Leitung von Baurat Robert Gerwig, dem späteren Erbauer der Schwarzwaldbahn, wurde 1857 das Teilstück Güten-



Emil Lugo, „Das Felsenthor bei Gütenbach", Federzeichnung 1886

bach–Furtwangen ausgeführt. Auf einer Höhe von 980 m + NN passierte die Straße den Schwarzwaldhauptkamm, 100 m niedriger als die Passhöhe der alten Kilpenstraße. Das Gelände bot kaum schwere Hindernisse. Schließlich wurde im darauffolgenden Frühjahr die Strecke Simonswald–Gütenbach beendet und so konnte am 1. Mai 1858 die „Kunststraße“ nach elfjähriger Bauzeit dem Verkehr übergeben werden.

Ein Kilometer der Strecke Furtwangen–Gütenbach hatte 13 000 Gulden gekostet, für einen Kilometer von Simonswald nach Gütenbach mussten 24 000 Gulden aufgebracht werden.

Der Tunnel vor Gütenbach bereitete weiterhin Sorgen. Immer wieder lösten sich über den Tunnelportalen Steine und drohten auf die Postkutschen zu fallen. 1875 sprengte man die Tunnelfirste (das Gewölbe). Zwei eindrucksvolle Felstürme blieben stehen.

1886 verbrachte der Maler Emil Lugo den Sommer in Gütenbach. Er zeichnete „Das Felsenthor“; das Blatt gehört heute zu den Kostbarkeiten des Augustinermuseums in Freiburg. Die beiden Felsen blieben das Wahrzeichen der Straße und die eindrucksvolle Ortseinfahrt von Gütenbach.

Durch Büsche und Bäume waren die Felsen im Lauf der Jahrzehnte fast unsichtbar geworden. Im Juni 2008 befreite die Straßenmeisterei Furtwagen die „Tunnelfelsen“ von Bewuchs, sicherte einzelne Felsplatten und überprüfte das Lichtraumprofil. Bei der Durchführung der Arbeiten ist man sehr behutsam und verantwortungsbewusst vorgegangen, so werden wir die Reste des einstigen Tunnels auch in Zukunft noch bestaunen können.

150 Jahre alt ist die Straße geworden und sie entspricht immer noch den Anforderungen von heute. Es ist eine Meisterleistung des Ingenieurbaus.

Anschrift des Autors:
Otto E. Hofmann
Dorerhof 2
78148 Gütenbach

Hans Zimmermann

Staatspräsident Leo Wohleb als besonnener Partner und Kritiker der französischen Besatzungsmacht*

Im Rahmen einer deutsch-französischen Schulwoche weilte der Hohe Kommissar André François-Poncet[1] am 22. Mai 1951 in Freiburg. Bei einem Empfang der Staatsregierung im „Europäischen Hof" spendete er dem Lande Baden und seinem Staatspräsidenten – wie einem Bericht des „Schwarzwälder Boten" zu entnehmen ist – ein hohes Lob „für die Mäßigung, die Zurückhaltung und die Klugheit, die diese stets gezeigt hatten. Er lege besonderen Wert darauf, diese Wertschätzung für die geistigen und moralischen Errungenschaften des Staatspräsidenten Wohleb offen zu bekunden. Der Mut, den dieser an den Tag gelegt habe, verdiene unbedingte Achtung. (…) Wohleb gehöre übrigens nicht zu den Männern, die sich durch Lobsprüche eines Vertreters der Besatzungsmacht kompromittiert fühlen müssten, weil er nie etwas hinzunehmen brauchte, was für ihn Schande gewesen wäre, und weil er immer seine volle Würde aufrecht zu erhalten vermochte. In der Vergangenheit sei Baden ein Ferment der Freiheit gewesen; heute sei es eine Zelle politischer Weisheit"[2].

Es gab in Baden auch genug Zeitgenossen, die der Politik des Staatspräsidenten kritisch gegenüber standen, auch in seiner eigenen Partei. Bei seiner Wahl zum Präsidenten des Staatssekretariates am 2. Dezember 1946 enthielten sich die Sozialdemokraten und Kommunisten der Stimme. Sie waren mit 21 Stimmen gegenüber den 39 Sitzen der Badischen Christlich-Sozialen Volkspartei (BCSV) in der Minderheit. Das hinderte sie jedoch nicht, Wohleb nach der Wahl „mit herzlichem Händeschütteln" zu beglückwünschen, was von dessen Anhängerschaft, so hieß es, gar nicht so gern gesehen wurde. „Seine bekannte Verhandlungsbereitschaft ließ vor der Wahl in der eigenen Partei Stimmen laut werden, die einen stärkeren Mann auf dem Präsidentensessel wünschten"[3].

Wohleb, der sich als „Mann des Ausgleichs, verantwortlicher Sprecher des badischen Volkes gegenüber der Besatzungsmacht" sah[4], war davon überzeugt, dass ein harter Konfrontationskurs mit der Besatzungsmacht auf die Dauer nicht möglich und zum Scheitern verurteilt war. Sich dem Verdacht auszusetzen, „Handlanger der Besatzungsmacht" zu sein, konnte jeden Minister im Kabinett Wohleb treffen, der sich an die Vorgaben der Besatzungsmacht hielt[5].

Wohleb wusste um die undankbare Aufgabe, die er angesichts der Bedingungen äußerster Not und der Kontrolle der Besatzungsmacht übernommen hatte. Landtagspräsident Karl Person hat diese Aufgabe in seinem Schreiben anlässlich des 60. Geburtstags Leo Wohlebs als „Aufgabe des Aufräumens" bezeichnet, „inmitten von Menschen, die nicht beachten, dass das Aufräumen die unerlässliche Vorbedingung jedes Aufbauens ist, die nicht ermessen können und wollen, dass das Vermeiden weiteren Einsturzes im Augenblick die einzige Handlungsfreiheit bedeutet"[6].

Verkehr mit der Besatzungsmacht

Leo Wohleb war zu Beginn seiner politischen Laufbahn nicht der absolute Wunschpartner der Besatzungsmacht, die eine Neuordnung im deutschen Südwesten offensichtlich eher mit den Sozialdemokraten im Auge

Das Colombischlössle 1950

hatte[7]. Aber die Franzosen waren Realpolitiker genug, um sich auf die neue Parteienlandschaft mit den darin sich abzeichnenden Mehrheitsverhältnissen einzustellen. Die mit Leo Wohleb gegründete BCSV wurde stärkste Partei, anfangs in einer Koalition, seit Anfang 1948 sogar allein regierend. Die in der Französischen Besatzungszone eingesetzten Regierungen, stellt der amerikanische Historiker Roy Willis fest, waren keineswegs *„puppet governments“,* und den Franzosen war es von Anbeginn gelungen, *„to appoint qualified, reliable politicians and administrators who could work with the occupation regime and at the same time win the confidence of their own countrymen*[8].

Wohleb passte zunehmend in dieses Bild, umso mehr, als seine Vorstellung von einem föderalen Staat dem französischen Sicherheitsbedürfnis sehr stark entgegen kam. Vertrauensbildend musste auch seine Nähe zur katholischen Kirche wirken, die an der kampflosen Übergabe von Städten und Gemeinden sowie an der Verhinderung von Sprengungen beteiligt war, und nicht selten waren es Pfarrer, die sich der Besatzungsmacht als Ansprechpartner und Berater von Ämterbesetzungen zur Verfügung stellten[9]. In Singen war anscheinend Pfarrer Adolf Engesser an der Einsetzung Bernhard Dietrichs in das Amt eines kommissarischen Bürgermeisters beteiligt[10].

Von grundsätzlicher Bedeutung für die Besatzungsmacht war die Haltung deutscher Politiker zum Nationalsozialismus. Leo Wohleb war im strengen Sinne kein Verfolgter des Naziregimes, aber er wurde von der Staatssicherheit observiert und galt in deren Berichten als gefährlich für die nationalsozialistische Weltanschauung[11].

Wohleb wurde am 22. November 1946 Präsident der Beratenden Landesversammlung, am 2. Dezember 1946 Präsident des Staatssekretariats und Staatssekretär des Ministeriums des Kultus und Unterrichts und schließlich nach Ausarbeitung der Verfassung und Bildung einer Regierung am 24. Juni 1947 Staatspräsident und Kultusminister. Mit einer eindrucksvollen und richtungsweisenden Rede trat er als gewählter Präsident der Beratenden Versammlung im historischen Kaufhaussaal in Freiburg zum ersten Mal vor die Öffentlichkeit. In Anlehnung an das Spruchband aus dem Schongauerschen Weltgericht im Breisacher Münster schildert er die hoffnungslose Lage seiner Landsleute nach Kriegsende. Er spricht von den „himmelschreienden Sünden“ der Vergangenheit und beklagt sich über neu sich abzeichnendes Unrecht in der Stunde der Not und spart dabei die Militärregierung nicht aus. „Unrecht ist aber auch, wenn die Ablieferungspflicht durch eine übersteigerte Forderung gegen den ehrlichen, gut gesinnten Bauer sich wendet, der sein Mögliches tut, und Unrecht, wenn die für den Aufbau der Demokratie unumgängliche strenge Säuberung in nicht zu verstehende Härte ausartet und ohne rechtliches Gehör, obwohl die Zeit überreif wurde, der Mitläufer für das Unglück, das der Nationalsozialismus über uns gebracht hat, hauptverantwortlich gemacht wird“[12].

Angesichts der durch die Besatzungsmacht geschaffenen Rahmenbedingungen war den Mitgliedern der Beratenden Versammlung nur ein geringer Handlungsspielraum gegeben. Sie waren an Verhaltensregeln gebunden („la ligne de conduite“), die ihnen erlaubten, die deutschen Probleme frei zu diskutieren und Kommentare zur Politik der Alliierten abzugeben. Nicht erlaubt dagegen war ihnen, deren Entscheidungen zu diskutieren. Anträge einer Partei wurden erst dann zur Diskussion frei gegeben, wenn sie zuvor der Délégation Supérieure unterbreitet worden waren[13]. Abgeordnete der Beratenden Versammlung konnten Initiativanträge einbringen, deren Behandlung im Plenum der französischen Genehmigung

bedurften[14]. Auf Anordnung der Militärregierung vom 11. April 1947 wurde es den politischen Rednern untersagt, in öffentlichen Versammlungen Fragen zu behandeln, die die deutsche Einheit betreffen[15]. In einer Aktennotiz der Badischen Staatskanzlei vom 29. Mai 1947 heißt es: „Vor allem will man anscheinend vermeiden, dass badische Gemeinde- und Kreisbehörden direkt mit französischen Behörden in Frankreich und besonders im Elsaß oder den französischen Kolonien (z. B. in Ermittlungs-, Anweisungs- und Auswanderungsfragen) verkehren und sich über den Kopf des Gouvernement Militaire an Dienststellen anderer Besatzungsmächte wenden"[16]. In diesem Zusammenhang sind auch die Richtlinien für die Presse vom 7. Januar 1947 zu nennen. Sie verbieten Veröffentlichungen, die sich gegen die Interessen der Militärregierung richten, und nur Anträge durften Gegenstand einer Pressenotiz sein, nicht aber die Debatten der Beratenden Landesversammlung selbst[17]. Diese einschneidenden Bestimmungen wurden bezüglich ihrer Befolgung von der Militärregierung streng überwacht, so zum Beispiel, wenn Landtagspräsident Karl Person verpflichtet wird, nötigenfalls „surprendre immédiatement les débats"[18].

Die folgenden Monate waren gekennzeichnet von dem Bemühen Wohlebs, die bescheidenen Möglichkeiten im Sinne einer Verbesserung der Beziehungen zur Besatzungsmacht zu nutzen. Seine Korrespondenz sowie die Gespräche mit der Militärregierung zeigen ihn dabei keineswegs nur als Befehlsempfänger. Er nimmt entgegen, überprüft, gibt eigene Anregungen bzw. übt Kritik. In einem Schreiben an den Délégué Supérieur Pierre Pène vom 8. Januar 1947 beispielsweise heißt es: „Der Herr Direktor der administrativen Angelegenheiten bei der Militärregierung des Landes Baden hat mir in Ihrem Auftrag die Weisung übermittelt, von den Sitzungen der Mitglieder des Staatssekretariats regelmäßig kurze Sitzungsberichte und Protokolle in deutsch und französisch vorzulegen. … Ich möchte mir indes erlauben, Ihrer Erwägung anheim zu geben, ob sich nicht ermöglichen ließe, Ihre Anordnung zu modifizieren. Ich würde vorschlagen, dass wir Ihnen sowie den Herren Direktoren des Affaires Administratives et de l'Economie et des Finances nur mehr einen Bericht über die Gegenstände übermitteln, die in den Kabinettssitzungen behandelt wurden, dass Sie uns daher davon entbinden, ein Protokoll vorzulegen[19].

In einem Schreiben der Militärregierung vom 15. Februar 1947 wird Klage über das Verhalten der deutschen Beamten geführt. Die meisten von ihnen würden sich passiv zeigen und wegen ihrer Schwierigkeiten bei der Militärregierung vorstellig werden; dabei sei es Pflicht der Beamten, Initiativen zu beweisen und zu wagen, Verantwortung zu übernehmen. Die Deutschen müssten selbst „den Beweis erbringen, dass sie fähig sind, in einer Demokratie zu leben"[20]. Wohleb hebt hervor, dass die Vorwürfe „teilweise" berechtigt seien. Auf der anderen Seite scheine ihm, dass die Militärregierung bei den gegen die Beamten erhobenen Vorwürfen die Schwierigkeiten nicht genügend berücksichtige, unter denen die Mehrzahl der Beamten arbeiten müsse, und er nimmt die Gelegenheit wahr, „um bei diesem Anlaß auch eine Auflockerung mancher hemmender Kontrollbestimmungen" zu erbitten[21].

Solche und ähnliche Beispiele häufen sich. Die Franzosen ermahnen, fordern die Einhaltung ihrer Anordnungen und die Beachtung ihrer Kompetenzen; Wohleb zeigt Verständnis, bittet aber auch um genauere Überprüfung der Sachverhalte, stellt klar und macht gegebenenfalls Gegenvorschläge. Eine Beschwerde der Militärregierung, dass ihre Direktiven an die Landratsämter und Bürgermeistereien nicht mit der gewünschten Beschleunigung weitergeleitet werden, beantwortet Wohleb mit der Bitte um konkretere Angaben, um überprüfen zu können, auf welchem Organisationsfehler die Verzögerung beruhe, um dann seinerseits konkrete Missstände aufzuzählen. Er beklagt den Mangel an geübten Arbeitskräften, die völlig unzureichende Ausrüstung der Dienststellen mit Schreibmaschinen und sonstigem Bürobedarf sowie die Kommunikationsschwierigkeiten im Post- und Telefonverkehr, so dass es „selbst bei gutem Willen bei den einzelnen Dienststellen unmöglich ist, mit derjenigen Schnelligkeit zu arbeiten, die die Wichtigkeit an sich erfordert"[22]. Bezüglich der angeforderten Vertraulichkeit weist er darauf hin, dass es unvermeidlich sei, in den Kabinettssitzungen auch

Maßnahmen und politische Auffassungen der Militärregierung zu erörtern. „Es ist ein Unterschied, ob man bei der Erörterung eines Problems im engsten Kreis des Regierungskollegiums sich frei aussprechen kann, oder ob man von vornherein sich der Tatsache bewusst ist, dass jede Äußerung in schriftlicher Formulierung der Militärregierung vorgelegt werden muss. Diese Verpflichtung erzeugt Hemmungen oder Zurückhaltungen, die sicherlich nicht im Interesse der Regierungsarbeit liegen und wohl auch in gewissem Sinne nicht mit dem Aufbau einer demokratischen Regierung zu vereinbaren sind“[23].

Die Dokumente solchen und ähnlichen Inhalts widerspiegeln das Ringen des Staatspräsidenten um eine Verbesserung der Regierungs- und Lebensbedingungen des Landes. Sie dokumentieren Takt im Umgang mit den Inhabern der Macht, zuweilen auch Mut; devot sind sie nie. Wohleb wollte nie das Wohlwollen der Militärregierung erheischen, aber er gewann zunehmend ihr Vertrauen über den Weg sachlicher Regierungsarbeit und durch seine Persönlichkeit. Die Franzosen wussten um seine Gegnerschaft in den eigenen Reihen und waren bereit, ihm als „l’homme des Français“ unnötige Schwierigkeiten zu ersparen[24]. Langsam, sicherlich auch unter dem Einfluss der politischen Großwetterlage, stellten sich erste Erfolge ein[25].

Eduard Lais, Wirtschaftsminister in der Regierung Wohleb, erscheint das Leben mit der Besatzungsmacht zwischen 1945 bis 1952 „für alle Beteiligten wie ein jahrelanger Grabenkrieg, in welchem die Mitspieler auf beiden Seiten, die einen, was auf dem Papier verordnet wurde, möglichst buchstabengemäß durchzusetzen, die anderen möglichst abzuschwächen und zu mildern versuchen.“[26]

Die Auseinandersetzung mit der Besatzungsmacht um eine bessere Versorgung

„Not ist, wohin wir schauen; Ernährungsnot, Heizungsnot, Flüchtlingsnot, und so groß ist die Not, dass auch der gute Wille der Menschen allein nicht in der Lage ist, ihr abzuhelfen, wenn nicht Gottes Barmherzigkeit ihnen und uns beisteht und die Not wendet.“

Mit diesen Worten trat Wohleb am 24. Februar 1946 vor die Delegierten der BCSV[27]. Sie charakterisieren die materielle Not eines Volkes, das ums Überleben kämpfte. Wohlebs Möglichkeiten, das Elend zu beseitigen, waren letztendlich nur marginal. Die Verordnung Nr. 5 vom 4. September 1945 stellte die gesamte Wirtschaft der Französischen Zone unter die Machtbefugnis der Militärregierung, deren Wirtschaftsstellen die Produktionsauflagen erteilten; sie gaben die Produktionsmengen frei und kontrollierten die Verteilung der Produkte. Immer wieder wurden Zwangsmaßnahmen gegen Bauern angedroht, die ihre Pflichtablieferung nicht erfüllten[28].

Die Ernährungskrise hatte, wie aus dem Lagebericht für den Monat März 1947 des Badischen Ministeriums des Innern vom 25. Mai 1947 zu ersehen ist, tiefgreifende Auswirkungen auf die Gesundheit und damit auf die Arbeitsfähigkeit der Menschen. „Die Gesamtlage auf gesundheitlichem Gebiet drückt sich weniger in den Zahlen der zur Meldung kommenden Krankheiten als vielmehr in der Zahl der Menschen aus, die jetzt die Wartezimmer der praktischen Ärzte füllen und bei welchen der Befund „Allgemeine Erschöpfung“ lautet (…)“[29]. Diese Situation wurde von der Bevölkerung als unnötige Belastung empfunden und erzeugte Unzufriedenheit und Missstimmung[30]. Mangelernährung führte neben gesundheitlichen Beeinträchtigungen auch zu psychischen Schäden, zu Aggressivität und Kriminalität[31]. Schlechte Lebensbedingungen, so befürchtete Wohleb, könnten die Bevölkerung bei den bevorstehenden Landtagswahlen und bei der Abstimmung über die Verfassung zur Wahlenthaltung anregen. Mit dieser Befürchtung im Nacken wendet er sich am 3. April 1947 an General Pène: „Die Provisorische Regierung glaubt mit Nachdruck darauf hinweisen zu sollen, dass diese Empfindungen einer hungernden Bevölkerung ernste politische Rückwirkungen haben müssen (…). Wenn die Dinge so weitergehen, muss damit gerechnet werden, dass bei dem Volksentscheid über die Verfassung und bei den Wahlen zu dem ersten Landtag noch nicht die Hälfte der Wahlberechtigten ihre Stimme abgeben werden“[32].

Die Unzufriedenheit in der Bevölkerung über ihre Versorgungslage begann in der Tat zu

eskalieren und lässt sich ablesen in den periodischen Lageberichten, die die Kreisverwaltungen und das Innenministerium an die Militärregierung zu erstellen hatten. Die Umlagen an Kartoffeln, Getreide und Vieh seien derart hoch, dass sie in den meisten Fällen nicht erfüllt werden könnten, und für die Bürgermeister sei es eine unvorstellbare Aufgabe, auf die Einhaltung der Abgabepflichten drängen zu müssen[33].

Um grobe Missliebigkeiten zu beseitigen, greift Wohleb auch persönlich in die Auseinandersetzung um die Kartoffelversorgung ein. Im Mai 1947 weist er darauf hin, „dass auf den badischen Bahnhöfen ca. 50 Waggons hochwertige Saatkartoffeln bereit stehen" und er bittet die Militärregierung „ergebenst und dringend" um die Genehmigung, diese im Verhältnis 1 Ztr. : 1 Ztr. umtauschen zu dürfen, „um zu verhindern, dass diese Saatkartoffeln zu Grunde gehen"[34].

Im Zusammenhang mit der Ernährungskrise ist auf ein Memorandum von Carl Diez[35] einzugehen, den die Franzosen am 20. Februar 1946 als verantwortlichen Leiter für Landwirtschaft und Ernährung eingesetzt hatten, der aber bereits am 7. Juni 1946 mit einer ausführlichen Schilderung der Ernährungslage im französisch besetzten Baden seine Demission einreichte. Diez sah eine Katastrophe in der Versorgungslage der badischen Verbraucher und eine Ausdehnung des Schwarzen Marktes voraus[36]. Da ihm die Entlassung nicht gewährt wurde, blieb er bis zu seinem zweiten Demissionsgesuch im November 1946 im Amt.

Die Hintergründe für diese Problematik sind bekannt und in der Literatur behandelt. Die Entnahmen der Franzosen in ihrer Zone standen in keinem Verhältnis zu den vergleichbaren Entnahmen der Engländer und Amerikaner aus ihren Besatzungszonen. Hinzu kam die Tatsache, dass in Südbaden die Zahl der Besatzungsangehörigen zur Zahl der deutschen Zivilangehörigen ungleich höher war als in den anderen Besatzungszonen. In Südbaden sollen auf 1000 Einwohner 18 Franzosen, in Nordbaden auf 1000 Einwohner dagegen nur 2 Amerikaner gekommen sein[37].

Diez verfasste eine ausführliche Denkschrift über die Versorgungslage, die er am 28. Oktober 1946 an den Leiter der Landesverwaltung Alfred Bund für eine Kabinettssitzung übersandte[38]. Hierin werden die deutschen Amtsstellen „als gefügige Werkzeuge der Militärregierung betrachtet, die widerspruchslos alle Forderungen hinnehmen, um ihren Stuhl keinem anderen zu überlassen"[39]. Nach längeren Auseinandersetzungen mit der Militärregierung teilte Pène der Staatskanzlei mit, dass er das Rücktrittsgesuch von Diez angenommen habe und sparte dabei nicht mit heftigen Attacken gegen dessen Ministerium in puncto schwerwiegender Versäumnisse und organisatorischer Fehler auf den Gebieten der Ernährungswirtschaft. Diez zog sich gekränkt an den Bodensee zurück und verfasste dort am 10. Oktober 1953 ein Memorandum mit dem Titel „Feststellungen zur südbadischen Politik", das er an mehrere prominente Politiker verschickte[40]. Hierin wird Leo Wohleb als „zwielichtiger Staatsmann" bezeichnet; der erste Versuch, im Rahmen des Möglichen der französischen Ausplünderungspolitik in Baden der Jahre 1945 bis 48 Widerstand entgegenzusetzen, sei an Wohlebs Haltung gescheitert, der jeden seiner Mitarbeiter fallen gelassen habe, so es die Franzosen wünschten[41].

Die von Diez gegen Wohleb erhobenen Vorwürfe erinnern an Theodor Eschenburgs Urteil über den Badischen Staatspräsidenten[42]. Als Beweismaterial hierfür erweisen sie sich jedoch als untauglich. Martin Stingl weist auf das Spannungsverhältnis zwischen Diez und Wohleb aus der Zeit der Parteigründung der BCSV hin sowie auf die Tatsache, dass Wohleb Staatspräsident zu einem Zeitpunkt wurde, als Diez bereits demissioniert hatte[43].

Nach der Entlassung von Diez traten Anton Dichtel als Leiter des Staatskommissariats für Ernährung sowie Anton Hilbert als Staatssekretär des verkleinerten Landwirtschaftsministeriums an die Verwaltungsspitze. Die kontroverse Auseinandersetzung mit der Besatzungsmacht in Sachen Ernährungssituation ging auch unter ihnen weiter. Die Kontrahenten gingen unverändert von unterschiedlichen Schätzungen und Berechnungen aus. Bitten um Herabsetzung der Entnahmen für die Besatzungstruppen wurden abgelehnt, und es kam zu zwangsweisen Erfassungsmaßnahmen im Bereich der Kartoffelversorgung[44]. Die Folge dieser Vorgehensweise war ein ge-

meinsames Entlassungsgesuch von Dichtel und Hilbert am 3. Mai 1947.

Die schwere Versorgungskrise veranlasst Leo Wohleb am 10. Mai 1947 den Rücktritt der Provisorischen Regierung zu erklären. Mit seinem Schreiben an Pène beschreibt der Staatspräsident mit klaren Worten die Ernährungsmisere seines Landes und nennt entscheidende Gründe hierfür: Die Herabsetzung der Entnahmen für die Ernährung der Besatzung durch Lieferungen von Fleisch wurde nicht gebilligt, die Zahl der zu ernährenden Zivilpersonen im Gefolge der Besatzungstruppen wurde nicht herabgesetzt, der Provisorischen Regierung wurde der Einfluss auf die Verwendung und Verteilung der Industrieproduktion und der daraus gelösten Devisenbeträge versagt. Darüber hinaus wurde es der Provisorischen Regierung untersagt, diesbezügliche Teile des staatlichen Haushaltsplanes dem Parlament bekanntzugeben. Vorschläge der Provisorischen Regierung zur Überwindung der Ernährungsnot wurden von der Militärregierung als undurchführbar abgelehnt, stattdessen wurden Regierungsmitglieder der Sabotage bezichtigt. Die Provisorische Regierung musste auf Anordnung der Militärregierung gefasste Beschlüsse ändern und Entscheidungen treffen, die nicht ihrem freien Willen entsprachen[45].

Der Inhalt der Rücktrittserklärung verdeutlicht die Widersprüchlichkeit zwischen den juristischen Vorgaben der Besatzungsmacht und ihrer Umsetzung in der Praxis[46].

Die einstimmig gefasste Rücktrittserklärung wurde von der Besatzungsmacht nicht angenommen. Ihr Text formuliert in klaren Worten den Standpunkt der einzelnen Fraktionen. Dies widerspricht dem gegen Wohleb erhobenen Vorwurf, mit der französischen Besatzungsmacht zu weich und nachgiebig umgegangen zu sein.

Die Ernährungssituation blieb noch lange prekär. Sie nimmt in den Parlamentsansprachen Wohlebs breiten Raum ein und zeigt spürbare Verbesserungen erst nach 1948. Noch am 23. April 1948 wird in der Zeitung „Die Freiheit“ behauptet, dass die Lebensmittelversorgung eines KZ-Häftlings in Buchenwald 1944–1945 mit einer täglichen Kalorienzahl von 1675 gegenüber den 805 Kalorien eines Durchschnittskonsumenten von 1947 lag[47].

Die Auseinandersetzung um den Aufbau eines neuen Schulsystems

Wohlebs Haltung gegenüber der Besatzungsmacht kommt weiter in der Auseinandersetzung um den Aufbau eines neuen Schulsystems zum Ausdruck.

Sich dem Aufbau der Schulen zu widmen, ihrer Organisation Sorge zu tragen und sie mit einem neuen sittlichen Geist zu erfüllen, waren die Motive, die Wohlebs Arbeit beim Aufbau der Verfassung begleitet haben: „Die Jugend ist in Ehrfurcht vor Gott, in der Liebe zu Volk und Heimat, im Geiste der Friedens- und Nächstenliebe und der Völkerverständigung zu sittlicher und politischer Verantwortung, zu beruflicher und sozialer Bewährung und zu freiheitlicher demokratischer Staatsgesinnung zu erziehen“ (Art. 26 Badische Verfassung) Begabten Kindern unbemittelter Eltern ist der Besuch höherer Schulen aus öffentlichen Mitteln zu erleichtern. „Jeder junge Mensch hat seiner Begabung entsprechend ein Recht auf Bildung und die Pflicht zur Bildung“ (Art. 13 Badische Verfassung). Bereits 1945/46 zeigt Wohleb pädagogische Grundgedanken der Volksschulerziehung auf, die der Ideenwelt Heinrich Pestalozzis sehr nahe stehen. Menschenbildung vollzieht sich für Wohleb wie für Pestalozzi im engeren Kreis und für beide gilt das Prinzip der Nähe als Ausgangspunkt zum Fernen. Je familienhafter sich das ganze Leben gestaltet, umso echter und sittlicher ist es. „Die neue Schule“, heißt es bei Wohleb, „muss eine Vorbereitung sein für die Volksgemeinschaft, die natürliche Menschenrechte wieder als Grundlage des friedlichen Zusammenlebens fordert, die sittliche Pflichten als Lebensnotwendigkeiten wieder in den Vordergrund stellt, die natürliches Selbstbewusstsein erzieht mit der gebotenen Achtung vor der Leistung anderer Völker (…), die neue Schule muss wieder Zeit haben, den Unterricht zum Erlebnis zu gestalten“[48].

Die Hoffnung der aus den Landtagswahlen vom 18. Mai 1947 legitim hervorgegangenen Regierung auf Kompetenzerweiterung hatte sich zunächst nicht erfüllt. Die Verordnung Nr. 95 vom 9. Juni 1947 überlässt der Militär-

regierung in allen Bildungsfragen die höchste Autorität. Am 1. Oktober 1947 wurde Leo Wohleb mitgeteilt: „Die Militärregierung hat die Pflicht, mit besonderer Sorgfalt über die Umerziehung des deutschen Volkes zu wachen. Diese ihr zufallende Aufgabe führt sie dazu, ihre Kontrolle hinsichtlich der Demokratisierung besonders auf dem Gebiete des Erziehungswesens auszuüben. Aber ihre Arbeit beschränkt sich nicht auf dieses Kontrollrecht. Die Militärregierung muss auch die Landesbehörden beraten, ihre Entscheidungen beeinflussen und jedes Mal, wenn sie ihr Einschreiten für notwendig erachtet, die Initiative ergreifen“[49].

In die Pflicht genommen sah sich Raimond Schmittlein, der Leiter der Direction de l'Education Publique, der mit einer Reform des Schulsystems den Durchbruch zur Demokratisierung in der französischen Besatzungszone anstrebte[50]. Die Schule, so Schmittlein, habe die Aufgabe, „die Jugend zu befreien von den Ketten der Disziplin, die ihr Urteil zerstören, zu befreien von wagnerischen Alpträumen, die ihre Fantasie vergiften, der Jugend verständlich zu machen, dass ihr der Nationalsozialismus künstlich auferlegt wurde durch romantische Schriftsteller und preußische Militärs“[51].

Mit einer veränderten Lehrerausbildung und einem reformierten Gymnasium sollte dieses Ziel erreicht werden. Bei beiden Reformen handelt es sich um die Übernahme der französischen Bildungs- und Erziehungspraxis. Während die Reform der Lehrerausbildung weitgehend den Vorstellungen Wohlebs entsprach, trat er bei der Reform der Gymnasien den Bestrebungen Schmittleins in wesentlichen Punkten entschieden entgegen:

Bei der Lehrerausbildung ging Schmittlein von dem Modell der „Normalschule“, der sog. „Ecole normale“ aus, die auf das Abitur verzichtete, einen erfolgreichen Volksschulabschluss verlangte, eine vierjährige Ausbildung an einem Pädagogium beinhaltete und sich am Lehrplan der höheren Schule orientierte. Daran schloss sich ein zweijähriges Studium an einer pädagogischen Akademie an[52]. Um die Kinder von Arbeiter- und Bauernfamilien zu fördern, sollte der Unterricht unentgeltlich sein[53]. Die Normalschule mit Seminartradition war in Baden nicht unbekannt. Sie greift zurück in das 18. und 19. Jahrhundert, und Leo Wohleb spricht ähnliche Gedanken bereits 1945/46 aus: „So sehr eine wissensmäßig den Akademikern nahe kommende Ausbildung für den Volksschullehrer von Nutzen sein kann und konnte, war ich innerlich nie ganz von der Notwendigkeit dieser Ausbildung überzeugt. Wie viele hervorragende Lehrer der letzten Jahrzehnte hätten nicht Lehrer werden können, wenn das Studium gefordert worden wäre“[54]. Damit schien die zukünftige Lehrerbildung, in der Schmittlein den Schlüssel für eine nachhaltige Umerziehung sah, festgeschrieben. Doch es ergaben sich erhebliche Probleme in der Frage der Konfessionalität der Anstalten. Regierung und Kirche wollten die konfessionelle Lehrerbildung, die Franzosen beharrten auf deren Nichtkonfessionalität[55]. Im Rahmen eines lang anhaltenden Streites, in dem schon das Wort vom „Kulturkampf um die Lehrerbildung“ die Runde machte, nahm Wohleb eine Sonderstellung ein. In einer von Ministerialdirektor Fleig verfassten Schrift[56] heißt es, Wohleb habe in der ganzen „Frage von Anbeginn an die eine und gleiche Haltung eingenommen, dass er, soweit es die technischen Voraussetzungen gestatten, die badische Verfassung bezüglich der Lehrerbildung im vollen Sinn und Ausmaß“ nach Artikel 28 durchzuführen gedenke. Der Passus „überlieferter badischer Sinn“ bedeute gleichzeitig konfessionelle und simultane Ausbildung, worauf es im Ergebnis auch hinauslief[57]. Wohleb hatte die Forderung seiner Partei nur ansatzweise erfüllt und sich als liberaler Schulpolitiker und Gegner einer prinzipiellen Konfessionalisierung in der Lehrerbildung durchgesetzt. Ob er sich mit seiner Haltung Nordbaden gegenüber keinen „klerikalen Anschein“ geben wollte[58], bleibt Spekulation. Kritiker räumen ihm gegenüber aber ein, in der Frage der Lehrerbildung der Opposition näher gestanden zu haben als der eigenen Partei[59].

Die Reform des Gymnasiums war Schmittleins zweites Projekt im Rahmen seiner Vorstellung von Rééducation. Sie orientierte sich wie das Projekt der Lehrerbildung ebenfalls am französischen Vorbild und war ausgerichtet auf die Bereiche der Pädagogik, der Umerziehung und der allgemeinen Gesellschaftspolitik[60].

Die Landesregierungen der Französischen Besatzungszone reagierten auf diese Reformvorschläge unterschiedlich. Während Württemberg-Hohenzollern auf Zeit spielte und Rheinland-Pfalz eine Annäherung der jeweiligen Positionen suchte, fühlte sich die badische Kultusverwaltung herausgefordert[61]. Verwunderlich war das nicht, bekleidete doch in Freiburg ein Pädagoge das höchste Staatsamt und noch dazu ein Altphilologe. Das folgende Schreiben Wohlebs an die Militärregierung aus dem Jahre 1947 ist Ausdruck seines kritischen und besonnenen Umgangs mit dieser.

„Die Landesregierung erkennt dankbar an, dass die Militärregierung das kulturelle Leben in weitgehendem Maß fördert. Die Militärregierung hat der Landesregierung die Anregung übermittelt, eine Reform des höheren Schulwesens vorzunehmen. Die Vorschläge der Militärregierung würden, falls sie in vollem Umfang verwirklicht werden, das ganze, an sich bewährte Schulsystem umwälzen und auf eine völlig neue Basis stellen. Bei aller Loyalität gegen die Militärregierung möchte die Landesregierung doch der Ansicht Ausdruck geben, dass so weitreichende Eingriffe in das Schulwesen, wie sie die Anregung der Militärregierung vorsehen, durch die Tatsache der bedingungslosen Kapitulation allein schwer begründet werden können, da hier weder die Sicherheit der Alliierten noch die Erziehung des deutschen Volkes zu Gedanken des Friedens und der Demokratie auf dem Spiele stehen. Das Schulwesen in Baden war immer demokratisch, der Zugang zur Höheren Schule stand jedem Kind offen, und seit Jahrzehnten rekrutierten sich die Schüler der Höheren Schulen aus allen Bevölkerungsschichten.“[62]

In der 11. Sitzung der Landesregierung vom 30. Oktober 1947 bedauert Wohleb, „dass gerade in den Zeiten der Verwirrung mit der Schule Experimente gemacht werden, die der geordneten Unterrichtserteilung und der Erziehung der Jugend größte Einbuße bringen (…). In der Nazizeit gelang es, das humanistische Gymnasium zu erhalten, nun aber soll es endgültig zerschlagen werden“[63].

In einer Denkschrift über „Die soziale Gestaltung der Schule“ setzt sich das Badische Ministerium des Kultus und Unterrichts mit der Schulreform auseinander[64]. Paul Fleig[65] entwirft in ihr Gedanken über Fragen der Chancengleichheit, über Erfordernisse der Demokratisierung, über den Zeitpunkt des Schuleintritts in die weiterführende Schule und u. a. über den Zeitpunkt der Wahl der Fremdsprachen und den Zeitpunkt ihrer Gabelung. Es sind die Gedanken, die die deutsche Schulpolitik noch heute begleiten.

Die Denkschrift Fleigs ist Ausdruck der Ablehnung des französischen Reformvorschlags durch die Landesregierung. Sie konnte die Übernahme des zentralen Abiturs 1946/47 mit der Wertung nach Punkten nicht verhindern, wehrte sich nunmehr aber umso entschlossener gegen den Gedanken der Einheitsschule. Die Zeit arbeitete dabei für die Regierung Wohleb. Schmittlein war nicht der alleinige Entscheidungsträger in Sachen Schulpolitik. Er hatte Widersacher in Paris, Rivalen in Baden-Baden und seine Anordnungen wurden nicht immer in den Kreisen und Gemeinden befolgt[66]. Immer mehr Landesgouverneure meldeten sich als Fürsprecher deutscher Kritiker zu Wort[67]. Besonderer Gegner der Schmittleinschen Reform war der Délégué Supérieur Pierre Pène, der die Kontrollratsempfehlung als nicht bindend und im Widerspruch zu Bidaults Richtlinien bestehend bezeichnete. Der Regierung Wohleb war damit ein Spielraum gegeben, den auszunutzen sie bereit war, indem sie selbständig und ohne Risiko Veränderungen in der Lehrerausbildung vornahm. Die Entwicklung der Außenpolitik und das Besatzungsstatut brachten das Aus für die französischen Reformpläne[68]. Übrig geblieben waren das Zentralabitur und die Einführung des Französischen als erste Fremdsprache.

Badische „Aussenpolitik“ und deutsch-französische Annäherung

Die Geschichte des deutsch-französischen Rapprochement nach 1945 ist eng mit dem Namen des badischen Staatspräsidenten verbunden. Den Grundstein erster „außenpolitischer“ Erfolge legte er mit seinen Verhandlungen 1948 und 1949 in Paris, die vor dem

Hintergrund der Neuorientierung Frankreichs zu sehen sind.

Frankreich war gegen Ende der Vierziger Jahre zu der Erkenntnis gekommen, „eher durch Ausgleich als durch Zwang seine eigene Sicherheit gegenüber Deutschland zu gewährleisten“[69].

Durch die politische Entwicklung in Europa wurde Frankreich klar, dass eine Politik der völligen Unabhängigkeit nicht mehr möglich war und die Franzosen begannen sich der angloamerikanischen Position zu nähern. Bidaults Reaktion auf die Londoner Empfehlungen macht dies deutlich: „Was wir jedoch nicht mit den anderen machen, das werden sie ohne uns tun. Es wird uns der Boden entzogen, und wir stehen mit leeren Händen da“[70]. Dass die Entwicklung Deutschlands auf einen Weststaat hinauslief, konnte auch den Franzosen nicht verborgen bleiben; mit der sich abzeichnenden föderalen Struktur dieses Staates hatten sie aber immerhin ein „Kernziel“ ihrer Deutschlandpolitik erreicht[71].

Erste Gedanken einer deutsch-französischen Schicksalsgemeinschaft reichen in die Vorkriegszeit. In einer Denkschrift der 4. Abteilung des Generalstabs aus dem Jahre 1945 heißt es, es gelte den Deutschen „nicht zur Verzweiflung zu treiben, sondern ihm vielmehr Wege zu öffnen, auf denen er hoffen kann, sich zu entfalten[72]. Es werden Vorstellungen von einem künftigen Europa geboren, in dem alle Nationen einen Teil ihrer Souveränität abgäben[73]. Emanuel Mounier, Herausgeber der linkskatholischen Zeitschrift „Esprit“, gründete 1948 ein „ französisches Komitee für den Austausch mit dem neuen Deutschland“, in dem Frankreich sich für die Zukunft Deutschlands mitverantwortlich fühlte.[74] Im selben Jahr schreibt Wohleb in den „Nouvelles de France“: „Der Unionsgedanke allein kann uns in letzter Stunde retten. Die Sternstunde der Europäischen Union ist gekommen. Wir halten Ausschau nach Freunden, die mit Hand anlegen, und wir schauen mit besonderer Aufmerksamkeit nach dem großen Französischen Volk, mit dem uns eine enge Nachbarschaft verbindet, die für immer eine gute Nachbarschaft sein soll“[75].

Es gab allerdings auch andere Tendenzen französischer Besatzungspolitik, die nicht übersehen werden dürfen. Sie ergaben sich aus der unterschiedlichen Ausgangsbedingung. Frankreich wurde erst verspätet als vollwertige Besatzungsmacht anerkannt, war auf diese Aufgabe weniger vorbereitet und entwickelte unterschiedliche Konzepte für die Besatzungszone[76].

Der Handlungsrahmen für die badische Landesregierung war durch die Verordnung Nr. 95 vom Juli 1947[77] abgesteckt und enthielt die Befugnisse aller Regierungen in der Französischen Zone. Die zahlreichen Einschränkungen regelte vor allem der Generalvorbehalt in Art. 6, nach dem Gesetze und Verordnungen der deutschen Regierungen erst nach Genehmigung durch den französischen Oberbefehlshaber verkündet werden durften[78].

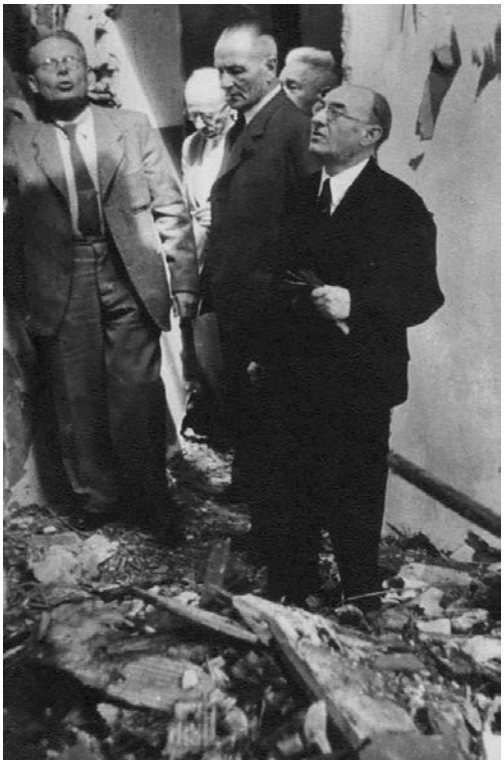
Bei einer solchen Rechtslage ist es erstaunlich, wenn Wohleb ein Jahr nach dem Inkrafttreten der Verordnung die außenpolitische Bühne betreten darf. Der Hinweis auf die historische Großwetterlage mit dem sich immer deutlicher abzeichnenden Kalten Krieg ist auch hier gerechtfertigt[79].

Ein solcher Schritt hatte auch vor der deutschen Öffentlichkeit Klärungsbedarf. Wohleb definierte seine Vorstellung von einer „badischen Außenpolitik“ bereits zum Jahresbeginn 1946: „Friedliches Zusammenleben mit unserem deutschen Nachbarn und ebenso großen Nachbarstaat Frankreich wie der angrenzenden Schweiz heißt „badische Außenpolitik“. Seit alten Zeiten bestehen die kulturellen Fäden. Jetzt gilt es, sie zu verstärken. Wir müssen in ganz anderer Weise zusammenkommen, als es noch heute der Fall ist“[80].

In der Regierungserklärung vom 5. August 1947 fällt der erwartungsvolle Satz, von Frankreich, „der Mutter der Volksrechte, Zugeständnisse auf dem schweren Weg der Schaffung einer Demokratie zu erhalten“[81].

Richtungsweisend für die kommenden Monate war die Rede des für deutsche und französische Angelegenheiten zuständigen Staatssekretärs Pierre Schneiter am 25. Januar 1948 in Freiburg. Schneiters Rede und Wohlebs Antwort darauf widerspiegeln in zentralen Grundsatzfragen „erstaunliche Übereinstimmungen“[82].

Schneiter verkündet die französische Absicht, der Badischen Regierung einen immer größer werdenden Anteil an der Verwaltung



Leo Wohleb mit Reg. Dir. Mayer Stadtarchiv Kehl

zukommen zu lassen. Die materiellen Schwierigkeiten werden eingeräumt, aber man dürfe nicht vergessen, dass diese Schwierigkeiten die Erbschaft der Niederlage und „die Konsequenz der Zerstörung darstellen, die durch die verbrecherischen Unternehmen des Hitlerregimes entstanden sind." Mit der etappenweisen Übergabe der Befugnisse an die Landesregierung habe sich der Charakter der Besetzung geändert[83].

Schneiter erläutert dann die föderalistische Auffassung Frankreichs, die er nicht als „systematische Zerstückelung oder Schwächungspolitik, sondern als eine Lösung der Vernunft und der Weisheit" verstanden haben möchte, die einem dezentralisierten Deutschland in einem sich wieder aufrichtenden Europa die Möglichkeit bietet, seine Bedürfnisse zu befriedigen und an der Beseitigung der angerichteten Schäden Anteil zu nehmen[84].

Wohleb, der eine weitgehende Übereinstimmung beider Regierungen in den großen politischen Fragen feststellt, spricht sich für einen „föderalistischen Aufbau Deutschlands und für enge Beziehungen zu den westlichen Nachbarmächten, insbesondere zu Frankreich aus" und wirbt für Vertrauen. Es gelte alle Anstrengungen zu unternehmen für den wirtschaftlichen und sozialen Wiederaufbau des Landes und für die moralische Gesundung des Volkes[85].

Die Freiburger Gespräche mit Pierre Schneiter enden mit einer Einladung an den badischen Staatspräsidenten für die Zeit vom 26.–29. April 1948.

Wohleb hatte sich mit drei Denkschriften auf die Parisreise vorbereitet:

1. Über die Wünsche der Badischen Landesregierung in Bezug auf die allgemeine Politik und Verwaltung des Landes Baden
2. Über die Denazifizierung
3. Über die Behandlung des Kehler Hafens und der Stadt Kehl

Die in den Gravamina vorgelegten Fakten belegen bei aller Loyalität auch den Freimut des Staatspräsidenten. Mit klaren Worten spricht er die mangelhafte Ernährung und die daraus resultierende Unzufriedenheit der Bevölkerung an. „Während ein großer Teil der Bevölkerung tatsächlich hungerte, musste die Bevölkerung gleichzeitig sehen, dass die Organe und Angehörigen der Besatzung verhältnismäßig reichlich gut ernährt wurden, und zwar zum größten Teil aus den Erträgnissen des Landes." Besonnenheit und Kritik gegenüber der Besatzungsmacht kommen in der ersten Denkschrift zum Ausdruck: Verständnis für eine angemessene Ernährung der Besatzungsangehörigen, aber bei gleichzeitiger Verpflichtung, „für die Wohlfahrt der ihr unterworfenen Völker zu sorgen", Verständnis für eine angemessene Unterbringung der Besatzungsmacht und ihrer Organe, aber bei Wahrung der Grenzen.[86]

In der Denkschrift beklagt Wohleb, dass die Erfassungsmaßnahmen mit äußerster Strenge durchgeführt werden, dass ständig Kommissionen durch das Land reisen, um die Landwirte zu kontrollieren, dass diese zum Teil drakonisch durchgeführten Maßnahmen zum größten Teil der Besatzungsmacht zugute kommen, während ein großer Teil der Bevölkerung nach wie vor hungern muss. Wirt-

schaftliche Probleme werden angesprochen, die Holzbewirtschaftung und die Maschinenentnahme[87].

Diplomatisch formuliert Wohleb die Forderung der Trennung von Kontrolle und Verwaltung als Voraussetzung für einen Neuaufbau auf föderalistischer Grundlage. Die Badische Landesregierung habe die Autorität und Rechtmäßigkeit der Militärregierung nicht nur innerlich anerkannt, sondern dies auch in der Öffentlichkeit bekundet. Sie habe volles Verständnis dafür gehabt, dass diese Trennung während einer gewissen Übergangszeit nicht durchgeführt werden konnte. Sie habe diese Tatsache aber „als eine sehr starke Belastung ihrer Politik gegenüber der Bevölkerung empfunden, dass sie bis in die letzte Zeit unter einer Bevormundung stand, die die Unterschiede von Kontrolle und Verwaltung nahezu völlig verwischte“[88]. Eine zu starke Aufsicht und Bevormundung erschwere die Arbeit der Regierung und beeinträchtige ihre Autorität, ohne die die Prinzipien der Demokratie nicht durchführbar seien.

Die zweite Denkschrift brachte die Wünsche der Badischen Regierung in der Denazifizierungsfrage zum Ausdruck. Sie beinhaltete eine Herabmilderung der Sühnemaßnahmen, die vor dem Erlass des Säuberungsgesetzes ergingen, die Verordnung Nr. 133 der Militärregierung durch weitere Ausführungsbestimmungen wirksamer zu gestalten und den Staatskommissar für die politische Säuberung zur Vermeidung unnötiger Härten größere Selbständigkeit einzuräumen[89].

Die dritte Denkschrift befasste sich mit der Stadt und dem Hafen von Kehl, die zu dieser Zeit immer noch von den Franzosen besetzt waren.

In seinem Bericht vor dem Badischen Landtag am 14. Mai 1948 kommt Wohleb zu einer positiven Bewertung seiner Parisreise. In den Fragen politischen und administrativen Charakters seien die Franzosen zu einer gewissen Zurückhaltung gegenüber den badischen Wünschen gezwungen gewesen. Verhandlungen der Westmächte über ein Besatzungsstatut könnten noch im Laufe des Jahres erlassen werden. Die Militärregierung müsse sich aber nach wie vor das Recht vorbehalten, gewisse Maßnahmen im Hinblick auf die Sicherheit Frankreichs anzuordnen. Bezüglich

Leo Wohleb mit Bürgermeister Friedrich Stephan aus Kehl (12. 7. 1945–30. 6. 1951) Stadtarchiv Kehl

der Ernährung wurden Verbesserungen in Aussicht gestellt, doch könnten die Entnahmen für die Armee vorerst nicht wegfallen. Deutschland müsse sich in Folge der allgemeinen schwierigen Lage mit einem gewissen Übergangsregime abfinden.

Entrüstet reagierten die Abgeordneten auf die Mitteilung, dass Baden im Gegensatz zu anderen deutschen Ländern keine übergroße Zahl von Flüchtlingen beherberge, worin ein gewisser Ausgleich zu der starken Belegung mit Militärpersonen und Besatzungsangehörigen gesehen werden könne. Die Maschinenentnahme wurde von Staatssekretär Schneiter als eine Konsequenz des von Deutschland verschuldeten Krieges bezeichnet, die Holzentnahmen als Ersatz für die Verwüstung des französischen Waldes unter der deutschen Besatzung. Der Marshall-Plan ließe diesbezüglich eine Änderung zu Gunsten Deutschlands erhoffen.

Im weiteren Verlauf der Debatte erkannte der Landtag die Bemühungen der Regierung an, forderte sie aber zu weiteren Verhandlungen auf, um bessere Resultate zu erzielen[90].

Während Wohleb im atmosphärischen Gewinn der Reise einen wichtigen Fortschritt sieht, ist das Echo der Landtagsabgeordneten eher zurückhaltend und die über Rundfunk und Presse informierte Öffentlichkeit enttäuscht[91].

Im Rahmen der sich abzeichnenden Weichenstellung für einen westdeutschen Bundesstaat schienen sich neue Hoffnungen für eine größere Selbständigkeit der Badischen Regierung aufzutun. In diese Hoffnung platzte die folgenschwere Note der Militärregierung vom 31. Juli 1948 über die Fortsetzung der Demontage badischer Fabriken, die Wirtschaftsminister Lais als Sprecher der Regierung vor dem Landtag zu einer bedeutenden und aufsehenerregenden Erklärung veranlasste: „Sollte mit dieser Demontage auch noch ernst gemacht werden, dann bleibt uns, die wir der reinen Macht überantwortet sind, nichts übrig als der Appell an das öffentliche Gewissen der Welt, der Appell und die Berufung auf das ewige unveräußerliche Recht auch der Besiegten, ein Leben in menschlicher Würde und Freiheit führen zu dürfen … Verlangt man von uns einen Beitrag zu einem europäischen Wiederaufbau – und wer wollte behaupten, dass der wirtschaftliche und der politische Wiederaufbau Europas ohne Deutschland möglich wäre – dann sollte man wissen, dass es nur *eine* Solidarität geben kann. Eine Solidarität, in der einem Teil einseitig untragbare Opfer auferlegt werden, gibt es nicht. Auf das politische Klima wird es also wesentlich ankommen, wenn Europa gesunden soll. Mit einem System einseitiger ewiger Servitute kann man keine neue Welt aufbauen“[92].

Diesem Protest schloss sich der Landtag mit den Stimmen aller Fraktionen an. Am 26. August 1948 trat die Regierung zurück, blieb aber geschäftsführend im Amt. Am 22. Februar 1949 wurde die zweite Regierung Wohleb gebildet, die letzte des Landes bis zum Überleitungsgesetz 1952.

Am 19. Mai 1949 trat Wohleb in Begleitung von Karl Person und Anton Dichtel seine zweite Parisreise an. Inzwischen hatte Robert Schuman die französische Außenpolitik übernommen. Mit ihm spricht Wohleb über alle „schwebenden politischen Fragen (…) in aller Aufrichtigkeit und rücksichtsloser Offenheit“. In diesem vertrauensvollen Verhältnis, schreibt er nach seiner Rückkehr in Freiburg, sehe er „ein glückliches Unterpfand für alle deutsch-französischen Beziehungen, von denen der Schlüssel Europas abhängt“.[93] Schuman hatte diverse Diskussionen über eine beabsichtigte Annektierung sowohl der Stadt Kehl als auch des Kehler Hafens durch Frankreich entschieden dementiert. Beigetragen dazu hatte die Tatsache, dass die Engländer und Amerikaner im Rahmen der Besatzungsstatut-Konferenz eine gewisse Opposition gegen jeden Versuch Frankreichs zeigten, auf dem rechten Rheinufer Fuß zu fassen. Im April 1949 führte das veränderte außenpolitische Klima zu einem Abkommen, das die Räumung der Stadt durch Frankreich innerhalb von vier Jahren in Aussicht stellte. Das schwierige Hafenproblem sollte notfalls in einem Friedensvertrag geregelt werden. Die endgültige Räumung Kehls geschah 1953.

François-Poncet spricht in seinem Schreiben an Wohleb die Hoffnung aus, ein ähnlicher Geist der Konzilianz, der Vernunft und des guten Willens werde auch künftig die deutsch-französischen Beziehungen bestimmen: „Vous y avez contribué pour une part essentielle et d’une manière que vous fait le plus grand honneur.“[94]

Anmerkungen

* Mein besonderer Dank gilt Herrn Bernhard Adler, Pfarrer i. R./Hegne, Herrn Dr. Franz Götz, Kreisarchivar i. R./Singen sowie Herrn Dr. Jürgen Klöckler, Stadtarchivar/Konstanz für ihre wertvollen Hinweise und Anregungen bei der Erstellung dieser Arbeit.

1 André François-Poncet, geb. am 13. Juni 1887 in Provins (Seine et Marne), gest. am 8. Januar 1978 in Paris. Französischer Hoher Kommissar 1949 bis 1953, 1953 bis 1955 Botschafter in Berlin.

2 Schwarzwälder Bote vom 26. Mai 1951. Vgl. auch Hermann Kopf, In Memoriam Leo Wohleb, in: Humanist und Politiker, Gedenkschrift zu seinem 80. Geburtstag am 2. September 1968 (Hg.: Maier, Hans/Weinacht, Paul-Ludwig), Heidelberg 1969.

3 Badische Zeitung vom 5. Juli 1947.

4 Erklärung nach der Wahl zum Staatspräsidenten am 24. Juni 1947.

5 Eduard Lais schildert seine Bedenken, das ihm von Wohleb angetragene Amt eines Wirtschaftsministers anzunehmen: „Es war damals nicht jedermanns Sache, in der Rolle eines Ministers dem Verdacht ausgesetzt zu sein, … ‚Handlanger der Besatzungsmacht zu spielen‘“. Eduard Lais, Streiflichter auf das Wirtschaftsgeschehen im Lande Baden, in: Humanist und Politiker, S. 83.

6 Staatsarchiv Freiburg, Nachlass Wohleb (im Folgenden: StAF NL Wohleb) Nr. 93.

7 Peter Fäßler, Badisch, Christlich und Sozial, Zur Geschichte der BCSV/CDU im französisch besetzten Land Baden (1945–1952), S. 14.

8 Frank R. Willis, The French in Germany 1945–1947, Stanford 1962, S. 190.
9 P. Fäßler, a. a. O., S. 75.
10 Jürgen Klöckler, Der Traum vom Staat der Alemannen – Stammesföderalistische Neugliederungskonzepte nach 1945, Freiburg 1995, in: Alemannisches Jahrbuch S. 540.
11 „Seine politische Einstellung vor 1931 scheint gegnerisch gewesen zu sein, da er noch im Jahre 1931 dem Zentrum beitrat und dessen Mitglied bis 1933 blieb. Aus dieser Einstellung heraus konnte Wohleb der NSDAP bei der Machtübernahme nicht beitreten, so dass er auch heute noch nicht Parteigenosse ist. Er bejaht heute wohl den nationalsozialistischen Staat, scheint dies aber lediglich aus Notwendigkeit und Klugheitsgründen zu tun. Der nationalsozialistischen Weltanschauung gegenüber zeigt er sich verstehend und freundlich, lehnt sie aber innerlich ab. Wohleb gehört heute noch dem katholischen Akademikerverband an, ist Kirchgänger und bezieht regelmäßig die katholische Zeitschrift „Der katholische Gedanke". Seine charakteristische Haltung kommt mehr einer jesuitischen Gewissenheit gleich, ist oft kalt berechnend und zeigt sich nur bei wenigen Gelegenheiten offen und ohne Berechnung. (…) Im ganzen gesehen ist Wohleb eine starke Persönlichkeit, die es verstanden hat, den Lehrkörper seiner Schule unter seine Führung zu bringen. Sein Einfluß auf die gesamte Schule kann infolge seiner politischen und weltanschaulichen Haltung und Einstellung nicht als ungefährlich angesehen werden, so dass er im Gesamtbild nur als bedenklich beurteilt werden kann." Archives de l'Occupation Francaise en Allemagne et en Autriche, Dossier Bade (im Folgenden: AdO BADE) 1975.
12 Verhandlungen der beratenden Versammlung des Landes, 1. Sitzung, 22. November 1946.
13 Richtlinien der Militärregierung vom 13. Dezember 1946, StAF C 1/1 Nr. 412.
14 Gottfried Gollasch, „Wohlebs badische Außenpolitik. Sein Beitrag zur deutsch-französischen Annäherung" in: Gelb-rot-gelbe Regierungsjahre S. 202. Nach Gollasch wurde bis 1947 von 31 Anträgen für 9 die Genehmigung erteilt.
15 StAF C 5/1 Nr. 3127/1.
16 Ebenda.
17 StAF C 1/1 Nr. 317.
18 Unterpräfekt Gabriel Daty am 13. 12. 1946, StAF C 5/1 Nr. 642.
19 StAF NL Wohleb Nr. 125.
20 StAF NL Wohleb T1 I/1 Nr. 27.
21 Ebenda.
22 AdO BADE 302.
23 StAF C 5/1 Nr. 3468.
24 Schreiben der Délégation Supérieure de Bade vom 21. Mai 1948 in einer „Note pour Monsieur le Gouverneur „, AdO BADE 293 ohne Unterschrift.
25 „Je me permets de croire qu'il serait nécessaire qu'avec l'installation du Landtag, et l'application de la constitution, tous les services du Gouvernement Militaire admettent des discussions loyales avec les Badois, ce qui peu être fait, quitte à être extrêmement sévère, mais juste, en regard d'une mauvaise foi.
Nous ne sommes plus en 1945, et il faut bien se rendre compte que le Landtag ne pourra pas être muselé et que nous ne pourrons pas empêcher certaines critiques qui peuvent être discutées et même réduites si l'on reste sur le terrain des faits mais qui s'envenimeront si l'on est sur le terrain des relations personnelles discourtoises" (Schreiben der Délégation Supérieure de Bade vom 21. Mai 1948, a. a. O.).
26 Eduard Lais, a. a. O. S. 103.
27 StAF NL Wohleb I/1 Nr. 24.
28 Peter Fäßler, in: Wolfrum/Fäßler/Grohnert: Krisenjahre und Aufbruchszeit, München 1996, S. 216.
29 AdO BADE V 296.
30 Lagebericht für den Monat März 1947 des Badischen Ministeriums des Innern vom 25. Mai 1947.
31 Vgl. Peter Fäßler, a. a. O. S. 224.
32 StAF C 5/1 Nr. 928.
33 AdO BADE V 296; vgl. auch Martin Stingl, Der „Kartoffelkrieg". Das Verhältnis zwischen deutscher Landesverwaltung und Besatzungsmacht in (Süd-)Baden während der Ernährungskrise 1946/47, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO) Bd. 149, 2001 S. 486.
34 AdO BADE V 296.
35 Carl Diez, geboren am 8. 1. 1877 in Öhningen, gestorben am 24. 6. 1969 in Radolfzell, hatte sich durch seine unbescholtene Vergangenheit, durch sein mutiges Auftreten gegen den Nationalsozialismus und nicht zuletzt durch seine Fachkompetenz als Landwirt empfohlen (vgl. Reiner Haehling von Lanzenauer in: Baden-Württembergische Biographien Band III, Stuttgart 2002, S. 32–34).
36 StAF C 5/1 Nr. 5283/2; vgl. auch Martin Stingl, a. a. O. S. 447.
37 Vgl. Edgar Wolfrum, Französische Besatzungspolitik in Deutschland unter alliierter Besatzung 1945/55, hrsg. von Wolfgang Benz (Berlin 1999) S. 60–72.
38 StAF 5/1 Nr. 5283/2.
39 Martin Stingl, a. a. O. S. 480.
40 StAF NL Wohleb T I Nr. 53.
41 Ebenda.
42 vgl. Theodor Eschenburg, Baden von 1945 bis 1951, Was nicht in der Zeitung steht, Darmstadt 1951;
ders. in: Eine politische Landeskunde, Landeszentrale für politische Bildung, Bd. 1 1952 S. 52; Eschenburg bezeichnet Wohleb darin als „kleinen Diktator unter französischer Herrschaft".
43 Martin Stingl, a. a. O. S. 485: „Diez war ein Gegner einer eigenständigen badischen Parteigründung." vgl. auch Peter Fäßler, Badisch, Christlich und Sozial, Zur Geschichte der BCSV/CDU im französisch besetzten Land Baden (1945–1952), S. 82–83.
44 Vgl. Südkurier vom 11. 5. 1947.
45 AdO BADE V. 296, Schreiben Wohlebs an Pène, 10. Mai 1947.
46 Am 4. Dezember 1946 hatte General Koenig den Provisorischen Regierungen das Recht übertragen, im Rahmen der Verordnungen vom 8. Oktober 1946 rechtskräftige Anordnungen zu treffen. Nach

der Annahme der Verfassung vom 18. Mai 1947 sei ein neuer Abschnitt in der Errichtung eines demokratischen Regimes erfolgt. „Diese neue Abgrenzung der Vollmachten und der Zuständigkeit hebt die Wichtigkeit hervor, welche die französische Militärregierung den verfassungsmäßigen Behörden der Länder beimisst. Sie bezeugt das Vertrauen in das von ihnen durchzuführende Werk der Demokratisierung, welche diese Verfassungen ihnen zur Aufgabe gemacht haben.“ StAF C 5/1 Nr. 3127.

47 Roy Willis, a. a. O. S. 219.

48 StAF NL Wohleb T1 Nr. 127.

49 Zitiert nach Angelika Ruge-Schatz, a. a. O. S. 364.

50 Die Abteilung Education Publique gehörte zum Direktorat „Allgemeine Verwaltung“ unter Direktor Raimond Schmittlein. Schmittlein war ausgebildeter Germanist, mit einer Deutschen verheiratet und schon vor dem Krieg mit der Leitung des französischen Kulturinstituts in Riga betraut worden. Anfang 1945 erhielt er den Auftrag, Pläne für die Bildungspolitik einer möglichen französischen Besatzungszone auszuarbeiten. Vgl. Roy F. Willis, The French in Germany 1945–1947, Stanford 1962 S. 83–92; ebenso: Angelika Ruge-Schatz, Umerziehung und Schulpolitik in der französischen Besatzungszone 1945–1949, Frankfurt 1977.

51 Rolf Winkler, Das Scheitern einer Schulreform in der Besatzungszeit, in: Manfred Heinemann (Hrsg.), Umerziehung und Wiederaufbau. Die Bildungspolitik der Besatzungsmächte in Deutschland und Österreich, Stuttgart 1981, S. 212.

52 Journal Officiel du Commandement en Chef Français en Allemagne. Gouvernement Militaire de la Zone Française d'Occupation, Jg. 1 Nr. 29 (23. Juli 1946) S. 245.

53 Vgl. Edmond Vermeil, Les Alliés et la rééducation des Allemands , in: Politique Etrangère (1947), S. 599–622.

54 StAF NL Wohleb Nr. 127.

55 Wolfgang Schwark, Die bildungspolitische Mitgift Badens zur Entwicklung von Schule und Lehrerbildung, in: Badens Mitgift, 50 Jahre Baden-Württemberg, Stadtarchiv Freiburg i. Br. 2002 S. 149; Stefan Zauner, Erziehung und Kulturmission – Frankreichs Bildungspolitik in Deutschland 1945–1949, München 1994, S. 78 ff.; Reinhard Grohnert in: Krisenjahre und Aufbruchszeit, München 1996, S. 189.

56 Badisches Ministerium des Kultus und Unterrichts, Nr. C. 22155 vom 1. 12. 1951.

57 Am 9. Oktober 1951 erließ das Kultusministerium eine Verwaltungsordnung, die vorsah, pädagogische Akademien einzurichten: in Freiburg für katholische Männer, in Gengenbach für katholische Frauen, in Lörrach für evangelische Männer und Frauen und in Waldkirch für simultane Ausbildung. Im selben Jahr änderte die Regierung ihr Vorhaben und schuf drei Akademien: Freiburg I (katholische Männer), Freiburg II (evangelische Männer), Gengenbach (katholische und evangelische Frauen).

58 Peter Fäßler, a. a. O. S. 179.

59 Ebd.

60 Vgl. Reinhard Grohnert, Rééducation – Schule und Hochschule, in: Krisenjahre und Aufbruchszeit, S. 190, Stefan Zauner, a. a. O. S. 144.

61 Vgl. Angelika Ruge-Schatz, Die Anfänge der Schulverwaltung in der französischen Besatzungszone nach 1945, in: Hansmartin Schwarzmeier (Hrsg.), Landesgeschichte und Zeitgeschichte: Kriegsende und demokratischer Neubeginn am Oberrhein, Karlsruhe 1980, S. 355–366. S. 365.

62 StAF NL Wohleb T1 Nr. 22.

63 StAF C 5/1 Nr. 6.728.

64 StAF C 5/1 Nr. 8728 Badisches Ministerium des Kultus und Unterrichts, Nr. B. 8116, 24. Nov. 1948.

65 Paul Fleig, geb. 6. 7. 1899 in Straßburg, gest. 1. 4. 1967 in Freiburg, war Ministerialdirektor und Kultusminister Wohlebs.

66 Jérôme Vaillant, Einführung in die kulturellen Aspekte der französischen Besatzungspolitik zwischen 1945 und 1949 in: Institut Francais de Stuttgart (Hg.) S. 64.

67 Reinhard Grohnert, a. a. O. S. 191; Stefan Zauner, a. a. O. S. 102.

68 Edgar Wolfrums These von der „Fließbewegung“ einer sich ständig ändernden Kulturpolitik wird darin bestätigt.

69 Vgl. „Die französische Deutschlandpolitik zwischen 1945 und 1949. Ergebnisse eines Kolloquiums des Institut Français de Stuttgart und des Deutsch-Französischen Instituts Ludwigsburg.“ 1986, hierin: Renate Fritsch-Bournazel, Die Wende der französischen Nachkriegspolitik 1945–49, S. 7.

70 Renate Fritsch-Bournazel, a. a. O. S. 11.

71 Vgl. Edgar Wolfrum, Französische Besatzungspolitik, in: „Deutschland unter alliierter Besatzung 1945–49/55“, herausgegeben von Walter Benz, Berlin 1999, S. 71.

72 Renate Fritsch-Bournazel, a. a. O. S. 12.

73 Ebenda.

74 Hans-Martin Gauger, Badens Beitrag zur deutsch-französischen Verständigung, in: Badens Mitgift, 50 Jahre Baden-Württemberg, Stadtarchiv Freiburg i. Br. 2002, S. 164.

75 Leo Wohleb, „Was ist Europa?“, in: Leo Wohleb 1888–1955 zum 10. Todestag am 12. März 1965, zusammengestellt von Maria Wohleb, Karlsruhe 1965, S. 44.

76 Über die Konzepte der französischen Deutschlandpolitik vgl. Wilfried Loth, Die Franzosen und die deutsche Frage, in: Die Deutschlandpolitik Frankreichs und die französische Zone 1945–1949 (Hrsg. Claus Scharf und Hans-Jürgen Schröder) Wiesbaden 1983, S. 27–49 Hans-Peter Schwarz, Vom Reich zur Bundesrepublik, Darmstadt 1966, S. 182–193 Gilbert Ziebura, Die deutsch-französischen Beziehungen seit 1945. Mythen und Realitäten, Pfullingen 1970, S. 32–40.

77 StAF C 5/1 Nr. 3127.

78 Eberhard Konstanzer, Weisungen der französischen Militärregierung 1946–1949, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Jg. 18 (H. 2, April 1970), S. 204–236.

79 Zur Reaktion Frankreichs auf den Ausbruch des Ost-West-Konfliktes vgl. Klaus Hänsch, Frankreich zwischen Ost und West, Berlin–New York 1972, S. 26–39; Gilbert Ziebura, a. a. O. S. 31.

80 StAF NL Wohleb T 1 I/1 Nr. 24 Rede vor den Delegierten der Landesversammlung der BCSV am 24. Februar 1946.
81 Regierungserklärung vom 5. August 1947.
82 Gottfried Gollasch: Wohlebs badische Außenpolitik. Sein Beitrag zur deutsch-französischen Annäherung in: Paul-Ludwig Weinacht (Hg.) Gelb-rot-gelbe Regierungsjahre, Sigmaringendorf 1988, S. 205.
83 StAF C 5/1 Nr. 5670.
84 Badische Zeitung vom 18. Januar 1948.
85 StAF C 5/1 Nr. 6570.
86 Wohleb geht auf die verhältnismäßig starke Belegung des Landes mit Besatzungssoldaten ein. Auf schätzungsweise 1,5 Millionen Einwohner kämen rund 100 000 Franzosen. Demgegenüber habe Bayern mit rund 9 Millionen Einwohnern rund 3000 amerikanische Offiziere und Beamte und rund 30 000 Mannschaften.
87 „Die Betriebe arbeiten vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, für die Zwecke der Besatzungsmacht. Die Badische Landesregierung war bisher nicht in der Lage, irgend ein wesentliches Mitbestimmungsrecht hinsichtlich der Ausfuhrpolitik, der Verwendung der Exporterlöse und eines systematischen Rohstoffbezuges ausüben zu können.“ Der Aufbau einer gesunden Volkswirtschaft sei aus diesem Grunde nicht möglich. Von der Holzwirtschaft seien Millionen Kubikmeter entnommen und veräußert worden. Die Devisen, die aus diesem Erlös angefallen sind, hätten voraussichtlich genügt, um die notwendigen Lebensmittel und Rohstoffimporte zu decken und noch außerdem Reparationen zu leisten. Die zahlreichen Demontagen würden die Durchführung des Marshall-Plans nicht möglich machen. Wohleb, Gravamina vom 20. April 1948.
88 Leo Wohleb am 5. Juli 1948, Verhandlungen der Beratenden Landesversammlung, Sitzungsprotokoll S. 2.
89 Vgl. auch Wohlebs Erklärung vor dem Landtag am 12. Mai 1948. Die systematische Entnazifizierung begann unter Laffon nach dem Modell der autoépuration. Im Gegensatz zur amerikanischen Zone, in der man zu einem Rundumschlag gegen ehemalige Parteimitglieder der NSDAP ausgeholt hatte, plädierte der Generalverwalter für ein differenziertes Vorgehen bei der politischen Säuberung. Danach sollten nicht alle Deutschen in einen Topf geworfen und außerdem an dem Prozess der Säuberung selbst beteiligt werden. Zu diesem Zweck wurden sogenannte „Reinigungskommissionen“ gegründet, die die Freiheit hatten, sich Erkundigungen einzuholen und Sanktionen vorzuschlagen. Diese reichten von „Erhaltung im Amt bis zur Entlassung“. Vgl. Reinhard Grohnert, Entnazifizierung, Selbstmitleid und Umgang mit der NS-Vergangenheit, in: Krisenjahre und Aufbruchszeit, München 1996; ebenso Ursula Huggle, Rückschritt oder Aufbruch? Lebenswirklichkeiten in der Nachkriegszeit: Freiburg in den ersten Jahren nach 1945, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schauinsland“ 120. Jahresheft 2001, S. 229–233. Das Prinzip der Selbstreinigung scheiterte an der Realität. Viele versuchten, ihre nazistische Vergangenheit zu leugnen, Entlassungen und Pensionierungen wurden nicht durchgeführt. Der Kalte Krieg brachte auch hier eine neue Situation.
90 Man forderte eine Erweiterung der Kompetenzen der Landesregierung, die Aufstellung eines Besatzungsstatuts und für den Landtag die Möglichkeit, seine in der Verfassung festgelegten Rechte auszuüben. Erforderlich sei auch eine Mitarbeit an Ein- und Ausfuhr, eine wesentliche Erhöhung des deutschen Anteils an der Produktion und eine Reduzierung der Holzeinschläge. Die Frage der politischen Säuberung und der Internierung müsse durch großzügige Auslegung der Gesetze und durch Erweiterung der Amnestie zum Abschluss gebracht werden; es müssten die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, dass die wirklich Schuldigen zur Verantwortung gezogen werden könnten. Die in Aussicht genommene Verbesserung der Ernährung und die vom 1. Juni an vorgesehene Viehentnahme sei eine beginnende, aber nicht ausreichende Erleichterung. Es werden weitere Verhandlungen gefordert. Vgl. Badische Zeitung vom 15. Mai 1948.
91 Siehe auch AdO BADE 301.
92 Paul-Ludwig Weinacht in: Badische Geschichte, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung in Baden-Württemberg 1987, S. 224.
93 StAF C 5/1 Nr. 5670, Schreiben Leo Wohlebs an Robert Schuman am 25. Mai 1949.
94 StAF C 5/1 Nr. 6799; vgl. auch Gottfried Gollasch, Wohlebs Badische Außenpolitik in: Gelb-rot-gelbe Regierungsjahre (Hg.: Paul-Ludwig Weinacht), Sigmaringendorf 1988, S. 209.

Anschrift des Autors:
Hans Zimmermann
Zwischen Wegen 13
78247 Hilzingen

Johannes Werner

Die Suche nach den verlorenen Spuren

Was Johannes R. Becher mit Baden verband

Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
Friedrich Schiller, Wilhelm Tell (II,1)

Am 15. Oktober 1958 – also vor 50 Jahren – ist Johannes R. Becher in Berlin gestorben. Er war Kulturminister der damaligen DDR, Präsident der Deutschen Akademie der Künste, Ehrenbürger, Ehrendoktor, Ehrensenator, hatte den Leninpreis und gleich zweimal den Nationalpreis Erster Klasse erhalten; Grund genug, ihn und sein Werk in der damaligen BRD zu ignorieren. Ja, sein Werk; denn vor allem war Becher ein Dichter.[1]

Mit schrillen, grellen Gedichten im expressionistischen Stil hatte er früh begonnen, und in der Lyrik zeichnete er sich weiterhin aus, auch wenn er sich gelegentlich im epischen und dramatischen Genre versuchte. Sein Werk ging aus Widrigkeiten aller Art hervor und zog ihm weitere zu: zwei Prozesse wegen literarischen Hochverrats, schließlich die Emigration, aus der er in eben jene DDR zurückkehrte, deren Hymne er dann auch dichtete: „Auferstanden aus Ruinen …“[2] (Sie trug ihm, zusammen mit dem Komponisten Hanns Eisler, den zweiten Nationalpreis ein.)

Der Anfang

Der Anfang war schon schwer genug. Becher war am 22. Mai 1891 in München geboren worden, und zwar als Sohn eines Vaters, der ihn unterdrückte und quälte und von dem er sich nur langsam, und leidvoll, löste. In seinem Buch „Abschied“, das er 1940 veröffentlichte und einen „Roman“ nannte, das aber ein autobiographischer Bericht ist, hat Becher jene Jahre beschrieben; nämlich die von 1900 bis 1914, vom Jubel über die Jahrhundertwende bis zum Jubel über den Weltkrieg, in dem, was nur wenige ahnten, die bisherige Welt untergehen sollte.[3]

Vom Abschiednehmen ist hier die Rede, und, immer und immer wieder, vom Anderswerden; davon, dass die Verhältnisse, aber auch die Menschen selber sich ändern müssten. Vom Vater, der ein furchtbarer Jurist war, war nichts zu erhoffen[4]; eher von der Mutter, die ihm insgeheim opponierte, und deren Mutter wiederum in diesen Erinnerungen eine besondere und bedeutende Rolle spielt.

Die Grosseltern aus Durlach

Diese Großmutter war, wie es in ihrer Todesanzeige hieß, eine gewisse „Henriette Bürck, geb. Eisenlohr, Apothekerswitwe aus

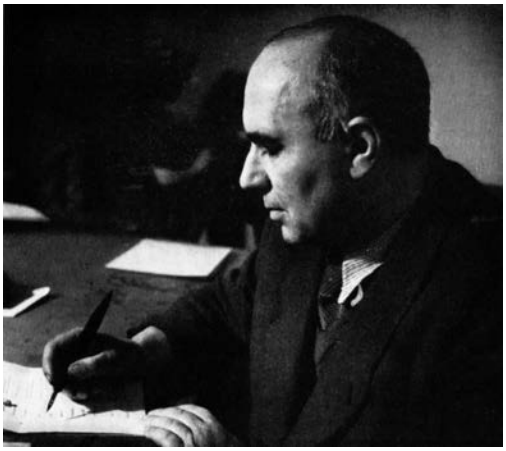
Durlach“[5]; die nämlich aus der „Löwenapotheke in Durlach“[6] kam und, wie es schon auf der ersten Seite des Romans heißt, gern „von Durlach erzählte, von der Löwenapotheke und dem Turmberg“[7]. (In der Tat hat erst ein Jacob, dann ein Robert Bürck – oder Bürk – diese Apotheke von 1815 bis 1890 geführt, und sie wird wohl die Witwe des letzteren gewesen sein.[8] Das „R.“, zu dem Becher seinen zweiten Vornamen verkürzte, steht ja auch für „Robert“.)

„Diese Großmutter“, schrieb Becher, „spielte in meiner Kindheit insofern eine bedeutende Rolle, als sie meist gegenüber der Härte und Strenge meines Vaters für mich Partei ergriff, sie war, wie man sich ausdrückte, ‚ein Freigeist‘, und brachte mir die großen Dichter der Klassik und die Künstler der Renaissance nahe“[9]. Wer aber hätte gedacht, dass die ehrbare Apothekerswitwe ihrer Verwandtschaft noch nach ihrem Tod „Schande“[10] machen würde? Indem sie nämlich verfügte, „dass ihr Leichnam einzuäschern und die Asche in den Wind zu verstreuen sei“[11], was als „freidenkerisch“[12] galt und nach Sozialdemokratie roch. Nun erst erinnerte sich der Autor an einige Äußerungen der Großmutter, die er nachträglich „als eine Billigung umstürzlerischer Ideen“[13] verstand.

Vom Großvater hieß es, dass er als junger Mann nach Italien gewandert sei, um Maler zu werden. Dort suchte und fand er die Schönheit in der Natur, in der Kunst, vor allem in der Baukunst, in der ihm „eine neue menschliche Ordnung gleichnishaft vorgebildet zu sein“[14] schien. Aber die Schönheit, die einen „kommenden Schöpfungstag“[15] versprach, wurde von der Hässlichkeit der wirklichen Welt immer wieder widerlegt; und so „malte der junge Maler in dem schönen Italien, wie die Großmutter sagte, gar nicht schöne Bilder, die solches Missfallen erregten, dass er entmutigt wurde und alsbald verbittert das Malen aufgab …“[16]

Die Dienstmagd aus Bretten

Doch noch mehr als von der Großmutter und vom Großvater ist von Christine die Rede, der Dienstmagd, die auf Aufforderung gern von Bretten erzählte, „einem Dorf im Badischen, wo sie geboren war“[17]; und die dann auch von ihren vielen Geschwistern erzählte und von den Ziegen, die sie hatte hüten müssen. „Die Kinder mussten schon von ganz klein auf bei der Feldarbeit mithelfen, einige starben, der Vater war arm, er konnte auch die übrigen nicht satt kriegen, und so schickte er Christine nach Durlach, in die Stadt, wo sie bei der Großmutter in Dienst trat. Christine war schon bei der Großmutter, als die Mutter zur Welt kam.“[18] Sie führte die Mutter Bechers „im Kinderwagen auf dem Turmberg spazieren“[19], die sie später „gnädige Frau“ nennen musste;



und dann versorgte sie auch noch Becher selber, den sie später „gnädiger Herr“ nennen musste; sie, die fast fünfzig Jahre älter war als er. Längst hatte Christine vergessen, wie sie wirklich hieß; die Großmutter hatte sie einst einfach so genannt, weil die vorige Magd so geheißen hatte.[20]

Christine „hatte nicht die weiche, hohe Stimme der Mutter, und sie sang auch immer falsch. Sie hatte nicht so schmale, weiße Hände wie die Mutter, Christines Hände waren breit und rauh, es waren richtige Küchenhände. Aber nichts Schöneres gab es für mich, als wenn sich Christine vor dem Einschlafen zu mir ans Bett setzte, mich streichelte und dazu sang.“[21] Bei ihr und bei Xaver, dem Stallburschen eines Offiziers, war Becher wirklich daheim. Kein Geringerer als Georg Lukács fand, dass die Gestaltung der Beziehung zu

diesen beiden „zu den schönsten Teilen dieses reichen Buches“[22] gehöre.

Parallelen

Mehr als seinen Eltern hat sich Becher seinen badischen Großeltern verbunden und verpflichtet gefühlt; so wie Wilhelm Hausenstein, Bertolt Brecht und Marie Luise Kaschnitz.[23] Der Funke hatte, wie es scheint, eine Generation übersprungen, um in der nächsten neu zu zünden. (Was jedoch nur logisch ist: wenn die Kinder gegen die Eltern rebellieren, die ihrerseits gegen die Großeltern rebellierten, dann müssen die Kinder wohl mit den Großeltern sympathisieren.)

Was bleibt

„Auf der *Suche nach den verlorenen Spuren* machte ich aber alsbald die Entdeckung, daß auch das Unscheinbarste, ein Augenzwinkern oder eine Handbewegung, auf eine seltsame und unberechenbare Weise in uns erhalten bleibt. Alles ritzt sich in uns ein und zieht seine Spuren. Nichts, überlegte ich, ist ohne Folgen. Das eine ergibt das andere. Alles wächst, um miteinander zu verwachsen. Auch die Gegenstände zeichnen sich in uns ein, und wir geben diese Zeichen weiter und weiter. Wenn auch namenlos verflüchtigt, reichen wir in die Unendlichkeit.“[24] Dass die Eindrücke, die man als Kind empfing, nicht verlöschen, selbst „in ihren kleinsten Teilen“[25] nicht, hat schon Goethe behauptet (und in seinen autobiographischen Schriften auch bewiesen). „Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend begegnet ist“[26], heißt es auch bei Johann Peter Hebel; was der sogenannte Hausfreund freilich ganz natürlich findet, denn „man hat am längsten Zeit, daran zu denken“[27]. Sein Leben lang hat Becher an die gedacht, die aus Baden kamen, die ihn auf ihre Weise prägten und zu dem machten, der er dann war.

Anmerkungen

1 Vgl. insgesamt: Jens-Fietje Dwars, Abgrund des Widerspruchs. Das Leben des Johannes R. Becher. Berlin 1998.

2 Zum zeitgeschichtlichen Kontext dieses Texts vgl. Johannes Werner, Kirchenbau mit Kriegsruinen. Rückblick auf Trümmerarchitektur. In: Das Münster 3/1987, S. 199–204.

3 Da Becher „bei uns als politischer Propagandist“ galt, konnte es dazu kommen, „dass man beharrlich das expressionistische Frühwerk von dem späteren Werk trennt und die Qualität mancher späteren Gedichte, der Tagebücher und vor allem auch dieses autobiographischen Romans nicht wahrhaben will. Es ist ein deutsches Trauerspiel“ (Peter Härtling, Vergessene Bücher. Hinweise und Beispiele. Karlsruhe 1983, S. 145–154; hier S. 153 f.). Einem anderen Dichter, der zur selben Zeit lebte, der auch als Expressionist begann und, nach langen Jahren im Exil, quasi als Staatsdichter der DDR endete, erging es nicht viel anders: Bertolt Brecht.

4 Becher steht mit seinem Buch in der langen Reihe derer, die – wenigstens literarisch – gegen ihre Väter aufbegehrten; in einer Reihe, die nicht erst mit Franz Kafka („Brief an den Vater“, geschr. 1919) und Arnolt Bronnen („Vatermord“, 1920) beginnt und mit Bernward Vesper („Die Reise“, geschr. 1969) und Christoph Meckel („Suchbild“, 1980) noch längst nicht endet. Becher hat ebenfalls rebelliert; nicht zuletzt dadurch, dass er am 17. April 1910 mit seiner wesentlich älteren Geliebten aus dem Leben zu scheiden versuchte, aber, anders als sie, überlebte.

5 Johannes R. Becher. Abschied. Roman. Wiesbaden 1965, S. 226.

6 Ebd. S. 46, 69.

7 Ebd. S. 7. – Die Eisenlohr sind eine alte Karlsruher Familie; das älteste Adressbuch der Stadt führt bereits sechs männliche Träger dieses Namens auf (Wegweiser für die Großherzogliche Residenzstadt Karlsruhe. Karlsruhe 1818, S. 32; vgl. auch Fritz Hirsch, 100 Jahre Bauen und Schauen. Ein Buch für jeden, der sich mit Architektur aus Liebe beschäftigt, oder weil sein Beruf es so will. Zugleich ein Beitrag zur Kunsttopographie des Großherzogtums Baden unter besonderer Berücksichtigung der Residenzstadt Karlsruhe. Bd. 2. Karlsruhe 1932, S. 501 u. passim).

8 In den Akten wird in den Jahren 1829/31 der „Karlsburger Hofwirt Jakob Bürk zu Durlach“ erwähnt (GLA Karlsruhe 259/19). Für Auskünfte dankt der Verf. dem derzeitigen Inhaber der Löwenapotheke, Herrn Dr. Rainer Lingg, und Frau Gritta Weil in London.

9 Zit. n. Dwars, a. a. O. S. 19 (unveröffentlichter Lebenslauf, um 1935). Nicht ganz zu Recht heißt es am selben Ort, dass die Großmutter „Malerin war“ (ebd.).

10 Becher, Abschied S. 229.

11 Ebd. S. 228.

12 Ebd. S. 229.

13 Ebd.

14 Ebd. S. 230. – Vgl. dazu Johannes Werner, Das Ganze und die Teile. Grundlagen einer soziologischen Ästhetik. In: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 26/2 (1981), S. 117–126; ders., Kunstform und Gesellschaftsform. Materialien zu einer soziologischen Ästhetik.

Zusammengestellt und kommentiert (= Literaturwissenschaft-Gesellschaftswissenschaft Bd. 40). Stuttgart 1979, S. 101 f.

15 Ebd.

16 Ebd. – Als Maler hat dieser Bürk offenbar keine Spuren hinterlassen.

17 Ebd. S. 27; vgl. auch S. 35.

18 Ebd. S. 27 f. – Da die Mutter aber aus dem „Provinznest“ stammte, wurde sie später in München „als Dame nicht für voll genommen und spielte nur eine bescheidene gesellschaftliche Rolle“ (S. 298).

19 Ebd. S. 28.

20 Vgl. ebd. S. 288 f.; zu einem ganz ähnlichen Fall vgl. S. 280.

21 Ebd. S. 26.

22 Georg Lukács, Johannes R. Becher „Abschied“. In: Johannes R. Becher, Lyrik, Prosa, Dokumente. Eine Auswahl. Hrsg. von Max Niedermayer (= Limes Nova Bd. 9). Wiesbaden 1965, S. XVIII–XXVI; hier S. XXIV.

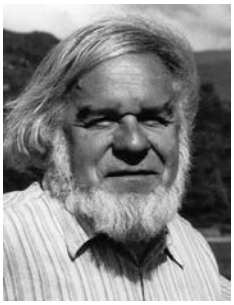
23 Vgl. Johannes Werner, Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf. München 2005, S. 8–10, 13 f.; ders., Brechts „unwürdige Greisin“ in Achern (= Spuren H. 78). Marbach a. N. 2008; ders., Marie Luise Kaschnitz und Karlsruhe (= Spuren H. 54). Marbach a. N. 2001.

24 Becher, Abschied S. 146.

25 Johann Wolfgang Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre. In: J. W. G., Werke Bd. 7 (= Romane und Novellen Bd. 2). Hrsg. von Erich Trunz. 12. Aufl. München 1989, S. 512. – Ist es doch auch keineswegs selbstverständlich, dass Becher, als er das Buch schrieb, sich noch so genau an Dinge erinnerte, von denen er in seiner Jugend und seither kaum mehr gehört hatte; und gesehen hat er Bretten, Durlach und den Turmberg selber wohl nie.

26 Johann Peter Hebel, Baumzucht. In: J. P. H., Werke Bd. 1 (= Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes/Vermischte Schriften). Hrsg. von Eberhard Meckel. Frankfurt a. M. 1968, S. 355–358; hier S. 356.

27 Ebd. – Vgl. Johannes Werner, Ein Baum und eine Schaukel. Was Bertolt Brecht mit Achern, und was Marie Luise Kaschnitz mit Karlsruhe verband. In: Badische Heimat 1/2008, S. 126–129.



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Dieter Baeuerle

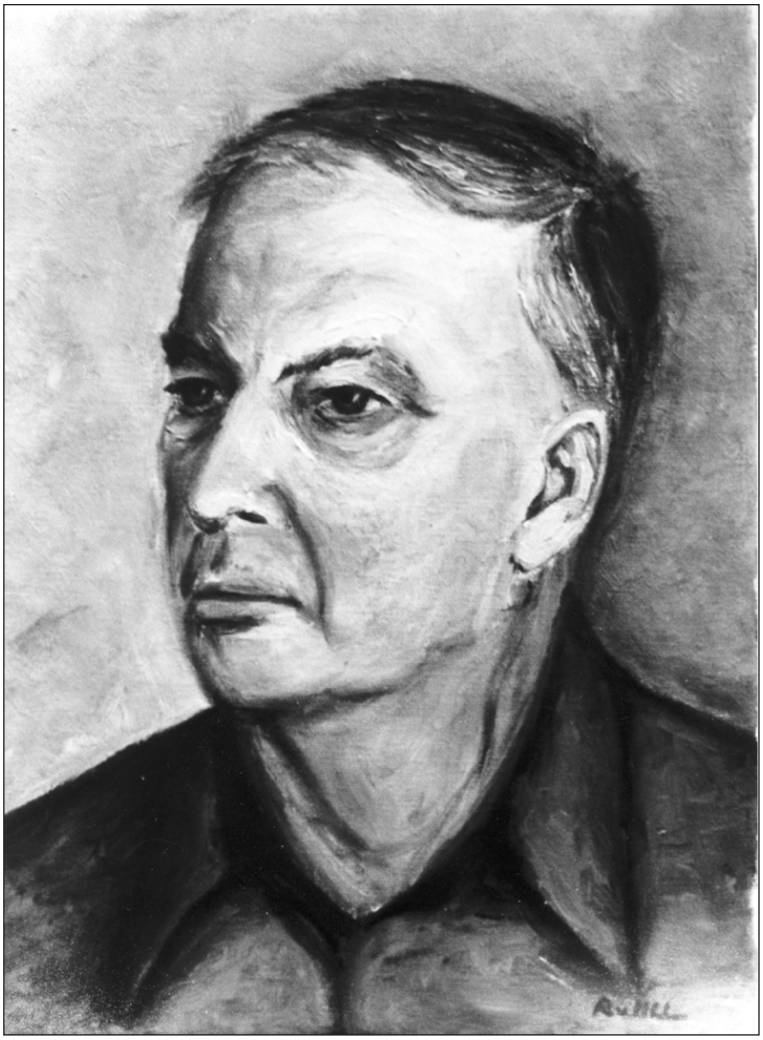
Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer 80 Jahre alt

Im Juni diesen Jahres wurde unser Mitglied Dr. jur. Reiner Haehling von Lanzenauer 80 Jahre alt. Dieses Jubiläum soll Anlass für die Betrachtung eines badischen Lebenslaufs geben. Der Vater war gleich nach dem Ersten Weltkrieg Mitglied der Badischen Heimat geworden. Die Publikationen des Vereins stießen auch auf das frühe Interesse des 1928 in Karlsruhe geborenen Sohnes. Nach dem Tod des Vaters im Jahre 1943 führte die Mutter die Mitgliedschaft weiter, 1985 übernahm Dr. Haehling von Lanzenauer diese. Bei seinen zahlreichen historischen Aktivitäten kann er somit auf sein komplettes Archiv unserer Publikationen zurückgreifen.

Der junge Haehling, geboren in der Epoche der Weimarer Republik, wurde Zeitzeuge des II. Weltkrieges und der Nachkriegszeit. Er hat seine Erlebnisse in den 1996 erschienenen „Erinnerungen aus dem 20. Jahrhundert: Düstere Nacht, hellichter Tag“ aufgearbeitet. Da erfährt man, wie 1934 die Familie wegen der Entlassung des Vaters aus dem höheren Polizeidienst Karlsruhe verlassen musste. Haehling wurde zu Ostern 1935 in Schwäbisch Gmünd eingeschult, die Sommerferien verbrachte er regelmäßig bei der Großmutter in Baden-Baden. Dieser Stadt blieb er eng verbunden, zumal 1936 der Vater wieder nach Karlsruhe versetzt wurde. Nach kurzem Besuch der Gutenberg-Schule erfolgte die berufsbedingte Verlegung des Wohnsitzes nach Baden-Baden. Hier wurde der Vincentischüler Zeuge der Vorkommnisse in der Kurstadt während der Reichskristallnacht: „… beklemmende Angst schnürt mir die Kehle zu“. Vater und Mutter lebten auf Grund persönlicher Einstellung in Distanz zum NS-Regime. Die Mutter untersagt den Kindern, zur brennenden Synagoge zu laufen. Haehling erlebt eine Atmosphäre zwischen äußerlicher Anpassung und besorgter innerlicher Haltung der Eltern, rücksichtsloser Lehrer und bald auch offener regimekritischer Äußerungen im Lazarett anlässlich des Hitlerattentates.

Im Jahre 1943 stirbt der Vater, ein „schmerzlicher, früher Verlust, der allzeit unser Familienleben bedrückt“ hat. Kurz darauf folgt der sogenannte Führerbefehl über die Einziehung zum „Krieghilfsdienst“ aller 15–16jährigen Jungen. Im Spätherbst erhält Haehling den Heranziehungsbescheid. Er wird Flakhelfer und hat sich im Ausbildungslager Seebrugg am Schluchsee zu melden. Anschließend wurde er in einer Heimatflakbatterie auf dem Kraftwerk Wyhlen am Hochrhein eingesetzt. In seiner Publikation „Die vergessene Kanone“ ist eindrucksvoll nachzulesen, wie das „Dritte Reich“ mit Menschen umging und Recht beugte. Während des eintönigen Dienstes vertrieb er sich die Zeit mit der Erlernung von Kalligraphie. Während seines unfreiwilligen Aufenthalts am Hochrhein wurde Haehling in der badischen Geschichte fündig: In Säckingen stieß er auf Victor von Scheffel, der ihn schriftstellerisch beeinflussen wird. Bei seinem ersten Wochenendurlaub in Baden-Baden fragt er die Inhaberin einer kleinen Buchhandlung in der Kreuzstraße nach einem Buch mit geschichtlichem Inhalt. Diese kramt einen roten Pappband unter dem Ladentisch hervor und bemerkt, dass dieses Buch vom Sohn aus dem Hotel Messmer stamme. Haehling schreibt in seinen Erinnerungen (Düstere Nacht, hellichter Tag): „Zurück in der Stellung hoch über dem reißenden Strom schließe ich so Bekanntschaft mit dem Baden-Badener Dichter Reinhold Schneider. Dieses sein Buch ‚Macht und Gnade‘ zeugt in sachlich-klarer Sprache von einer Sicht der

Geschichte, die ganz durchdrungen ist von Verantwortung gegenüber dem Gewissen. Das Ethos eines Staates, der Widerstand gegen unrechtmäßige Gewalt, der Begriff der Menschenwürde werden aus historischen Parabeln transparent, drängen zu kritischem Vergleich mit der totalitären Gegenwart. Nichts von dem propagandistischem Wortgeklingel, nichts von den Durchhalteparolen, die einem täglich aus Rundfunk und Zeitung entgegenschlagen. Ich beschließe, mir weitere Werke dieses Autors zu besorgen.“ Schneiders Werk wird für Haehling prägend wirken.



Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer Ölgemälde von Renée Haehling von Lanzenauer

In jungen Jahren spürte Haehling den alternativen Geist, beeindruckte ihn die „andere Welt“, für die Schneider stand. Hier fand er einen Gerechtigkeitssinn, der seine spätere Berufswahl beeinflusste. Zudem ist es dem Jubilar ein Anliegen, das oftmals verzeichnete Bild „von dem vermeintlich so christlichen Autor und Traktätchenschreiber“ zurechtzurücken: „Bei den Ausarbeitungen genügt es mir nicht, bereits Gedrucktes zu kumulieren oder umzuformulieren. Allemal geht es mit nahezu kriminalistischem Spürsinn auf Suche nach unveröffentlichten Tatsachen, unentdeckten Dokumenten, unbekannten Zeitzeugen“. Gleiche Aufmerksamt widmet Haehling auch anderen Autoren, die mit Mittelbaden in Verbindung zu bringen sind: Werner Bergengruen, Alfred Döblin, Ludwig Eichrodt, Alfred Mombert und natürlich Victor von Scheffel. „Gültige Wegweisung“ erfuhr er bei Schneiders Vortrag vom 17. März 1946 im Theater Baden-Baden: Der Mensch vor dem Gericht der Geschichte. Und heute engagiert sich Haehling von Lanzenauer als Redakteur der Reinhold-Schneider Blätter. Schon im Jahre 1945 hatte er in der französischen Bücherstube „Weltschau“ am Leopoldsplatz Alfred Döblins Buch „Berlin Alexanderplatz“ erlangen können. Weitere bisher unzugängliche französische Literatur wird von nun an regelrecht verschlungen: „Ich habe in jenen Jahren … französische Denkweisen und französische Geisteshaltung willig akzeptiert und rezipiert. Sie haben manchen jungen Menschen meines Jahrgangs in einer maßgeb-

lichen Entwicklungsstufe geprägt, lebenslang breitere Sichtwinkel eröffnet“. Folgerichtig war er 1956 Mitgründer, 1957–1962 deutscher Generalsekretär, 1977–1981 Vorstandsmitglied der Deutsch-Französischen Gesellschaft Baden-Baden, deren Ehrenmitglied er ist.

Schon in der Schulzeit, nicht zuletzt durch das Studium unserer Heimatzeitschriften, fühlte Haehling sich von der Geschichte angezogen. Der praktische Anschauungsunterricht in Blankenhorns Armeemuseum im Neuen Schloss vertiefte und erweiterte sein historisches Interesse. Sein kritischer Sinn bestimmt auch seine Haltung in der Baden-Frage: „E bissle mäh“ Eingehen auf badische Wesensart und badische Eigenständigkeit sind für ihn unabdingbar. 1983 erschien sein erster Aufsatz in der Badischen Heimat über das Turenne-Denkmal in Sasbach. Der Jurist stellte die in der Öffentlichkeit umstrittenen staatlichen Eigentumsverhältnisse klar. 1986 engagierte er sich an der Neubelebung des Arbeitskreises für Stadtgeschichte Baden-Baden e. V. Maßgeblich wirkt er seither an der Herausgabe des jährlich erscheinenden AQUAE-Heftes mit, zahlreiche Artikel schrieb er selbst. Schon früh arbeitete er mit dem Computer und nahm sich viel Zeit für Archivbesuche. Neben der 1987 erschienenen Schrift über Recht und Gericht in Baden-Baden hat Haehling mancherlei Aspekte der badischen Rechtsgeschichte bearbeitet. So erschien dieses Jahr vom Ehrenmitglied des Vereins Rechtshistorisches Museum eine Druckfassung seines Vortrages über den Mord an Matthias Erzberger. Seinen Vortrag über Karl Hau im Alten Ratssaal in Baden-Baden besuchten über 100 Zuhörer, soviel wie noch nie bei einem Vortrag unserer Regionalgruppe!

Am 29. September 1999 wurde Dr. Haehling von Lanzenauer der Preis der Stadt Baden-Baden verliehen. Er nutzte diese Gelegenheit, seine Sicht der Dinge – vor allem was das Stadtbild betraf – öffentlich kundzutun. Er stellte vor allem die Bedeutung der Kultur als Werbefaktor für Baden-Baden heraus. Seine Anregungen dürften in die kürzlich verabschiedete Gesamtanlagensatzung eingegangen sein. Uneingeschränkt ist ihm zuzustimmen wenn er feststellt: „Wer Baden-Baden besucht, möchte den Schauplatz der einstigen Capitale d’ éte Europas erleben“. Der Erhalt des vertrauten Stadtbildes ist ihm und unserer Regionalgruppe eine Herzensangelegenheit, der schrittweise Verlust des einmaligen Flairs schmerzt. Die Bewältigung des alles erstickenden Straßenverkehrs ist bis heute eines der größten Probleme der Bäderstadt. Sein damals offen geäußertes Fazit „Hier wendet sich der Gast mit Grausen“ wurde bedauerlicherweise von manchem treuen Kurgast realisiert. Sein seinerzeitiger Appell muss an dieser Stelle wiederholt und bekräftigt werden: „Unser einmalig schönes Baden-Baden mit all seiner Kultur verdient, daß es weiter aufwärts geht“. Hier muss im Namen unser Regionalgruppe dem Mitstreiter für die Wahrung unseres historischen Stadtbildes, des einmaligen Flairs unserer Stadtlandschaft, für Engagement und Unterstützung gedankt werden. Das Fehlen einer mehrbändigen Baden-Badener Stadtgeschichte stellte Haehling als Manko heraus. Deshalb stiftete er den Betrag von 5000 DM, mit dem der Preis dotiert ist, als finanzielle Grundlage für dieses Vorhaben.

Nachdem Haehling 1949 das Abitur bestanden hatte, begann er 1950 das Studium der Nationalökonomie in Freiburg, wechselte jedoch im Wintersemester zum Jurastudium. 1954 legte er das erste Staatsexamen ab und wurde Gerichtsreferendar am Amtsgericht Bühl, nächste Station war die Staatsanwaltschaft in Baden-Baden. Seine Doktorarbeit verfasste er über die Entstehung und den Ausbau des badischen Enteignungsrechts im 19. Jahrhundert, im Jahr 1957 wurde er von der Universität Freiburg zum Doktor der Rechte promoviert. Sein weiterer Vorbereitungsdienst erfolgte beim Verwaltungs- und Landgericht Freiburg, in einer Rechtsanwaltskanzlei und beim Notariat Baden-Baden. Nach der Ablegung des zweiten Staatsexamens im Jahre 1958 arbeitete er ein Jahr in einem Rechtsanwaltsbüro in Karlsruhe, um sich danach für den Justizdienst zu entscheiden. 1960 wurde er Amtsrichter in Bühl, es folgten Versetzungen zur Staatsanwaltschaft in Lörrach und Karlsruhe.

In diese Zeit fällt auch der Beginn seiner ehrenamtlichen Tätigkeit für den Badischen Landesverband für soziale Rechtspflege. Sein Eintreten für die Verurteilten und ihre Familien zeugen vom verantwortungsbewuss-

ten Juristen. Neben dem Motiv der menschlichen Hilfsbereitschaft spielte die Überlegung eine Rolle, dass der Staat nicht alles regeln kann und soll. Er war an mehreren Initiativen und Modellprojekten maßgeblich beteiligt, immer auf der Suche nach einer praktischen Lösung. Auch dabei spielten historische Erfahrungen eine Rolle, seine Festschrift zum 150jährigen Bestehen des Verbandes legt davon Zeugnis ab. Bei seiner Amtsniederlegung 1999 wurde er mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet. Von 1977 bis 1992 war Haehling Leitender Oberstaatsanwalt in Baden-Baden, „mit Leib und Seele" wie er selbst schreibt. Offen beschreibt er in seinen Erinnerungen, wie ihn sein Dienstende zum 30. Juni 1993 „schmerzte": „Von einer Minute auf die andere werden sie nicht mehr gebraucht, das Fachwissen, die Erfahrung, die Personenkenntnis aus Jahrzehnten. Ein eigenartiges Leeregefühl". Im ungern angetretenen Ruhestand beschäftigte sich Dr. Haehling von Lanzenauer mit neuen Fachgebieten wie der Rechts-, Landes- und Stadtgeschichte. Er veröffentlichte zahlreiche Monographien, Buchbeiträge und Buchbesprechungen, Zeitschriftenaufsätze und hielt Vorträge. Viel Erfahrenes und Erforschtes wurde da im Sinne unserer Badischen Heimat für die Zukunft festgehalten und festgeschrieben.

Wer den 80-er besucht, erlebt einen aktiven Menschen, der sein Leben bewusst führt. Im Alter beherzigt er den Ausspruch seines Dichterjuristenkollegen Scheffel: „Wer rastet, der rostet". So wird jeder Tag geplant und die Zeit eingeteilt. Neben dem Geist bleibt auch der Körper in Bewegung: Das Holz wird eigenhändig für den hauseigenen Kaminofen zerkleinert, das denkmalgeschützte Wohnhaus wird restauriert und gepflegt. Viel Zeit verbringt der Pensionär mit Gängen im geliebten Stadtwald. An Stelle eigener Worte und Wünsche sollen hier Haehlings Gedanken zu seinem 80. Geburtstag zitiert werden: „Es war ein erfülltes Leben und Arbeiten. Immer wieder taten sich Fälle auf, hinter denen Schicksale standen. Zu denkwürdigen Begegnungen ist es gekommen, sei es in Übereinstimmung, sei es auch im Widerspruch. Schönes wie Schweres wurde durchschritten. Auf dem langen Wege hat mich über nahezu ein halbes Jahrhundert meine Frau Renée begleitet, klug, couragiert, beständig. Zwei Mädchen und zwei Jungen hat sie uns geschenkt. Möge uns in der verbleibenden Frist noch viel gute Gemeinsamkeit vergönnt sein mit den Kindern und Enkeln, den Freunden und Weggefährten."

Anschrift des Autors:
Dieter Baeuerle
Vorsitzender der Regionalgruppe Baden-Baden
Lange Straße 70
76530 Baden-Baden
Baeuerledieter@aol.com

Elmar Vogt

Werner Störk wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2008 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet

Wo isch de Weg zu Fried und Ehr?[1]

Mit dem Konzertmarsch *El Matador* von Paul Wäldchen eröffnete die Hebelmusik Hausen im Wiesental unter der Leitung von Joachim Wendland den Festabend.

Im Mittelpunkt des heiter und besinnlich gestalteten Hebelabends stand die Verleihung der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette an Werner Störk aus Schopfheim.

Der Geehrte „hat sich über viele Jahre um die Erforschung unserer Heimat und die Förderung der Jugend in außerordentlichem Maße verdient gemacht", erklärte Hubert Döbele in seiner Laudatio. Mit der Arbeitsgemeinschaft (AG) Minifossi hat Werner Störk seit mehr als 25 Jahren seine alemannische Heimat zum Forschungs- und Studienobjekt gemacht und dabei hervorragendes geleistet, so Hubert Döbele.

Werner Störk wurde auf Vorschlag der Hebelkommission für seine Arbeiten über die Erforschung und Dokumentation zu den Themen „Waldglas und Glashütten", „Wallanlagen und Barockschanzen des Markgrafen Ludwig Wilhelm" (1655 bis 1707, „Türkenlouis") sowie „Goldsuche in der Region" ausgezeichnet.

Markgraf Ludwig Wilhelm ließ zwischen 1692 und 1701 ein ausgedehntes, rein defensives Befestigungssystem in Form einer so genannten „Linie" von Schanzen (Erdwerken) errichten, die sich über 200 Kilometer Länge über den gesamten Schwarzwald hinweg ziehen. Sie sicherte vor allem die neuralgischen Passübergänge, die Furten an Flüssen und wichtige Wegverbindungen. Mit umfangreichen Reiter- und Fußtruppen problemlose nutzbare Straßen waren im gesamten Schwarzwald selten und so gewannen die wenigen passierbaren Wege, ja selbst Pfade, eine wichtige strategische Rolle. Diese markgräfliche „Linie" teilte sich im Südschwarzwald in die „Vordere Linie" und „Hintere Linie". Die Vordere Linie lief im Süden vom Hochrhein bei Bad Säckingen über Gersbach und Schlechtbach bis zum Zeller Blauen. Von dort aus über den Neuenweger Hau bis zum Wiedener Eck und schließlich über den Hochkopf zum Herzogenhorn. Die gesamte Linie endete im Norden bei Heidelberg am Neckar. Von dort führen weitere „Linien" bis nach Mainz.

Geometrisch geschnitten waren die Wehranlagen, die unter dem Begriff Schanzen die Region und das Leben der Bevölkerung im 17. Jahrhundert prägten. Anders als die der äußeren Form nach ebenfalls streng konstruierten Schlösser und Festungen dieser Zeit sind die Schanzen aus dem historischen Bewusstsein fast wieder ganz verschwunden.

Dass die Schanzen eine recht strenge Ästhetik haben, ist dem damals herrschenden Zeitgeist zu verdanken: Der Barock ist Inbegriff der angewandten Geometrie, was in der zivilen wie auch in der militärischen Architektur seinen Ausdruck findet. „Unsere Arbeit ist ohne die enge Zusammenarbeit mit außerschulischen Experten nicht denkbar", betont Werner Störk, Leiter der Minifossi-AG. Die Kooperation mit Heimatforschern,

Behörden, Fachinstituten und Universitäten zählt zum festen Bestandteil dieser landeskundlichen und stark archäologisch orientierten Arbeit.

Ziel der jeweiligen Spurensuche bei den Projekten der Minifossis ist das *Erkennen,* das *Untersuchen* und nicht zuletzt, das erlangte Wissen einem breiten Interessentenkreis zu *vermitteln.* Man kann die Arbeit der Minifossis auch als naturwissenschaftliche Erlebnispädagogik bezeichnen oder noch treffender mit den Worten von Werner Störk *„Die Natur ist das größte Klassenzimmer“*.

Die AG Minifossi wurde 1982 als Schüler-Arbeitsgemeinschaft im „Erweiterten Bildungsangebot“ (EBA) gegründet und arbeitet seit 1993 in der Begabtenförderung des Landes (Förderung besonders befähigter Schüler).

Die AG Minifossi wurde 2004 mit dem höchsten bundesdeutschen Preis im Bereich des Denkmalschutzes, der „Silbernen Halbkugel“, dem Deutschen Denkmalpreis, ausgezeichnet. Die Gruppe um Werner Störk konnte im letzten Jahr ihr 25-jähriges Bestehen feiern. In diesem Zeitraum haben über 220 Schülerinnen und Schüler die AG Minifossi besucht. Von der Arbeitsgruppe wurden seither 65 Ausstellungen mit mehr als 220 000 Besuchern im In- und Ausland ausgerichtet.

Die bemerkenswerte Dankrede von Werner Störk ist nachfolgend abgedruckt.

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Bühler,
meine Damen und Herren der Hebelkommission und des Gemeinderates,
liebe Hebelfreunde,
sehr geehrte Festgäste,
liebe Schüler und Jugendliche,

normalerweise sitze ich da unten und bestaune die Geehrten, jetzt stehe ich da oben.

Lob und Auszeichnung für andere ist für mich im pädagogischen Alltag ein wichtiges Element – für mich selbst eher etwas Ungewohntes. Nach einer anfänglichen Scheu – die man bei mir sonst wohl nicht vermutet – habe ich mit der Laudatio von Hubert Döbele allerdings schon sehr Gefallen an meiner neuen Rolle gefunden und *möchte si Reed' am liebsch'te no ne mool a' loose.* Ich *könnt iihm stundenlang zueloose. So ne Laudatio is scho öbbis schönis – und eigentlich het jede Einzelne vo Euch alle au eini verdient.*

Ich nehme diese Auszeichnung in Hausen mit Freude dankbar an – auch deshalb, da sie für mich die erste Ehrung in meinem Heimatraum ist und somit für mich etwas ganze Besonderes bedeutet.

Als alter Goldwäscher bin ich es gewohnt, dass man tief graben und den so gewonnenen Sand geduldig auswaschen muss, um am Ende vielleicht mit einem einzigen Goldflitterchen belohnt zu werden.

Dennoch arbeitet man sich dabei ganz gezielt und wissend durch den ganzen farbenprächtigen Kosmos an mineralogischen Kostbarkeiten und hat für den daneben stehenden, eher enttäuschten Beobachter jedoch nur Sand, *jo, sogar eifach numme Dreck in de Wöschpfanne.* Blitzt dann aber plötzlich das gülden Erz im dunklen Schwerkonzentrat wie ein geheimnisvoller Karfunkel auf, ist alle Mühe vergessen – und *dann will jede öbbis vom Gold ab ha.*

Johann Peter Hebel merkt dazu an: *„Wir müssen nicht glauben, dass alle Wunder der Natur nur in anderen Ländern und Weltteilen seien. Sie sind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an, täglich sehen“*.

Wir alle kennen dieses Phänomen: Sind wir im Urlaub, staunen wir begeistert über Himmel, Wolken, dem Sonnenuntergang, schwärmen von der Gastfreundschaft der Menschen, deren Kultur und der Geschichte des fremden Landes – zurück daheim, verschließen wir unsere Sinne genau diesem hundertfachen Erstaunen im Ablauf eines ganz normalen Tages, in dem alltäglichen und ganz persönlichen Erleben der komplexen Einzigartigkeit von Mensch, Natur und Kultur.

Exakt dieses Bewusstsein für das Einmalige, was uns unmittelbar umgibt, zu wecken und zu schärfen, das war und ist Ziel unserer AG Minifossi. Und dabei eigentlich nur das *natürlich* vorhandene kindliche Staunen fördert und dessen unerschöpfliche Neugier fordert.

Bürgermeister Martin Bühler (re.) überreicht die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette des Jahres 2008 an Werner Störk Aufnahme: Elmar Vogt

Eingebunden in ein eng geknüpfte Netz von Experten und Forschern arbeiten wir als Haupt- und Werkrealschule überraschend erfolgreich und tragen so hoffentlich mit dazu bei, auch das Image der Hauptschule als derzeit scheinbar ungeliebtes schulisches Schmuddelkind zu korrigieren und zu zeigen, dass sie für viele Jugendliche in Wirklichkeit immer noch eine lebenswichtige Alternative ist und sehr wohl eine gute, weil praxisorientierte Startposition in das Berufsleben sein kann.

Genau wie hier in Hausen eine überaus engagierte und kulturell mit vielen Impulsen in die Kommune hineinwirkende Grund- und Hauptschule arbeitet – zu der man sie nur beglückwünschen kann – genauso versuchen wir an der Friedrich-Ebert-Schule tagtäglich unsere Arbeit – im fachlichen, Nationen verbindenden und pädagogischen Bereich engagiert und verantwortungsbewusst zu leisten.

Und auf der langjährigen Erfahrung aufbauend, dass bei geduldigem Fördern eines Tages aus den vor uns sitzenden kleinen Früchtchen sehr wohl eindrucksvolle Früchte reifen – auf die unsere Gesellschaft nicht verzichten kann.

Jede Schulart hat ihre Berechtigung – ist es wirklich zu viel gefordert, wenn ich – bei allem notwendigen Diskurs und Disput – aber auch den gegenseitigen Respekt anmahne? Diskussionen sollten helfen Brücken zu bauen, nicht sie zu zerstören!

Die Schule braucht mehr denn je die *ungeteilte* Unterstützung der Gesellschaft *und* der Politik, um auch in unserer Region die elementaren Herausforderungen der Globalisierung erfolgreich zu meistern. Schule wird, nein, Schule *ist* bereits schon heute ein modernes Dienstleistungsunternehmen – und so sehe ich auch meine Arbeit und unser Projekt.

Geschichte war und bleibt immer eine Ansichtssache und ist abhängig vom Blickwinkel und der Zeit, aus der man sie betrachtet. Darauf weist schon Johann Peter Hebel hin, in dem er resümiert:

Die meisten Menschen wären empört, würde man ihnen sagen, ihr Vater sei ein Gauner gewesen. Sie wären jedoch eher stolz, wenn sie erführen, dass ihr Urgroßvater ein Seeräuber war.

Und auch die Erkenntnis, dass der Prophet im eigenen Land oft wenig gilt, ist eine häufige Erfahrung der Menschen, die gerade als Laien forschen.

Wir haben uns deshalb sehr darüber gefreut, als damals die Gemeinde Hausen ihren Bürger Walter Arzet noch zu Lebzeiten ehrte. Einer jener – eher im Stillen – aber sehr fundiert arbeitenden Heimat- und Geschichtsforschern, dem wir im Rahmen unserer dreijährigen Zusammenarbeit im Schanzenbereich sehr viel Wissen verdanken und ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Dieser Brückenschlag zwischen alt und jung war und ist uns sehr wichtig und zwischenzeitlich ein Garant für unseren Erfolg: Denn nur so lässt sich detailliertes Lokalwissen und traditionelle Überlieferung als einzigartiger kultureller Schatz sorgsam bergen, wie ein wertvolles Schatzkästlein behutsam öffnen, schutzgebend behandeln und so für nachfolgende Generationen bewahren.

Wer – wie wir – die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts unsere Region erforscht, wird gezwungen, sich mit dem erschreckenden Phänomen des Krieges auseinanderzusetzen. Auch und gerade dann, wenn man sich ganzheitlich der Lebenswirklichkeit des Barocks nähert:

Für den Adel ein Leben voller feudal-fürstlicher Pracht, absolutistischem Glanz und unvorstellbarem Luxus. Die düstere Kehrseite dieser Medaille: Der Barock als Epoche europaweiter und regional heftig geführter Kriege und einer Zeit, in der für das einfache Volk über ein ganzes Jahrhundert hinweg der Friede nur eine vage Hoffnung und Krieg und Hunger als ständige Bedrohung allgegenwärtig war.

Wird so die Vergangenheit im Wiesental und im Markgräflerland wieder erlebbar und sieht man dann, wie auch ganz Europa für ein volles Jahrhundert im Krieg versinkt – dann gewinnen Worte und Werte wie Frieden, Freiheit und Demokratie auch und gerade bei Jugendlichen ein völlig neues Gewicht.

Verbunden mit einem auch bei Schülern bewussten Erkennen sowie der erlebbaren Achtung einer freiheitlichen Demokratie und dem Verständnis für einen dennoch wehrhaften Rechtsstaat.

Aber auch im Nachdenken über ihre eigene heutige positive Lebenssituation plötzlich ebenso unbequeme Fragen stellen wie: *Wenn für uns hier der Frieden so wichtig ist, warum exportieren wir immer noch tausendfach Waffen in andere Länder der Welt, wo dort damit wieder Unfrieden geschaffen und Krieg geschürt wird?*

Ich erinnere nochmals an Johann Peter Hebel und zwei seiner Verse aus dem Gedicht: *Der Storch,* mit dem er sein ganz persönliches Erleben im Frühjahr 1798 – nur ein paar Monate nach dem Friedensschluss von Campo Formio – in Verse fasst:

Suscht möcht's, gottlob, so ziimli goh,
und's Feldpickett isch nümme do;
wo Lager gsi sinn, Zelt an Zelt,
goht jetz de Pflueg im Ackerfeld.
Un wo me luegt un luege cha,
s' lächlet aim de Friden a
wie's Morgeliecht, wenn d'Nacht vergoht
un d'Sunne hinter de Tanne stoht.

Ich möchte mich zunächst bei den Verantwortlichen und Mitwirkenden, Erwachsenen wie Schülern, herzlich bedanken, die heute mit ihrer professionellen Kunst und ihrem fachkompetenten Können mit dazu beigetragen haben, diesen Abend für mich, für uns alle, zu einem unvergesslichen zu machen.

Dank auch an das gesamte Team unserer Friedrich-Ebert-Schule, die mir stets den nicht selbstverständlichen Freiraum für ein solches Projekt gewährte, Dank an den Freundeskreis unserer Schule, der uns gerade in den entscheidenden Phasen immer wieder umfassend unterstützte, Dank an die wenigen, aber treuen Sponsoren, Dank an die mit uns kooperierenden Kommunen und Behörden, Dank an die Vertreter der Lokalredaktionen, die für uns wichtige mediale Transportbänder unserer Forschungsergebnisse geworden sind, Danke an Sie alle als Gäste dieser für mich tief beeindruckenden Feier.

Danke aber auch an die inzwischen über 250 Jugendlichen, die sich – gemeinsam mit mir – auf den spannenden Weg zu den vielen Rätseln und Geheimnissen unserer Region aufgemacht haben und ohne deren Engagement, Leistungswillen, Motivation, Durchhaltevermögen und Teamgeist ich hier nicht stehen würde.

Genauso wenig wie ohne das begleitende Verstehen und Verständnis meiner Frau – *Di Ma seit au Dir ganz eifach und herzlich Dankschön!*

Nach der intensiven Beschäftigung mit dem kriegerischen Leben in unserer Heimat und der über unser Wiesental hinweg fegenden *„Kriegsfurie",* wie Johann Peter Hebel es so trefflich formulierte, ende ich ausnahmsweise nicht nur mit dem bei den Minifossis sonst vertrauten traditionellen und herzlichen Glückauf – für alle Dinge des Lebens – sondern mit einem Auszug aus Hebels Abendlied, der – zwischen den Zeilen – auch die Bedeutung des nachbarschaftlichen, zwischenmenschlichen Friedens unterstreicht.

Also genau jenem Frieden, der im Kleinen erst die Voraussetzung dafür schafft, damit auch im Großen die Völker und Nationen miteinander in Frieden leben können:

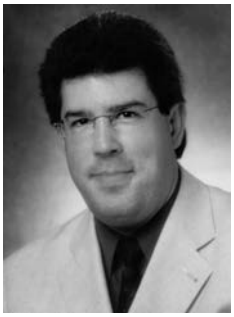
Jetzt Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;

Und wacht er nicht, so schläft er noch.
Wir finden Weg und Haustür doch,
Und schlafen aus im Frieden,
Ja Frieden.

Die Arbeiten der AG Minifossis sind auch im Internet ausführlich dokumentiert.
www.minifossi.pcom.de
www.goldwaschen.de
www.gold-gallery.com
www.jugendheim-gersbach.de/Jugendheim-Gersbach-Schanzen.html
www.jugendheim-gersbach.de/Barockschanze-Barock-Schanze.html
www.jugendheim-gersbach.de/Wald-Glas-Zentrum-Gersbach.html
www.jugendheim-gersbach.de/Jugendheim-Gersbach-Glashuetten.html

Anmerkungen

1 Aus dem Gedicht: Der Wegweiser, Guter Rat zum Abschied, erste Verszeile der neunten Strophe.



Anschrift des Autors:
Elmar Vogt
Riedackerweg 7
79688 Hausen
im Wiesental

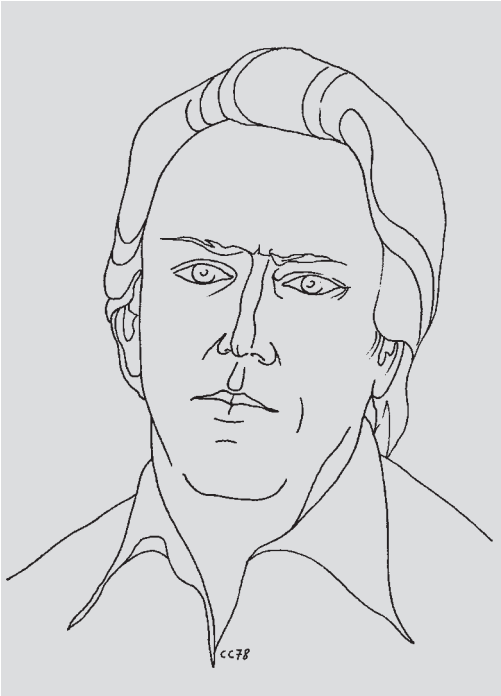
Karlheinz Kluge

Abschied von Adrien Finck

So wird es sein: Wenn einer nicht mehr schreibt, plötzlich fehlt, wird man sich seinen Büchern zuwenden! Adrien Finck, Professor für Germanistik, elsässischer Poet, Übersetzer, engagierter Herausgeber der *„Revue Alsacienne de Littérature“* ist am 8. Juni 2008 in Strasbourg gestorben.

Finck, geboren 1930 in Hagenbach, kam aus einer alten Bauernfamilie im Sundgau, war mit den Menschen, dem Land verwurzelt; Sprache der Geburt war das Niederalemannische. Der elsässische Poet, traumatisiert durch den deutschen Faschismus, den Verlust des Bruders, verweigerte sich nach 1945 dem Deutschen: *„Wie kann man auf einem sprachlichen Trümmerfeld noch leben?“* Doch die Vermittlung – Schulsprache ist jetzt Französisch – gelingt über den Dialekt der Kindheit, nachzulesen u. a. in seinem Essay über die elsässische Identität *„Stratégie du lierre“*. Man musste sich Finck als vollkommen beidhändig vorstellen, die eine Hand, die des Dichters und Übersetzers, die andere, die des Gelehrten, der leichthin Autoren und Übersetzer zusammenführte; eines seiner Bücher heißt denn auch *„Handschrift“* (1982). Geprägt durch die politische Bewegung der 70er Jahre, pflegte er ein klar intellektuelles, europäisches und zugleich regionales Engagement in und für die Poesie: Auf dem *Trümmerfeld* gedieh – und das kostete Kraft – eine Sprache ohne Grenzen, *Triphonie* (Französisch, Mundart, Hochdeutsch), seine Möglichkeit, die Geschichte der europäischen Barbarei endlich zu überwinden. Eindringliche Beispiele für die triphonische Dichtung finden sich im Band *„Hammerklavier“* (1998).

Adrien Finck, der sich in der Traditionslinie mit Schickele, Goll und Arp sah, wurden wichtige Preise zugesprochen, so der Prix Strasbourg (1974), der Oberrheinische Kulturpreis



Zeichnung von Camille Claus

Aus: Adrien Fink, Mülmüsik.
Gedichte in elsässischer Mundart. Morstadt Verlag, 1980.

Totenfeuer

Rauchzeichen. Aufsteigend. Ist gleich verflogen.
Die alte Garde der Buchstaben habe noch drei Tage gewacht.
Dann aber
Sonnenblau. Damit man ihn sieht.

(1983) und der Johann-Peter-Hebel-Preis (1992). Er war Membre de l'Académie d'Alsace, de la Société des Ecrivains d'Alsace et de Lorraine und Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Er hatte gute Freunde – Vigée, Weckmann, Staiber seien hier stellvertretend genannt. Doch was sagen Preise und Freunde über die poetische Nachhaltigkeit dieses großen Vermittlers und Grenzgängers aus, der uns nun fehlt?

Anschrift des Autors:
Karlheinz Kluge
Sperlingweg 41
77654 Offenburg

Ass ebbis iwrigblibt

I red a Sproch
wu ma boll nimma redt
un vor eb 's z' spot isch
sàg i noch
wia àlles haissa tüat
un schrib 's uf
àss ebbis iwrigblibt
in Gaischt verwàndelt
in Schrift
Erinnerung
Hieroglyphe fir morn

I schrib's uf a Blett
scho kunnt d'r Wind
soll i 's igràwa
in d'Haidamüra in Staizithehla
in Urwàldtempel in
Pyramidagräwer
Katakombe
scho kunnt d'r Wind
i schrib's uf a Blett
fliag
Gedichtla fliag

Worterklärungen: ass – dass, boll – bald, ebbis – etwas, Blett – Blatt, igrawa – eingraben, Haidmüra – Heidenmauer, Staizithehla – Steinzeithöhlen

Ehrungen

Adolf Schmid im Schloss Ebnet mit der Ehrenmitgliedschaft des Landesvereins ausgezeichnet

Im Anschluß an die Sitzung des Vorstands-, Beirats- und der Regionalleiter am 28. Juni 2008 im Schloss Ebnet wurde Herrn Adolf Schmid, Vorsitzender des Landesvereins Badische Heimat von 1998–2006, für seine Verdienste von Herrn Dr. Sven von Ungern-Sternberg die Ehrenmitgliedschaft verliehen.

Adolf Schmid wurde 1934 in Bad Rippoldsau geboren und übernahm 1998 auf der Mitgliederversammlung in Rastatt die ihm angebotene Funktion des Landesvorsitzenden als einziger Kandidat der Wahl. Mit Adolf Schmid verlagerte sich die Vorstandschaft der Badischen Heimat von Karlsruhe nach Freiburg. Die Loslösung der Vorstandschaft von Karlsruhe war von Reibungsverlusten begleitet, die Schmid in seiner duldsamen Art zu ertragen wusste.

Adolf Schmid war nach meiner Beurteilung der Erste, der über die Beschreibung der Aufgaben des Landesvereins in der Satzung hinaus konkrete Positionsbestimmungen für die aktuelle Arbeit der Badischen Heimat erarbeitet hat. Ich habe sie bereits in der Laudatio zu seinem 70. Geburtstag 2004 im Heft beschrieben (BH 2/2004, S. 278–283). Schmid hat sich eingesetzt für eine „Erinnerungskultur“, der Erinnerung der Badener an ihre eigene erfolgreiche Landesgeschichte.

In den Regierungspräsidien sah er die politische Interessenvertretung auch des Landesvereins, da er die im Verein seit langem vertretene Position vertrat, dass der Verein keine politischen Ziele im engeren Sinne vertrete. Mit dem Begriff der „Kulturlobby“ verband er das Anliegen, die „Mitgift Badens“, die Baden in das Land Baden-Württemberg eingebracht hat, auch in Zukunft aktiv weiterzugestalten.

Ein besonders persönliches Anliegen war ihm die Förderung der Nachbarschaft am Oberrhein. 2003 hat Schmid anläßlich der Erinnerung an die Säkularisation 1803 einen Wettbewerb für Schülerinnen und Schüler, Jugendlichen und Jugendgruppen von Verbänden und Vereinen ausgeschrieben, der erfolgreich abgeschlossen wurde.

Ein konkrete Umsetzung der Idee der „Erinnerungskultur“ wurde von Herrn Schmid und dem Schriftleiter mit dem „Badischen Kalendarium Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Personen und Ereignisse“ im Jahre 2006 geschaffen.

Sein Vertrauen, das er in besondere Weise dem Regierungspräsidenten im Basler Hof in Freiburg entgegenbrachte, mochte ihn veranlaßt haben, den seit 2008 in Ruhestand getretenen Regierungspräsidenten Dr. Sven von Ungern-Sternberg als seinen Nachfolger vorzuschlagen. Ungern-Sternberg hob denn auch in seiner Ansprache hervor, wie problemlos der Übergang vom alten zum neuen Vorsitzenden sich vollzogen habe.

Heinrich Hauß

Foto: Dr. Christoph Bühler

Dr. Sven von Ungern-Sternberg wurde von Papst Benedikt XVI. zum „Komtur des Gregoriusordens“ ernannt

Erzbischof Zollitsch überreicht Herrn von Ungern-Sternberg die päpstliche Ernennungsurkunde zum Komtur des Gregoriusordens Foto: Konradsblatt

Der Erzbischof von Freiburg, Robert Zollitsch, überreichte die päpstliche Auszeichnung dem früheren Regierungspräsidenten von Freiburg, Dr. Sven von Ungern-Sternberg, und hob seinen außergewöhnlichen Einsatz zur Erhaltung des Freiburger Münsters hervor. Ungern-Sternberg ist seit 1986 Mitglied des Freiburger Münstervereins, ist seit 1998 im Präsidium des Münsterbauvereins tätig und leitet seit fünf Jahren „als unermüdlicher und impulsgebender Vorsitzender verlässlich und zukunftsweisend seine Geschicke“.

Der Gregoriusorden ist ein päpstlicher Verdienstorden, der 1831 von Papst Gregor XVI. (Pontifikat 1831–1846) zur Erinnerung an Papst Gregor I. (Pontifikat 590 bis 604) gestiftet worden ist. Der Orden wird in vier Klassen verliehen. Der Komtur ist Inhaber der Auszeichnung der mittleren Klassen. *Heinrich Hauß*

Der Landesverein Badische Heimat gratuliert Dr. Volker Kronemayer zu seinem 60. Geburtstag

Im Jahre 1983 ist Dr. Volker Kronemayer in die Badische Heimat eingetreten. Im Jahre 1994 wurde er zum Vorsitzenden der mitgliederstarken Regionalgruppe Schwetzingen gewählt, ebenfalls 1994 wurde er auch stellvertretender Vorsitzender des Landesvereins Badische Heimat. Er hat von 1994–2008 dieses Amt unter drei ersten Vorsitzenden ausgeübt, unter Ludwig Vögely, Adolf Schmid und unter Dr. Sven von Ungern-Sternberg.

Foto: Dr. Christoph Bühler

1984 trat Kronemayer in Schwetzingen die Nachfolge des verstorbenen Alexander Lindinger an. In den vierzehn Jahren seiner Vorstandschaft der Regionalgruppe hat er von Jahr zu Jahr ein vorzügliches Programm entwickelt. Das „Schwetzinger Programm“ zeichnet sich aus durch eine Mischung von Vorträgen, Ortsbegehungen, Tagesfahrten und geselligen Veranstaltungen. Zur Besonderheit des Programms gehören auch die Mehrtagesfahrten, z. B. nach Regensburg, Thüringen, Luxemburg, Erfurt, Leipzig.

Der „Hebeltrunk“ zum Gedächtnis des am 21. 9. 1826 in Schwetzingen verstorbenen Johann Peter Hebel ist der gesellschaftliche Höhepunkt des Jahres.

Der Landesverein Badische Heimat wünscht Herrn Dr. Volker Kronemayer Gesundheit und weiterhin Elan für die Arbeit in der doppelten Funktion.

Heinrich Hauß

Arno Geiger wurde mit dem Johann Peter Hebel-Literaturpreis des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet

Was Literatur sein soll, steht nicht ein für alle Mal fest, es ändert sich mit den Methoden und Stimmungen. Die Literatur möge das Leben spiegeln, das des Lesers wie das des Verfassers, damit beide einander näher kämen.

Der Johann Peter Hebel-Literaturpreis des Landes Baden-Württemberg kann zum einen an Schriftstellerinnen und Schriftsteller verliehen werden, die durch ihr literarisches Werk dem alemannischen Sprachraum oder Johann Peter Hebel verbunden sind. Zum anderen können ihn Übersetzer, Essayisten, Medienschaffende und Wissenschaftler erhalten, die sich um die Pflege von Hebels Werk oder um die Literatur des alemannischen Sprachraums verdient gemacht haben. Beim Festakt zum Hebelfest am 10. Mai 2008 überreichte der Staatssekretär im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Dr. Dietrich Birk, den mit 10 000 Euro dotierten Preis an den Vorarlberger Schriftsteller Arno Geiger aus Wolfurt.

„Arno Geiger gehört zu den bedeutenden deutschsprachigen Autoren seiner Generation“, sagte

Staatssekretär Dr. Dietrich Birk (li.) überreicht die Urkunde zum Johann-Peter-Hebel-Literaturpreis 2008 des Landes Baden-Württemberg an Arno Geiger.

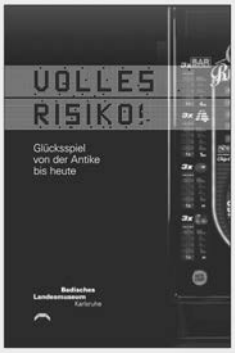
Aufnahme: Elmar Vogt

Staatssekretär Dr. Dietrich Birk vor der Verleihung des Johann Peter Hebel-Literaturpreises an den 1968 in Bregenz geborenen österreichischen Schriftsteller, dessen Sprachkunst er lobte. In ihrer Laudatio auf den Preisträger stellte Dr. Ulrike Längle beim Streifzug durch seine Werke immer wieder den Bezug zu Johann Peter Hebel her. Die „formale Sorgfalt und Präzision der sprachlichen Formulierung" sei ein Kennzeichen von Geigers Schreiben. Fünf Prosabände hat der Preisträger in den vergangenen zehn Jahren publiziert: 1997 das Romandebüt „Kleine Schule des Karusselfahrens", es folgten „Irrlichterloh", „Schöne Freunde" und „Es geht uns gut", und den Erzählband „Anna nicht vergessen". Den Deutschen Buchpreis erhielt Arno Geiger für den Roman „Es geht uns gut", ein Familien- und Geschichtsroman aus Österreich, der vom Jahr 1938 bis in das Jahr 2001 reicht.

„Die Einfühlungsgabe und Sprachkraft, mit der er die Mentalitäten von drei Generationen vorführt, habe die staunende Bewunderung der Kritik erregt. Geiger gehe auf die Vergangenheit zu, indem er private und öffentliche Geschichte miteinander verzahnt. Man könne in diesen unheroischen, spielerischen und dennoch präzisen Herangehen an die Geschichte eine Verwandtschaft zu Hebel entdecken", so Dr. Ulrike Längle.

„Nun bin ich für den Rest des Lebens Hebelpreisträger", freute sich Arno Geiger und gestand: „Ich bewundere Hebel sehr". Dieser werde ihm nun immer über die Schulter schauen, man werde gut miteinander auskommen. Die Tendenz zum Schlichten, das oft das Allerschwierigste sei, beeindrucke ihn bei Hebel.

Elmar Vogt



Volles Risiko!

Glücksspiel von der Antike bis heute

Hrsg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe

Dieser opulent bebilderte Band versammelt 22 hochkarätige Aufsätze zur Geschichte des ebenso beliebten, wie auch umstrittenen Vergnügens.

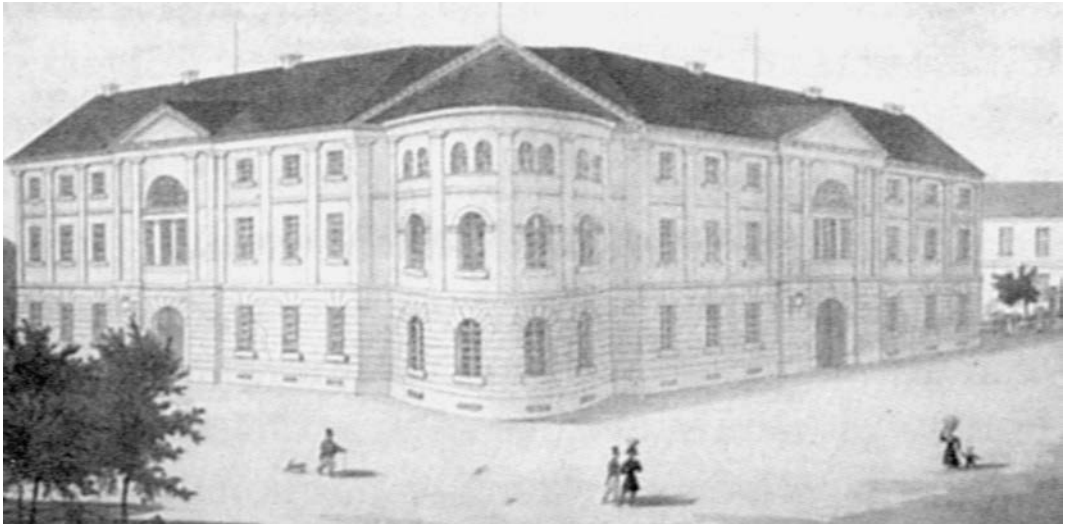
288 Seiten, 349 Farbabbildungen
ISBN 978-3-7650-8387-7
€ 29,90

Erhältlich in Buchhandel oder unter:
www.gbraun-buchverlag.de

G. BRAUN BUCHVERLAG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe

Gedenktage Badischer Geschichte

Redaktion: Heinrich Hauß



Vor 225 Jahren

„Ein Meilenstein auf dem Weg der Menschen zur Freiheit“

Markgraf Karl Friedrich schafft am 23. Juli 1783 die Leibeigenschaft ab

Sechs Jahre vor der Französischen Revolution und vier Jahre vor Annahme der amerikanischen Verfassung schaffte Markgraf Karl Friedrich am 23. Juli 1783 die Leibeigenschaft ab, und zwar in den Orten, die der alleinigen Landeshoheit und unmittelbaren Gerichtshoheit des Markgrafen unterworfen waren. Er

gewährte damit allen seiner Gerichtsherrschaft unterstehenden Landbewohnern die uneingeschränkte Freizügigkeit und sprach sie von allen daran hängenden Abgaben, Gefällen und Taxen los.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft durch das Edikt hat man als „Meilenstein in der Geschichte der deutschen Aufklärung“ interpretiert, denn Baden „war der erste Gliedstaat des Heiligen Römischen Reiches, in dem diese theoretische Forderung der Aufklärung auch tatsächlich umgesetzt worden ist“ (Uwe A. Aster). In Vorderösterreich hatte zwar Kaiser Josef II. (1741–1790) bereits 1782 die Leibeigenschaft abgeschafft, aber Karl Friedrich galt in den „Augen seiner Zeitgenossen als Schrittmacher“ (A. Borchert-Wenzel). Karl Friedrich war wegen des Beispiels, das er gegeben hatte, in ganz Deutschland ein viel bewunderter aufgeklärter Regent, wenn auch die Leibeigenschaft in Baden, wie Drais schreibt, „schon lange gemäßigt“ gehandhabt wurde.

Auf die zahlreichen Danksagungen, die Markgraf Karl Friedrich nach der Aufhebung der Leibeigenschaft zugingen, antworte er mit einer eigenhändig konzipierten Antwort: „Meine Antwort auf die Danksagungen des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft“ vom 19. September 1783. „Die Eingangsworte erhellen wie Karls Friedrich sich selber sah“ (H. G. Zier).

„Dass das Wohl der Regenten mit dem Wohl des Landes innig vereinigt sey, so dass beyder Wohl- oder Uebelstand in Eins zusammen fließen, ist bey mir, dem ich meiner Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn ich etwas zu dem Beßten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten noch annehmen. Was mich selbst vergnügt, mir Beruhigung gibt, mich der Erfüllung meiner Wünsche, ein freyes, opulentes, gesittetes,

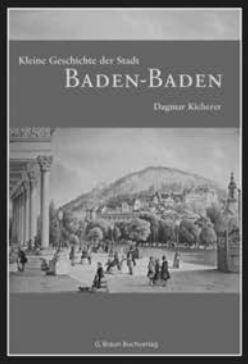
christliches Volk zu Regieren, nähert, dafür kann man mir nicht danken".

Die Gemeinde Eutingen, die zum Oberamt Pforzheim gehörte, errichtete mit Spenden ihrer Bürger einen Gedenkstein. Auf ihm ist zu lesen:

„Badens / Karl Friedrich / dem Vater seines Volks / als er / die Leibeigenschaft / mit ihren Folgen / samt dem Abzug / aufhob / Und / die Rechte der Menschheit herstellte / Setzte / dieses Denkmal des Danks / die Gemeinde Eutingen / den 23. Juli / 1783 / Wanderer dieser strase / sag deinem Land und der Welt / unser Glück: / Hier ist der edelste Man Fürst".

Bücher über Baden

Kleine Geschichte der Länder Baden und Württemberg 1918–1945
von Reinhold Weber
256 Seiten, 50 Abb., gebunden
€ 19,90



Kleine Geschichte der Stadt Baden-Baden
von Dagmar Kicherer
192 Seiten, 52 Abb., gebunden
€ 16,90

Im Buchhandel oder unter
www.gbraun-buchverlag.de

Aktuelle Informationen

Redaktion: Heinrich Hauß

Auf dem Weg zu einer trinationalen Metropolregion Oberrhein?

Zusammenarbeit der Technologieregion Karlsruhe und der Metropolregion Rhein-Neckar

Die Technologieregion Karlsruhe und die Metropolregion Rhein-Neckar haben am 23. Juni 2008 in Germersheim eine Kooperationsvereinbarung unterzeichnet. Ziel der gemeinsamen Vereinbarung ist, den gemeinsamen Wirtschaft- und Forschungsraum in seiner Entwicklung zu stärken, die regionale Zusammenarbeit weiter zu fördern, um mittelfristig zu den führenden Wirtschaftsräumen in Europa zu gehören. Nach dem Karlsruher Oberbürgermeister Heinz Fenrich der gleichzeitig Vorsitzender der Technologieregion ist, ist aber an eine Fusion „derzeitig nicht erwünscht und auch gar nicht möglich". Die Ludwigshafener Oberbürgermeisterin Dr. Eva Lohse und der Oberbürgermeister von Karlsruhe werteten die Kooperation als wichtigen Schritt auf dem Weg zu einer trinationalen Metropolregion Oberrhein.

Erweiterungsbau für das Generallandesarchiv in Karlsruhe

Das Land Baden-Württemberg investiert für den Erweiterungsbau des Generallandesarchivs 8,5 Millionen Euro. Die Grundsteinlegung soll am 8. September 2008 stattfinden. Der Rohbau soll im Frühjahr 2009 fertig gestellt sein. Anschließend wird der Nordflügel des alten Magazins bis zum Jahre 2014 modernisiert. Der Neubau wird durch eine Brücke mit dem Altbau verbunden. Der Erweiterungsbau erhält einen neuen Lesesaal im Obergeschoß und im Erdgeschoss Raum für Ausstellungen und Seminare. Durch die beiden Projekte erhöht sich die Kapazität von heute 24 auf 46 Regalkilometer. Mit dieser Lösung gewinnt das Generallandesarchiv eine für 40 Jahre ausreichende Kapazität.

Umbenennung der Regio Pamina in Eurodistrikt Regio Pamina

Nach dem Beispiel der Eurodistrikte im Raum Straßburg–Ortenau und im Süden der Oberrheinebene benennt sich der grenzüberschreitende Deutsch-französische Zweckverband „Regio Pamina" um in „Eurodistrikt Regio Pamina". Von der Namensveränderung verspricht sich der Verband eine bessere Bekanntheit und stärkere Verankerung in der Bevölkerung beiderseits des Rheins.

Ein wichtiges Anliegen des Zweckverbandes ist es, die Nahverkehrsnetze auf der Straße und der Schiene recht und links des Rheins zu verknüpfen. Es sollte möglich sein, auch deutsche Nahverkehrszüge südlich von Lauterbourg Richtung Strasbourg und französische in umgekehrter Richtung Wörth und Karlsruhe fahren zu lassen. Der Landkreis Rastatt und das Departement BasRhin wurden um Stellungnahme gebeten zu dem Vorhaben, eine Buslinie Hagenau–Rastatt–Baden-Baden einzurichten. Aus Anlass des 20jährigen Bestehens des Verbandes sollen sich im Oktober 2008 Rathauschefs von 200 Gemeinden aus dem gesamte Pamina-Raum in Bühl treffen.

Wettbewerb

Ein Logo für den Oberrhein – Un logo pour le Rhin supérieur

Ausstellung des Centre Culturel Franco – Allemand Karlsruhe

In einer Ausstellung des Centre Culturel Franco Allemand Karlsruhe wurden die Ergebnisse des Wettbewerbs „Ein Logo für den Oberrhein" (27. 6. 2008 – 14. 7. 2008) gezeigt. Studenten der Hochschule für Gestaltung in Basel, Karlsruhe und Mulhouse hatten sich an dem Wettbewerb beteiligt. Als Sieger ging Niklas Horn aus Karlsruhe aus dem Logo-Wettbewerb mit seinem „Rhin-Sup" hervor. Die Farbgebung des Logos erinnert an den Sandstein aus dem Schwarzwald und den Vogesen, der Name an den Rhein.

Stiftung für die Lichtenthaler Abtei

Regierungspräsident Rudolf Kühner überreichte Äbtissin Bernadette die Errichtungsurkunde für die Stiftung Abtei Lichtenthal zur Unterstützung des klösterlichen Lebens und der Erhaltung der Klosteranlage. Zwar war das Kloster in seinen Anfängen von Markgräfin Irmengard mit den nötigen materiellen Voraussetzungen ausgestattet. Irmengard stiftete nach dem Tode des Markgrafen Hermann 1243 das Kloster, in dem er begraben werden sollte. 1802 wurde der Besitz säkularisiert.

Das Nonnenkloster blieb aber als Grabkloster des alten Markgrafen unter dem Schutz des fürstlichen

Hauses bestehen. „Zwar tragen wir mit unserer Hände Arbeit maßgeblich zu unserem Lebensunterhalt bei. Im Hinblick auf die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen und auf die personelle Entwicklung unserer Gemeinschaft wird das in Zukunft jedoch zunehmend schwieriger.“ Die Stiftung soll das Kloster auf ein „festes Fundament stellen“. Neben dem Erhalt der Kunst- und Kulturgüter des Klosters ist die Stiftung vornehmlich auf die Förderung des klösterlichen Lebens ausgerichtet. Die geistliche Weiterbildung der Schwestern, die Beschäftigung mit dem spirituellen Erbe des Zisterzienserordens, die Pflege des Gregorianischen Chorals und der Kirchenmusik sind mit eingeschlossen.

10 Jahre Verein Deutsche Sprache e. V. Dortmund

Erhalt der deutschen Sprache
Gegen Anglizismen in der deutschen Sprache

Verein Deutsche Sprache e.V.

Heimat ist von ihrem Ursprung in der Jugendzeit stark mit der Muttersprache, meist mit dem Dialekt einer Landschaft, verbunden. Der Dialekt ist von seiner Struktur her wohl am ehesten gefeit gegen Anglizismen. Doch wäre es einer Untersuchung wert, zu beobachten, ob Anglizismen auch in den Dialekt eindringen oder bereits eingedrungen sind. Der frühere Vorsitzende des Landesvereins, Adolf Schmid, erklärte die Beachtung der Sprachreinheit in unserer Publikation zu einem Programmpunkt seiner Amtzeit.

Wir weisen deshalb unsere Mitglieder auf den „Verein Deutsche Sprache e. V.“ in Dortmund hin. Der Verein wurde 1997 gegründet und hat sich zum Ziel gesetzt, die deutsche Sprache „als eigenständige Kultur- und Wissenschaftssprache zu erhalten und sie vor dem Verdrängen durch das Englische zu schützen.“ Nach zehn Jahren hat der Verein inzwischen 30 000 Mitglieder. Der Verein gibt eine Zeitung unter dem Namen „sprachnachrichten“ heraus. Der Jahresbeitrag beträgt 30,00 Euro.

Anschrift: Verein für Deutsche Sprache e. V. (VDS)
Postfach 10 41 28
44041 Dortmund
Tel.: 02 31/79 48-5 20
Fax: 02 31/79 48-5 21
www.vds-ev.de

Sonderausstellung im
Naturkundemuseum Karlsruhe

„Urmenschen – eine Spurensuche“

27. März bis 5. Oktober 2008

Die Suche nach dem Ursprung des Menschen ist eine der spannendsten Fragen, die die Menschheit beschäftigt. Die neue Ausstellung im Naturkundemuseum Karlsruhe führt auf eine Spurensuche durch die Geschichte der menschlichen Evolution.

Vieles, was heute über die Evolution des Menschen bekannt ist, erschließt sich aus einer Kette von Hinweisen. Die Ausstellung präsentiert wichtige Glieder dieser Indizienkette aus den letzten 7 Millionen Jahren Menschheitsgeschichte in einem Überblick. Sie zeigt auch die Schwierigkeiten bei der Spurensuche – oft sind die Belege lückenhaft und fragmentarisch und fehlende Elemente müssen rekonstruiert werden. Indizien für die Evolution der Menschheit sind fossile Zähne, Schädel- und Skelettreste sowie Fußabdrücke, aber auch Werkzeuge und Zeugnisse von Kultur.

Das Naturkundemuseum Karlsruhe gibt einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand und stellt mit lebensnahen Rekonstruktionen und Nachbildungen berühmter Fossilien aus der Sammlung des Hessischen Landesmuseums Darmstadt die wichtigsten Vertreter der bislang entdeckten Urmenschen vor. Dazu gehören neben „Lucy“, die vor ca. 3 Millionen Jahren lebte, unter anderen auch der Neandertaler und der Homo heidelbergensis. Lebensgroßen Büsten vermitteln einen Eindruck davon, wie diese Urmenschen ausgesehen haben könnten.

Die Evolution des Menschen war kein isoliertes Ereignis – viele Faktoren in der Erdgeschichte haben die Evolution des Menschen beeinflusst. Die Ausstellung führt die Spuren menschlichen Lebens mit der Naturgeschichte zusammen und veranschaulicht die Veränderungen in Klima und Umwelt und ihre Auswirkungen auf die Entwicklung der Tierwelt. Zahlreiche Fossilien und einzigartige Exponate wie das Skelett eine Waldelefanten vermitteln ein Bild vom jeweiligen Lebensraum in der Entwicklungsgeschichte des Menschen.

Napoleon III. – Der Kaiser vom Bodensee

Deutsch-schweizerische Doppelausstellung zum 200. Geburtstag von Louis Napoleon Bonaparte in der Wessenberg-Galerie Konstanz und im Napoleon-Museum Arenenberg

Die Geschichtsschreibung in Frankreich hat den letzten Kaiser des Landes lange Zeit kaum beachtet. Zu tief saß die Scham über den verlorenen Krieg von 1870 gegen die deutschen Staaten unter Preußens Führung. Die Franzosen gaben dem Neffen des „großen Napoeon" die Schuld an der Niederlage und setzten ihn ab. Dabei hatte Napoleon III. sein Land länger als jedes französische Staatsoberhaupt seit der Revolution regiert.

Seine prägenden Jugendjahre verbrachte Louis Napoleon Bonaparte am Bodensee. Zeitlebens nannte er diese Landschaft seine Heimat, Frankreich sein Vaterland. Aus Anlass seines 200. Geburtstags widmen das Napoleonmuseum Schloss Arenenberg und die Städtischen Museen Konstanz den Jugendjahren dieses umstrittenen Herrschers eine deutsch-schweizerische Doppelausstellung.

Als 7-jähriger war Prinz Louis Napoleon Bonaparte, nach Napoleons Sturz 1815 mit seiner Mutter Hortense Beauharnais, Ex-Königin von Holland, aus Frankreich über die Schweiz ins Exil an den Bodensee geflohen. Im damals gerade erst badisch gewordenen Konstanz bezog der kleine bonapartistische Hofstaat ein Stadtpalais.

Schweizer Textilfabrikanten, der Verleger Cotta und ein Amerikaner initiieren hier in der Bodeseestadt die erste Dampfschifflinie, der ein Hafenneubau folgt. Behagliche Bürger fühlen sich wohl im Umfeld des kleinen Exil-Hofs der König Hortense. Der Einzelhandel macht beste Geschäfte mit den Hofleuten.

Am Schweizer Bodenseeufer wurde 1817 das herrliche Landschloss Arenenberg gekauft und im Pariser Stil der Zeit hergerichtet. Ein über 11 ha großer Landschaftspark gab den Anwesen zusätzlichen herrschaftlichen Glanz. Beschützt von Großherzog Carl und seiner französischen Frau Stephanie, Hortenses Cousine, wuchs der junge Prinz Louis Napoleon hier auf.

Von 1815 bis 1838 waren die Region und das malerische Schloss Exil und Heimat des jungen Bonaparte. Der kleine Hofstaat, den diese hier um sich und ihren Sohn versammelte, prägte Kultur, Wirtschaft und das gesellschaftliche Leben am See. Von hier aus war es für den jungen Louis Napoleon ein kurzer, strammer Ritt zu den Zerstreuungen der „Residenzstadt" Konstanz. Stets wurde ein offenes Haus geführt. Eine Tradition, die das Napoleonmuseum Arenenberg weiterführt: In den stilvollen Repräsentationsräumen und den privaten Gemächern wird der Besucher in die Lebenswelt der Bonapartes zurückversetzt. Bis ins Detail ist hier alles im Originalzustand erhalten, vieles darf berührt und teilweise sogar benutzt werden.

Die Bodenseeregion spielt in der Persönlichkeitsbildung des später betont europäisch gesonnenen Kaisers eine entscheidende Rolle. Sie war der bedeutendste Rückzugsraum maßgeblicher Mitglieder der einst kaiserlichen Familie. Hier, im schweizerisch-badisch-württembergisch-bayerischen Grenzland wuchs der junge Louis Napoleon heran, angeleitet von bedeutenden Reformern wie Bistumsverweser Ignaz Heinrich von Wessenberg und stark verankert in der alemannischen Mentalität seiner neuen Heimat. Prinz Louis Napoleon machte durch Abenteuer und Amouren von sich reden. Aus dem Dandy wurde ein ehrgeiziger junger Politiker, der dem Vorbild des großen Onkels nacheiferte.

Mutter Hortense de Beauharnais hatte nur ein Ziel: Schon den Knaben konditionierte sie auf den französischen Thron, überforderte den sensiblen Jungen mit dem übermächtigen Vorbild seines großen Onkels. Vom Bodensee aus schmiedete sie über ihr europäisches Netzwerk Pläne, die ihren Sohn auf den französischen Thron führen sollten. Dieser war nach dem Tod seines Vetters und seines Bruders als Thronanwärter an die erste Stelle gerückt. Aus Wien schickte der Staatskanzler Fürst Metternich Spitzel und Spione, die sich an die Fersen der Ex-Königin hefteten und regelmäßig nach Wien und Paris berichteten. Doch nach ihrem Tod und abenteuerlichen Putschversuchen in Frankreich entwickelt sich der Prinz in mehrjähriger Festungshaft zum gewieften Politiker, dessen politische Stichworte das soziale Engagement, die plebiszitäre Absicherung der bonapartistischen Herrschaft und das Selbstbestimmungsrecht der Völker sein werden.

Nach der Februarrevolution 1848 und dem Sturz des Königtums wurde Napoleon zum Präsidenten der Französischen Republik gewählt, drei Jahre später putschte er gegen die Verfassung und ließ sich 1852 durch Plebiszit zum Kaiser der Franzosen proklamieren.

Auch später als Kaiser blieb Napoleon III. der Bodenseeregion verbunden und diese ihm: Sein letzter Besuch am Bodensee 1865 ist ein Triumphzug und ein rührendes Wiedersehen mit vielen Jugendfreunden, denen der Monarch ohne jede Etikette begegnet, Freundschaftsgaben (in der Ausstellung zu sehen!) verteilt und die altvertraute Sympathie genießt.

Napoleon III. versucht sich auf vielen außenpolitischen Kampfplätzen (Krimkrieg, Einigung Italiens, Mexiko), führt sein Land aus der seit dem Wiener Kongress bestehenden Isolation heraus und fördert als „liberaler Diktator" vor allem die wirtschaftliche Modernisierung Frankreichs.

In Bismarck findet Napoleon III., den seine Zeitgenossen als „Napoleon, den Kleinen" verspotteten, den überragenden Gegner. Im Streit um die spanische Thronkandidatur eines Hohenzoller-Prinzen lässt sich Napoleon III., angereizt durch Bismarcks redaktionelle Bearbeitung der „Emser Depesche", in einen Krieg treiben. In der vernichtenden Schlacht von Sedan gibt sich der Kaiser gefangen, seine Herrschaft ist zu Ende. Am Bodensee war die Begeisterung über Napoleons Ende sehr geteilt. 1873 stirbt der seit Jahren schwerkranke Ex-Kaiser im englischen Exil.

Konstanz und das Schweizer Bodenseeufer, von Zerstörungen des Zweiten Weltkrieg verschont geblieben, sind frühe Schauplätze dieser Kaiserbiografie. In Bürgerhäusern und Schlössern der Region fanden und finden sich Originalexponate aus dem unmittelbaren napoleonischen Umfeld: Persönliche Erinnerungen und Souvenirs, Briefe und Geschenke des Prinzen, zauberhafte Portraits von Familien aus dem Umkreis der kleinen „Hofgesellschaft" um Hortense und Louis Napoleon. Es werden Napoleons Pferdeschlitten, in dem er die Gegend unsicher machte und arglose Bürgerstöchter zu wilden Schlittenfahrten einlud, und seine Kutsche, in der er 1870 in Sedan vor König Wilhelm

kapitulierte, gezeigt und zahllose Zeugnisse aus dem Alltagsleben von Freunden, Bewunderern, Geschäftspartnern und Feinden der Bonapartes am Bodensee, die erhalten geblieben sind. Darunter Mobiliar, Vitrinen-Nippes, Gläser, Porzellan, Kleidung aus Konstanzer Familien der Biedermeierzeit, Erinnerungsstücke an die „napoleonische Ära“ der Stadt, aber auch pornografische Zeichnungen aus dem Dachboden eines Konstanzer Kirchenbaus, von einem damaligen Zeichner produziert für die männlichen Kunden der Zeit, als Louis Napoleon Gast eines Konstanzer Bordells war.

Schließlich darf auch die Totenmaske Napoleon III., abgenommen kurz nach seinem Tod im Januar 1873 in Chislehurst, nicht fehlen.

Alle diese Relikte wurden in monatelanger Recherchearbeit aufgespürt und werden erstmals öffentlich ausgestellt.

Die Sonderausstellung widmet sich der Jugendzeit einer wichtigen historischen Figur der europäischen Geschichte des 19. Jahrhunderts, die von Forschung und Museen in den vergangenen Jahrzehnten kaum beachtet wurde. Jüngste Forschungen in Archiven und Privatsammlungen ermöglichen nun einen genaueren Blick auf die liberale süddeutsch-eidgenössisch geprägte Sozialisierung eines späteren Monarchen der letzten Glanzzeit der europäischen Monarchien vor dem Ersten Weltkrieg.

Die beiden Ausstellungen basieren auf seriösen wissenschaftlichen Forschungen und neuesten Exponatfunden. Doch in ihren Präsentationsformen werden sie breite Bevölkerungskreise und vor allem auch junge Museumsbesucher ansprechen. Interaktive Elemente, moderne Medien-Stationen und sinnlich inszenierte Lebenswelten von damals sollen den Besuch der Ausstellung zu einem spannenden, aufregenden und nachhaltig positiven Erlebnis und zu einer packenden Reise in die Vergangenheit werden lassen: Da wird Napoleons Schlitten von wilden Fahrten erzählen, der Konstanzer Wirtshausstuhl, auf dem er saß, berichtet von derben Festen des Draufgänger-Prinzen. Und unterm riesigen Napoleonhut erfahren Kinder, wie sich der Neffe des großen Napoleon als vorherbestimmter Nachfolger gefühlt haben muss.

Das Rahmenprogramm der beiden Ausstellungen bietet u. a. mehrsprachige Führungen zu Originalschauplätzen des Prinzenlebens („Jugendjahre eines Kaisers“) an, mit Besichtigungen in sonst nicht zugänglichen Stadtpalais, Häusern und Winkeln. Ein attraktives Kinderprogramm machen die Napoleon-Ausstellungen auch für Familien zu einem kurzweiligen Vergnügen.

20. April 2008 bis 19. Oktober 2008.
Kulturzentrum am Konstanzer Münster,
D-78462 Konstanz.
Öffnungszeiten Di.–Fr. 10–18 Uhr,
Sa., So. und Feiertage 10–17 Uhr.
Buchungshotline Konstanz: (0 75 31) 9 00-2 46.
www.konstanz.de.

Schloss Arenenberg, CH-8268 Salenstein
Öffnungszeiten:
Mo.: 13–17 Uhr, Di. bis So.: 10–17 Uhr.
Buchungshotline: +41 (0) 71 663 32 60.
www.napoleonmuseum.tg.ch.

Beide Ausstellungen in Landeskunde online:
http://ausstellungen.landeskunde-online.de.

Bahn muss sich mit Offenburger Tunnel intensiver auseinandersetzen

„Der viergleisige Aus- und Neubau der Rheintalbahn ist für die Landesregierung ein zentrales verkehrspolitisches Thema. Im Grunde bezweifelt niemand die Sinnhaftigkeit des Projekts. Seine Ziele können aber nur durch eine Planung erreicht werden, die in gebotener Weise Rücksicht auf Mensch und Umwelt nimmt.“ Das sagte Innenminister Heribert Rech nach Abschluss der Planauslegung im Planfeststellungsabschnitt 7.1 (Offenburg-Süd–Hohberg). Angesichts des beeindruckenden Ergebnisses von über 45 000 Einwendungen in diesem Abschnitt, die zu den bereits vorliegenden 25 000 Einwendungen aus anderen Abschnitten hinzukämen, müsse die Bahn sich mit dem Güterzugtunnel intensiver als bisher auseinandersetzen.

Mit Blick auf das weitere Verfahren betonte Rech: „Die Region muss sich zusammenfinden und eine möglichst geschlossene Haltung einnehmen. Das wird seine Wirkung auf die Bahn nicht verfehlen. Offenburg hat dafür ein starkes Vorbild gegeben“.

Globalisierung und vermehrtes Interesse an örtlichen Traditionen

Landesverband der Heimat- und Traditionsvereine setzen sich für Stärkung des Brauchtums und der Mundart ein

Der Landesverband der Heimat- und Trachtenverbände reagierte mit seinen Forderungen auf das neu erwachte Interesse an örtlichen Traditionen im Zusammenhang mit der Globalisierung.

Der Vorsitzende des Landesverbandes der Heimat- und Trachtenvereine, Gottfried Rohrer, St. Peter, forderte, dass „die Geschichte der Region auch im Schulunterricht ein Thema“ sein sollte. „Die Kinder und Jugendlichen sollen wissen, wo sie leben und welche Bedeutung die Tradition in der jeweiligen Region hat“. Der Sprecher des Kultusministeriums wies darauf hin, dass die Bildungsstandards ausreichend Ansatzpunkte böten, um lokales Brauchtum und Heimatgeschichte im Unterricht zu behandeln. Die Geschäftsführerin des Landesjugendrings, Eva Lang, will den Unterricht nicht durch neue Inhalte überfrachtet wissen, befürwortete aber zusätzliche Angebote an den Schulen in Zusammenarbeit mit Trachtenverbänden.

Der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger bedauerte, dass Heimatkunde vor Jahren aus dem Stundenplan der Grundschule gestrichen wurde. Das Thema Heimat ist in der Grundschule dann sinnvoll, wenn es nicht romantisierend und beschönigend, sondern realistisch und breit gefasst wird. Dazu gehört u. a. auch die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit.

Institutionen und Vereine in Baden

R. Johanna Regnath

Das Alemannische Institut Freiburg e. V.

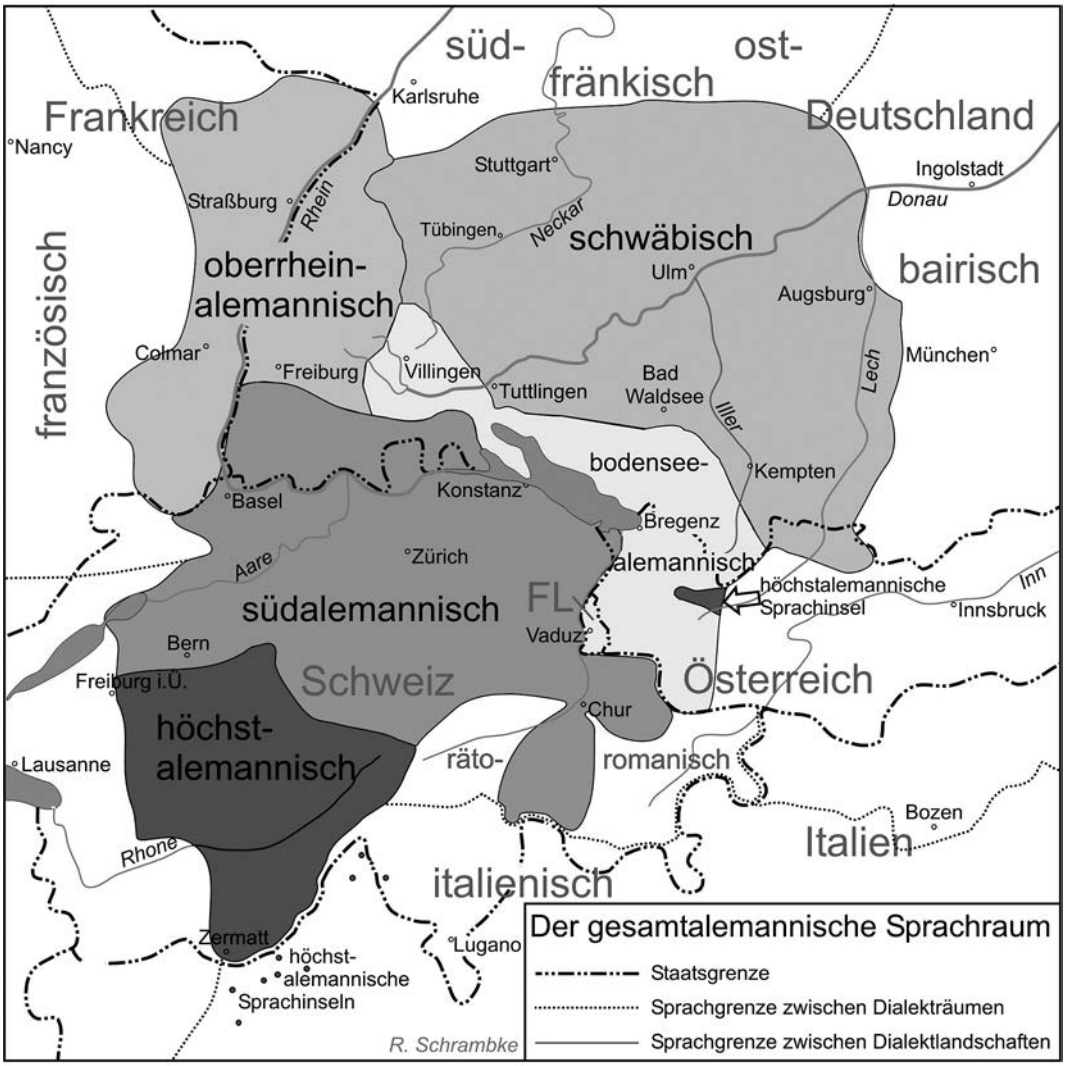
Alemannisch – grenzenlos! Unter diesem Titel veranstaltete das Alemannische Institut Freiburg i. Br. e. V. im Wintersemester 2007 in Freiburg eine Vorlesungsreihe mit den neuesten Ergebnissen zur Dialektforschung im alemannischen Raum. Der Titel – insbesondere sein Ausrufezeichen – wirkte provokativ und wurde in den Redebeiträgen auch kontrovers diskutiert, denn der alemannische Raum weist ja bekanntermaßen eine Vielzahl unterschiedlicher Grenzen auf.

Das Arbeitsgebiet des Alemannischen Instituts umfasst Teile von insgesamt fünf europäischen Staaten und bezieht alle wissenschaftlichen Fachrichtungen mit ein, die sich im weitesten Sinne mit Landeskunde beschäftigen. Es setzt sich zusammen aus dem größten Teil Baden-Württembergs, Bayerisch-Schwaben, dem Elsass, der deutschsprachigen Schweiz, dem Fürstentum Liechtenstein und dem österreichischen Bundesland Vorarlberg. Es ist nicht nur von Staatsgrenzen, sondern auch von zahlreichen kleinen und großen Dialektgrenzen durchzogen (siehe Sprachkarte). Dennoch existiert ein Bewusstsein für diesen gemeinsamen alemannischen Raum, der vor allem als Sprachraum definiert ist, aber auch vielfältige historische Bezüge aufweist.

Die rund 200 gewählten Mitglieder des Instituts vertreten unterschiedlichste wissenschaftlichen Fachrichtungen, wie z. B. Geographie, Geologie, Germanistik, Geschichte, Dialektologie, Archäologie, Rechtsgeschichte, Landespflege und Botanik, Forstwissenschaft und Landesplanung, Kunst- und Architekturgeschichte, Gerichtsmedizin, Soziologie und andere mehr. Dass hier nicht nur Landesgrenzen, sondern zuweilen auch Fächergrenzen überwunden werden müssen, versteht sich von selbst.

Das Alemannische Institut bietet seinen Mitgliedern für die internationale und interdisziplinäre Erforschung dieses gemeinsamen Raumes Ressourcen und Unterstützung. Auf der Homepage des Instituts liest sich das folgendermaßen: „Das Alemannische Institut Freiburg i. Br. e. V. ist – zusammen mit seiner Arbeitsgruppe an der Universität Tübingen – eine Vereinigung von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen mit dem Zweck, die fächer- und grenzüberschreitende landeskundliche Erforschung des alemannisch-schwäbischen Sprach- und Siedlungsraumes zu fördern."

Dieser – in der heutigen Wissenschaftslandschaft hochaktuelle – Zuschnitt geht bis in die Gründungszeit zurück. Joseph Wirth, Freiburger Reichstagsabgeordneter, zeitweiliger Reichskanzler und späterer Reichsinnenminister hatte schon in den 20er Jahren das Bonner Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande kennen gelernt. In Bonn rückte man die „historische Landschaft" als Referenzpunkt in den Mittelpunkt der Forschung und ersetzte damit die traditionelle Staats- und Dynastengeschichte. Dieses Vorbild, zusammen mit Wirths „Heimatliebe" (die zu stärken in der ersten Satzung von 1931 als Aufgabe der Einrichtung dezidiert benannt wurde!) dürfen als Motive für die Gründungsidee angesehen werden. Gleichzeitig fügte sich diese Idee auch in eine Geistesströmung ein, die nach Ende des Ersten Weltkrieges eine stärkere Aufmerksamkeit für das „Auslands- und Grenzlanddeutschtum" forderte und deren Ausformungen von weitgehend unpoliti-



Der gesamtalemannische Sprachraum Karte: Dr. Renate Schrambke (Südwestdeutscher Sprachatlas, Universität Freiburg i. Br.)

schen Forscherinteressen bis zu deutlichen Forderungen nach Revision der Grenzen reichen konnten.

Vor diesem Hintergrund versuchte Joseph Wirth 1931 die Universität Freiburg als Trägerin des neuen Instituts zu gewinnen. Dort fürchtete man jedoch mögliche negative Reaktionen im Ausland, insbesondere in Frankreich, und lehnte ab. Daraufhin wandte sich Wirth an die Stadtverwaltung der Stadt Freiburg und ihren Oberbürgermeister Dr. Karl Bender, die sich bereit erklärten, die Trägerschaft zu übernehmen. 40 000 Reichsmark bildeten den Grundstock für die Errichtung des Instituts, dessen Vorsitz der Freiburger Oberbürgermeister übernahm. Die inhaltliche Leitung lag anfangs bei einem Kuratorium, ab 1935 beim Freiburger Ordinarius für mittelalterliche Geschichte Theodor Mayer, dem 1938 der Geograph Friedrich Metz folgte.

Die beiden wissenschaftlichen Leiter waren zwar Parteimitglied (Mayer) bzw. deutschnationalem und nationalsozialistischem Gedankengut zugeneigt (Metz) und lehnten eine Einbindung des Instituts in die Strukturen des

Nationalsozialismus nicht grundsätzlich ab, beurteilten ihre wissenschaftliche Tätigkeit selbst aber letztlich als „unpolitisch“ und entschieden im Alltag auch gegen die Partei, wenn es zur Durchsetzung ihrer eigenen Interessen oder derer des Instituts dienlich erschien – was unter anderem zu einem schwerwiegenden Zerwürfnis zwischen Theodor Mayer und dem nationalsozialistischen Oberbürgermeister Dr. Franz Kerber führte.

Für die wissenschaftlichen Arbeiten am Institut, zu denen unter anderem die Vorbereitung eines Atlasses des alemannischen Raumes gehörte, war der Bombenangriff auf Freiburg am 27. November 1944 ein herber Rückschlag: Die Akten und Bücher des Instituts waren in Räumen des Stadtarchivs untergebracht und wurden dort völlig vernichtet.

Mit Kriegsende verlor das Institut auch noch seine organisatorischen Strukturen sowie alle staatlichen Unterstützungen. Das hielt jedoch den engsten Kreis um Friedrich Metz und den Theologen Joseph Sauer nicht davon ab, sich schon 14 Tage nach der Besetzung Freiburgs wieder zu treffen, um über die Zukunft des Instituts zu beraten. Auch Vorträge wurden sehr rasch wieder veranstaltet. Es sollte aber noch bis zum 15. Februar 1951 dauern, bis das Alemannische Institut, nun als eingetragener Verein, neu gegründet werden konnte.

Die Hauptlast der folgenden (Wieder-)Aufbauarbeit übernahm Friedrich Metz, zuerst als Geschäftsführer und stellvertretender Vorsitzender neben dem Theologen Arthur Allgeier, ab 1957 als Vorsitzender. Unablässig bemühte er sich darum, Räume und Geldmittel für das Institut zu beschaffen. 1955 schließlich wurde ihm das erste Obergeschoß einer Villa in der Mozartstraße 30 im Freiburger Stadtteil Herdern zugewiesen, in dem sowohl der für Metz neu geschaffene Lehrstuhl für Geographie und Landeskunde als auch das Alemannische Institut untergebracht wurden. Dieses Haus sollte für ein halbes Jahrhundert Domizil des Instituts bleiben.

Ab 1962 folgte eine Phase des Ausbaus und der Konsolidierung. Wolfgang Müller, ein Freiburger Theologe, förderte als Vorsitzender eine offene und dezentrale Arbeitsstruktur, die zu vielfältigen Projekten führte. 1965 gründete sich in Tübingen eine Arbeitsgruppe des Alemannischen Instituts. Die Veranstaltungen wandten sich nun zunehmend an die Öffentlichkeit und vermittelten die Ergebnisse der landeskundlichen Forschungen in die Bevölkerung hinein, insbesondere auch durch Exkursionen, die der Geograph Wolf-Dieter Sick, Vorsitzender seit 1983, besonders betrieb.

Im Herbst 1999 schließlich trat ein Ereignis ein, das beinahe das Ende des Instituts bedeutet hätte: Der Landesrechnungshof Baden-Württemberg unterzog die Arbeit des Instituts einer Prüfung und Bewertung. Ein Jahr später kamen die Prüfer in ihrem Bericht zu dem Ergebnis, dass die Arbeit des Alemannischen Instituts von erheblichem Interesse für das Land Baden-Württemberg sei, die von keiner anderen Einrichtung geleistet werden könne. Nichtsdestotrotz schlug man eine mittelfristige Auflösung vor.

Im Rückblick erwies sich dieser Bericht letztlich als positiv für das Institut, denn er führte nicht nur im Kreis der Mitglieder, sondern auch in der Öffentlichkeit zu intensiven Diskussionen über die Aufgaben des Alemannischen Instituts und zu einer Bestandsaufnahme seiner Leistungen. Gerade die Vernetzung von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen zur Förderung von grenzüberschreitenden Fragestellungen und fächerverbindender Arbeit wurde nochmals stärker in den Fokus gestellt. Das Institut erfuhr Unterstützung von Seiten der Presse, von hochrangigen Vertretern der Politik und nicht zuletzt von einer breiten Öffentlichkeit, was in der Summe zur Ablehnung der Empfehlung des Rechnungshofes führte.

So konnte das Institut im Dezember 2006 das 75-jährige Jubiläum seines Bestehens feiern. Eine ausführliche Auseinandersetzung mit seiner Geschichte und die Beiträge zu diesem Fest sind als Band 75 in der Reihe der Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts dokumentiert.

Heute ist das Alemannische Institut eine moderne Forschungseinrichtung, die von Prof. Dr. H. U. Nuber als ehrenamtlicher Vorsitzender geleitet wird. Er bildet zusammen mit seinen beiden Stellvertretern Prof. Dr. Hugo Ott und Prof. Dr. Sönke Lorenz den Vorstand. Ihnen steht ein wissenschaftlicher Beirat aus

den Reihen der Mitglieder beratend zur Seite. Für die Gesamtorganisation ist die Geschäftsführerin zuständig.

Im Herbst 2006 ist die Geschäftsstelle in die Innenstadt umgezogen und bietet eine landeskundliche Fachbibliothek mit über 22 000 Bänden, die größtenteils über den digitalen Katalog der Universitätsbibliothek recherchierbar ist und die den Institutsmitgliedern, Studierenden und anderen Nutzern offen steht. Derzeit arbeiten dort sechs Beschäftigte (zum größten Teil in Teilzeit), unterstützt von einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin.

Das „Herz" des Instituts ist jedoch nach wie vor die Kompetenz und das Engagement der Mitglieder: Aus dem Netzwerk „Alemannisches Institut" erwuchsen in den letzten 75 Jahren zahlreiche wissenschaftliche Tagungen, eine Buchreihe mit über 70 Einzeltiteln, die wissenschaftliche Zeitschrift „Alemannisches Jahrbuch" und eine Vielzahl an Einzelveranstaltungen.

Insbesondere die Tagungen zielen darauf hin, wissenschaftliche Forschung zum alemannischen Raum zu fördern und bekannt zu machen. Das Wissen über die heimatliche Landschaft, um ihre natürlichen Gegebenheiten und ihre historischen Wurzeln, ist für die Entwicklung der persönlichen Identität förderlich, ja notwendig und stärkt die Einbindung des Einzelnen in die Gesellschaft. Hohe Besucherzahlen und positive Resonanz, wie sie zum Beispiel die Tagung „Die Baar als Königslandschaft" erfuhr, zeigen, dass es dafür einen großen Bedarf gibt. An dieser Tagung zur frühmittelalterlichen Archäologie und Geschichte der Baar im März 2008 in Donaueschingen nahmen über 160 Fachleute und Interessierte teil. Die Ergebnisse werden im Lauf des Jahres 2009 als Sammelband erscheinen.

Ein ähnliches Ziel, jedoch mit internationaler Ausrichtung, verfolgen die beiden Exkursionsreihen „Kantone der Schweiz" und „L'Alsace inconnue". Sie ermöglichen es einem breiten Publikum unter wissenschaftlicher Leitung die Schweiz und das Elsass von Seiten kennen zu lernen, die dem touristischen Blick sonst eher verschlossen bleiben.

Darüber hinaus bietet das Institut mit seinen Fachvorträgen ein Forum, um aktuelle Forschungsergebnisse zu präsentieren und interdisziplinär zu diskutieren. Halbjährlich veröffentlicht das Institut Semesterprogramme, die auch als Mail-Erinnerungsservice abonniert werden können.

„Die ‚Herzkammer' und das ‚kollektive Gedächtnis' der alemannisch-schwäbischen Landschaften", so nannte Staatssekretär Gundolf Fleischer MdL das Alemannische Institut in seiner Festrede zu dessen 75-jährigen Bestehen am 9. Dezember 2006 – dem alemannischen Raum, seinen Menschen und seinen Forschern und Forscherinnen ist zu wünschen, dass es das auch bleibt.

Das Alemannische Institut. 75 Jahre grenzüberschreitende Kommunikation und Forschung (1931–2006), hg. vom Alemannischen Institut. In Kommission bei Karl Alber Verlag Freiburg/München 2007, 336 S., ISBN 978-3-495-48286-5, 27 €.

Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V.
Bertoldstraße 45, Rückgebäude
79098 Freiburg i. Br.
Tel. 0761/150-675-70, Fax 0761/150-675-77
www.alemannisches-institut.de,
info@alemannisches-institut.de

Vorstand: Prof. Dr. Hans Ulrich Nuber,
Prof. Dr. Hugo Ott,
Prof. Dr. Sönke Lorenz
Geschäftsführung: R. Johanna Regnath

Öffnungszeiten: Mo–Fr 9–12 und 14–16,
Mittwochnachmittag geschlossen

Anschrift der Autorin:
R. Johanna Regnath,
Geschäftsführerin
des Alemannischen
Instituts
Freiburg i. Br. e. V.
Bertoldstraße 45
79098 Freiburg i. Br.

Veranstaltungen badischer Institutionen

Alemannisches Institut, Oktober–Dezember 2008

Exkursionen

Limes-Archäologie. Eine Exkursion zu den Römern und Alamannen auf der Ostalb, 3.–4. 10. 2008 (Freitag–Samstag)

Exkursionsleitung: Prof. Dr. H. U. Nuber und Dr. Gabriele Seitz.

Voraussichtlicher Ablauf:

1. Tag: Von Freiburg über Schwäbisch Gmünd nach Aalen (Limesmuseum). Übernachtung in Ellwangen.

2. Tag: Besuch des Alamannenmuseums in Ellwangen (Führung durch den Museumsleiter Andreas Gut M.A.), Weiterfahrt nach Sontheim und Brenz (Kirche und Schloss), Mittagessen („Hammelbraten schwäbisch"), Besuch des Römermuseums in Mengen. Rückankunft in Freiburg ca. 20 Uhr.

Das endgültige Programm und alle weiteren Informationen finden sich auf der Homepage des Alemannischen Instituts www.alemannisches-institut.de → Programm.

Anmeldung bis 19. 9. 2008

Baustelle Münster. Zwei Nachmittagsexkursionen in Freiburg

7. 11. 2008 (Freitag): Herkunft und Entstehung der Münster-Bausteine, Führung mit Dr. Wolfgang Werner in die Münsterbauhütte, ans Münster und zu einigen anderen wichtigen Gebäuden in direkter Nähe.

14. 11. 2008 (Freitag): Baustellenführung am Münster mit Peter Kalchthaler und der Münsterbaumeisterin Yvonne Faller (gutes Schuhwerk und Trittsicherheit erforderlich).

Beginn jeweils 15 Uhr. Die Teilnehmerzahl ist begrenzt, Anmeldung für den 7. und 14. 11. ab Mitte September im Alemannischen Institut.

Orgeln für Gott und die Welt

28. 11. 2008 (Freitag): Nachmittagsexkursion nach Waldkirch mit Führung in der Orgelbaufirma Jäger & Brommer. Treffpunkt: 14.30 Uhr am Bahnhof in Waldkirch.

Vorträge

Nach 42 Jahren wieder aufgetaucht – die dritte Silberscheibe aus Hüfingen „Gierhalde", ein Werkstattbericht mit Prof. Dr. Gerhard Fingerlin.

Ein spektakulärer Fund aus dem Jahr 1966 konnte im Sommer 2008 vervollständigt werden. Prof. Dr. Fingerlin wird die Geschichte und das komplette ikonographische Programm der drei Schmuckscheiben eines Pferdegeschirrs aus dem frühen Mittelalter erläutern.

6. 11. 2008 (Donnerstag), 18.15 h, Bibliothek des Alemannischen Instituts, Freiburg.

Die B 31 – von Breisach auf die Baar, ein Gesprächsabend mit Bildern über die Geschichte einer alten Fernstraße mit Renate Liessem-Breinlinger, Dr. Ursula Huggle und Dr. Ulrich Ecker.

8. 11. 2008 (Montag), 19 h.

Stube des Breisgau-Geschichtsvereins über dem Kaisersaal im Historischen Kaufhaus am Münsterplatz, Freiburg.

Weitere Vorträge unter www.alemannisches-institut.de → Programm

Vortragsreihe

Vorschau: Jüdische Geschichte am Oberrhein

- Susanne Bennewitz: Jüdische Sprache im Nationalsprachendiskurs. Eine soziolinguistische Untersuchung zum Judentum im alemannischen Sprachraum *(22. 1. 2009)*
- Günther Mohr: Doppelportraits: Juden und Christen in der Markgrafschaft Baden-Baden *(29. 1. 2009)*
- Christa Weiblen: Prosopographische Forschung zur jüdischen Gemeinde Eichstetten a. K. *(5. 2. 2009)*
- Alexandra Binnekade: Jüdische Gläubiger, christliche Schuldner? Jüdisch-christliche Kontakte in Lengnau und Endingen (Schweiz) im 19. Jahrhundert *(12. 2. 2009)*

Neuerscheinungen

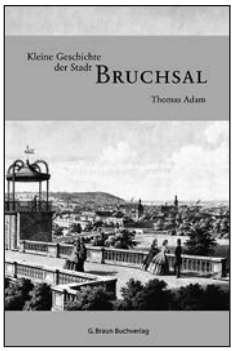
Alemannisches Jahrbuch 2005/2006, Freiburg: Alemannisches Institut, 2008, 391 S., 28,80 €.

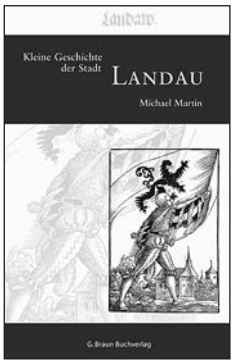
Kontakt:

Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V.
Bertoldstr. 45, 79098 Freiburg i. Br.
Telefon 07 61/15 06 75-70 Fax 07 61/15 06 75-77.
E-Mail: alemannisches-institut@t-online.de.
www.alemannisches-institut.de.
Öffnungszeiten: Mo-Fr 9–12, 14–16, Mi Nachmittag geschlossen.

Buchbesprechungen

Thomas Adam: Kleine Geschichte der Stadt Bruchsal. 256 S., 46 Abbildungen. 14,90 Euro. ISBN 978-3-7650-8339-6.
Michel Martin: Kleine Geschichte der Stadt Landau. 208 S., 43 Abbildungen, 16,90 Euro. G. Braun Verlag Karlsruhe, 2006. ISBN 978-3-7650-8340-2.





Kleine Geschichten zu schreiben ist eine schwierige Aufgabe. Diese handlichen Bücher wenden sich an Laien, sollen also vielen zugänglich sein und müssen doch wissenschaftlichen Ansprüchen genügen. Der kurze Text darf nicht in trockener Chronologie erstarren, die Schwerpunkte müssen richtig gewählt sein. Um diesem Ziel zu entsprechen, hat der Verlag G. Braun hier zwei geeignete Autoren gefunden. Beide sind mit ihren Städten beruflich eng verbunden: Thomas Adam als Leiter des Städtischen Museums und der Kulturabteilung in Bruchsal, Michael Martin als Leiter des Stadtarchivs Landau.

Bei Adam stößt man in den Schlußkapiteln auf einen persönlichen Ansatz: den Bedeutungsverlust seiner Stadt seit dem 19. Jahrhundert. Darum wird der ehemalige Königshof, die Bischofsstadt, die Hauptstadt des Bistums Speyer für achtzig Jahre im Barockzeitalter mit dem prächtigen Palast, den zentralen Diensten und der Beamten schar ausführlich dargestellt, um die Zäsur durch die Säkularisation, die Einverleibung in das Großherzogtum Baden deutlich zu machen. Rangierte Bruchsal anfangs hier noch an fünfter Stelle, gleich mit Pforzheim, so sackte es im Industriezeitalter auf den zehnten Platz zurück, „immer an der Definitionsgrenze zwischen einer kleinen und einer mittelgroßen Stadt.“ Einer der Gründe lag darin, dass diese katholische Gemeinde noch lange eine Ackerbaustadt war, während anderswo die Industrie schnell Fuß faßte. Katholisch – das bedeutete politisch bis 1933 die Dominanz der Zentrumspartei, ja auf Karten kann man erkennen, wie die Konfessionsgrenzen häufig den Einflußbereich der Mehrheitspartei fixierten.

Bruchsal ist durch einen verheerende Fliegerangriff im März 1945 fast zerstört worden. Adam schreibt mit Verve über den Neubeginn und die gegenwärtige Suche nach modernem Selbstverständnis. Er sieht als Historiker die Geschichte als Basis dafür, nimmt Stellung gegen die Auflösung des Landkreises Bruchsal innerhalb der Verwaltungsreform – bei der freilich auch die Stadt einige Gemeinden geschluckt hat. Manchmal dringt die Position des Kulturabteilungsleiter im Text stark durch, wenn er als Bemerkenswertes berichtet, dass der Autobahnrasthof von bekannten Stars besucht wurde „und offenbar war der Schlagersänger Udo Jürgens einer von ihnen“. Von Balthasar Neumann bis zum zeitgenössischen Popidol – ein wahrlich breiter Brückenschlag.

Die Kunst wird hier, anders als in einer anderen Verlagspublikation, so wenig vernachlässigt wie Wirtschaft und Gesellschaft. Drum rundet sich nach der Lektüre das Bild einer Stadt, die offenbar noch immer um eine angemessene Standortbestimmung ringt.

Die Geschichte Landaus ist nicht weniger ereignisreich und die Grenzlage zu Frankreich spielt eine besondere Rolle. „Dreißig Jahre Krieg und kein Ende“ heißt eine Kapitelüberschrift, galt doch bald nach dem Westfälischen Frieden 1648 Landau als Einfallstor für Ludwig XIV. in den Südwesten des deutschen Reiches. Von Vauban zur „stärksten Festung der Christenheit“ ausgebaut, war Landau über Jahrhunderte Garnisonsstadt und darum mehrfach umkämpft.

Die Epoche der Französischen Revolution und Napoleons wird besonders intensiv mit ihren Fortschritten, aber auch Verlusten behandelt. „In den besseren Kreisen sprach man Französisch, man aß Französisch und man schickte seine Söhne zum Studium nach Straßburg oder Paris“. Napoleon besuchte die Stadt 1808, als freilich schon viele republikanische Landauer der neuen Kaiserwürde kritisch begegneten. Immerhin wurde Landau ein Hauptort eines selbständigen Distrikts. Doch gegen Ende des Rußlandfeldzugs zog das Elend ein mit täglich eintreffenden Verwundeten „und am Nervenfieber darniederliegenden Kriegern“.

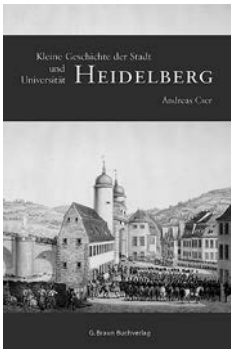
Der Herrschaftswechsel 1815 zum Untertan des bayerischen Königs fand kein beglückendes Echo, und den manchmal harschen Beamten aus dem fernen Königreich mußte gesagt werden: „Die Landauer sind gute Leute, man muß mit ihnen Geduld haben“.

Die Fakten zu Landau im 19. Jahrhundert werden vom Verfasser farbig dargestellt mit Einblicken in die sozialen Verhältnisse und die Stimmungslage der Bevölkerung. Die Kapitel über die beiden Weltkriege, das NS-Regime, die Judenverfolgung beleuchten die großen Zusammenhänge mit den Geschehnissen aus dieser Stadt – ein lesenswerter Text. Auch hier versucht der Historiker am Ende Zukunftsperspektiven zu finden angesichts der Räumung vom französischen Militär seit 1993.

Die beiden Bücher sind mit zahlreichen zeitgenössischen Abbildungen ausgestattet und bieten ein Verzeichnis ausgewählter Sekundärliteratur. *Leonhard Müller*

Andreas Cser: Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg. G. Braun Buchverlag Karlsruhe 2007, 384 S., 85 Abb., 2 Karten. Preis: 19,90 €. ISBN: 978-3-7650-8337-2.

In der Reihe „Kleine Geschichten“ des Braun Verlags fehlte bisher Heidelberg. Die Historie dieser Stadt mit der Universität zu kombinieren ist eine glückliche



Lösung, denn an einer Fülle von Beispielen kann man, so in den ersten Jahrhunderten, die „enge Verbindung zwischen Universität, Hof, Kirche, Regierung und Kurfürst“, aber auch später zwischen dem Land Baden und dem Deutschen Reich belegen. Das ist ein gewaltiges Unterfangen allein den Inhalt vieler Bände über die Universitätsgeschichte so zu komprimieren, dass eine zuverlässige Information möglich wird. Und auch die Literatur zur Stadtgeschichte ist nicht ärmer, so dass der bisherige Buchumfang dieser Reihe gesprengt wurde und hier ein dickerer Band vorliegt, doch wie immer handlich und mit anschaulichen Bildern und Karten ausgestattet.

Der Frühzeit wird ein reichliches Drittel des Buches gewidmet, der Zeit ab 1800 zwei Drittel, davon allein 159 Seiten der Epoche ab 1933. In den abwechselnden Kapiteln Stadt–Universität erfährt man im Überblick ab dem 12. Jahrhundert über Mittelalter, Reformation und frühe Neuzeit das Wichtigste. Dabei werden besondere Episoden besonders betont, wie wäre es auch anders wie z. B. bei den pfälzischen Erbfolgekriegen, aber auch bei dem Hin und Her der Konfessionen, die nicht zuletzt 1720 zur Verlegung der Residenz nach Mannheim führte.

Schwergewichtiger ist das 19. Jahrhundert skizziert, wo Heidelberg zum Anziehungspunkt für Studenten und auch Touristen wurde. Ausführlicher dann die Entwicklung nach dem I. Weltkrieg. Die ganzen Verstrickungen von Oberbürgermeistern und Professoren in den Nationalsozialismus werden relativ ausführlich behandelt, was in manchen Stadtchroniken oft zurückhaltend beschrieben wird. Das ist eine ehrliche, in vielen Fällen auch differenzierte Sicht, da nicht alle über einen Kamm geschoren werden. Insofern ist hier nicht jenen Kritik angebracht, wie sie von denen geäußert wird, die die Stadt und die Universität zu häufig verklärt dargestellt sehen.

Was man sich wünschte, wäre ab und zu eine Andeutung an die allgemeine Zeitgeschichte, wenn auch nur in Nebensätzen. Beim Kapitel „Heidelberg in der Weimarer Republik“ erfährt man nur von Aufbauplänen und Festspielen, wenig von Arbeitslosigkeit, auch nicht von „Versailler-Diktats-Trauma“, das besonders die Universitätshistoriker quälte, Wurzeln für politische Extremisten. Dafür werden viele Fakten und Namen, zuweilen fast lexikonartig aufgeführt, und das bis zum Jahr 2007, denn noch enger kann man den Begriff „Zeitgeschichte“ nicht fassen, wenn er nämlich in zukünftige Stadtplanungsberichte und universitäre Aktivitäten übergeht. Bei soviel Modernität können natürlich auch Unwägbarkeiten auftauchen. Andererseits ist die derzeitige Universitätsreform so einschneidend, dass man recht getan hat, mit der Veröffentlichung dieses Bandes bis zur Exzellenz-Deklaration der Universität zu warten.

Die Darstellung ist durch einen zwar sachlichen, aber zuweilen trockenen Stil geprägt, und man freut sich, ab und zu auf ein farbiges Adjektiv zu stoßen. Hier hätte die Lektorin stärker aktiv werden können, um Wiederholungen zu vermeiden, falsche Jahreszahlen zu korrigieren, Unklarheiten zu beseitigen. So fragt man sich z. B., was man wohl im November 1945 unter der „Badischen Landesregierung“ zu verstehen hat (S. 336). Auf jeden Fall hinterläßt aber die Lektüre den Eindruck, dass es ein Fachmann ist, der es unternommen hat, einen umfangreichen, z. T. schwierig zusammenzufassenden Stoff in einem Band für ein breites Publikum zu bewältigen. *Leonhard Müller*

Michael Martin: Pfalz und Frankreich. Vom Krieg zum Frieden. G. Braun Buchverlag 2008, 208 S., 33 s/w Abb. Preis:19,90 €. ISBN: 978-3-7650-8378-5.

Das Buch sei ein Beitrag zur deutsch-französischen Freundschaft, schreibt der Leiter des Landauer Stadtarchivs, von dem schon eine anschauliche Geschichte seiner Stadt vorliegt. Anschaulich sind auch die Kapitel, die er hier den Verbindungen der Pfalz und Frankreich widmet, freilich meist kriegerischer Art, beginnend im 16. Jahrhundert. Neben den Kriegschauplätzen war die Pfalz aber auch ein Territorium für flüchtende Einwanderer wie armselige Auswanderer, eine politische Landschaft, die – so der streitbare Autor – in großen Sammelwerken zu den deutsch-französischen Beziehungen sträflich vernachlässigt wird.

Drum besticht dieser ausführliche Essay neben der Skizzierung der großen Auseinandersetzungen durch die Schilderung vieler Einzelschicksale, die gründliche Recherchen verraten: das Söldnertum, die Geschundenen der pfälzischen Erbfolgekriege, das Elend der Revolutionskriege – es zieht sich durch bis zu den Judenverschleppungen nach Gurs. Zwischendurch einige positive Seiten, z. B. die französische Kultur am Oberrhein im 18. Jahrhundert, das punktuell noble Verhalten der bayerischen Regierung in ihrer Pfalz nach 1815, ein kleines Kapitel über Kunst, Literatur und Musik und den Werken französischer Architekten, noch heute z. B. als Schwetzinger Schlossgarten bewundert.

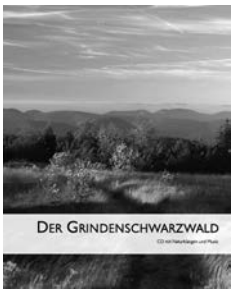
Das Buch soll auch in französischer Sprache erscheinen. So werden bestimmte Akzente gesetzt, z. B. in den Schilderungen über Besatzungsperioden, Deutsche in Frankreich, Franzosen in der Pfalz. Ein eigener Abschnitt ist der „Liebe in den Zeiten des Krieges“ gewidmet und es ist berührend, wie hier wieder Einzelschicksale, die des Autors eingeschlossen, dargestellt werden. Nicht weniger bedrückend jene wenig bekannten Auswandertragödien nach Frankreich, z. B. nach Guyana, nach Algerien, Revolutionsflüchtlinge nach 1849, Fremdenlegionäre nach Indochina nach 1945 – eine Kette des Scheiterns, und es sind ganz wenige, die in Paris oder sonst im Nachbarland Erfolg hatten.

Martin kritisiert zwar die ewig Gestrigen, die bei manchen Gelegenheiten noch immer der Erbfeindschaft nachhängen, aber seine Kritik gilt auch der Gewöhnung an blasser gewordener Bekundungen einer Freundschaft zwischen den beiden Völkern. Mit dem Blick in die Geschichte dieser Region, die wie zitiert von der Großgeschichtsschreibung oft vernach-

lässigt wird, will er bewußt machen, welche Klüfte überwunden werden mußten, die diese Nachbarschaften trennten. Es wäre aufschlussreich, ein Echo aus Frankreich über den schmalen Band zu hören.

Leonhard Müller

Wolfgang Schlund: Der Grindenschwarzwald. Mit Fotografien von 168 Seiten mit zahlr. Farbabb. und 1 CD. Format: 24,5 x 30,5 cm, Freiamt: Verlag Peter Klüber, 2005. Preis: 25,90 €. ISBN 3-9810385-0-9.



Der Grindenschwarzwald um Hornisgrinde und Schliffkopf gehört zu den bemerkenswertesten Regionen des Mittelgebirges. Nirgends hat der Schwarzwald so viel Wald wie hier, so viele Karseen, romantische Bäche, abgelegene Waldwinkel und stille Moore. Die Grinden (nach dem schwäbischen Ausdruck Grind für Kopf), die ausgedehnten, heute waldfreien Bergheiden und Moore auf den Gipfellagen, haben der Region ihren Namen gegeben. Hier zieht die alte Landesgrenze zwischen Baden und Württemberg über die höchsten Berge und alte Grenzsteine, Passstraßen und Schanzanlagen erzählen von Handel, Schmugglern und Grenzstreitigkeiten. Wer Glück hat, kann ein Auerhuhn sehen, Rothirsche, Kreuzottern oder Dreizehenspechte. Aber auch Reste der einstigen Waldwirtschaft lassen sich noch entdecken. Kohlplatten erzählen von der einstigen Köhlerei, Schwallungen vom ehemaligen Holztransport und Glasreste im Wald von der Glasbläserei. In Fotografien von Klaus Echle, Wolfram Hessner und Friederike Scharfe wird diese einzigartige Landschaft festgehalten. Landschaftspanoramaaufnahmen (z. T. zum Ausklappen) wechseln sich ab mit Details wie Fraßschäden von Borkenkäfern, einem Sperlingskauz mit Beute in seinen Fängen oder einem Baummarder, der ein Eichhörnchen gefangen hat usw. Man kann sich gar nicht satt sehen und es überkommt einen der Wunsch, selbst dorthin zu fahren und diese einzigartige Landschaft mit eigenen Augen zu erleben. Historische Aufnahmen zur Köhlerei und Flößerei runden das Buch ab. Eine Besonderheit ist zweifelsohne die beigelegte CD: Zwei Jahre lang war der Tübinger Komponist Achim Bornhoeft mit seinen Mikrophonen im Naturschutzgebiet unterwegs, um landschaftstypische Höreindrücke aufzunehmen. Zusammen mit eigens dafür komponierten Musikstücken entstand so eine interessante Klangcollage und ein ganz neues Hörerlebnis. Das Buch ist seinen Preis mehr als wert, es ist sorgfältig gemacht und die Bildqualität ist geradezu phänomenal. Zum selber Anschauen und Verschenken bestens geeignet.

Elisabeth Hartmann

Im Selbstverlag des Autors. einem ehemaligen Kehler Rektor, erschien in diesem Jahr ein kenntnisreiches, amüsantes und kurzweiliges Bändchen über Reisende und Ereignisse am Oberrhein, vor allem im Kehl-Straßburger Abschnitt. Wie der Verfasser im

Untertitel verrät, berichtet er von Kaisern, Königen, Heiligen, Pilgern und Gaunern, von Rheinschiffern und Kaufleuten wie auch von besonderen und gewöhnlichen Reisenden.

Originaltexte, wie die Verse von Stefan Andres „Fahrt auf dem Rhein“, Auszüge aus dem „Narrenschiff“ des Sebastian Brant oder aus Fischarts „Glückhaft Schiff von Zürich“ und aus dem „Simplizissimus“ wechseln mit Schilderungen Goethes aus dessen Straßburger Zeit, den Umzug von Cornelia Schlosser auf dem Rhein von Karlsruhe nach Emmendingen.

Berichtet wird von Fischern und Flößern, vom Beginn der Dampfschifffahrt, von Schiffsunfällen und der Rheinkorrektur des Obersten Tulla. Dabei erfährt der Leser als interessante Details, dass Tulla noch vor Vollendung seines Werkes im Jahre 1887 bereits 1828 in Paris verstarb und auf dem Friedhof Montmartre eine Ruhestätte auf ewige Zeiten durch seinen Landesherrn bekam.

Die Folge meist unterhaltsamer Geschichten und Histörchen beginnt und endet mit je einem persönlichen Erlebnis des Verfassers im Zusammenhang mit der Eröffnung der neuen Fußgängerbrücke, der Passerelle des Pariser Architekten Mimram. Offensichtlich hat sie schon vor und erst recht nach ihrer Eröffnung zu einer engeren Beziehung der Bewohner hüben und drüben beigetragen.

Mit einer Auswahl gelungener Kopien von Originaldrucken, Ansichten und Fotos ist das Bändchen sowohl für den eigenen Gebrauch als auch zum Verschenken eine willkommene Bereicherung des Angebots an regionaler Literatur.

52 Seiten. 15 Euro. Im Buchhandel unter ISBN: 978-3-00-021496-7 erhältlich.

Anton Burkard

Babette Tondorf: Strafverteidigung in der Frühphase des reformierten Strafprozesses. Das Hochverratsverfahren gegen die badischen Aufständischen Gustav Struve und Karl Blind (1848/49). Berliner Wissenschaftsverlag 2006, 583 S. Preis: 69 €. ISBN 3-8305-1129-9.

Zu den Forderungen der von Baden ausgehenden Freiheitsbewegung gehörte die Beteiligung von Volksvertretern an der Rechtsprechung in wichtigen Strafsachen. Schon im Mai 1848 wurde unter dem Druck der Revolutionsereignisse beim Hofgericht Freiburg ein besonderes Geschworenengericht für *hochverrätherische Unternehmungen* gebildet. Es brachte eine grundlegende Reform: Nunmehr sollte eine aus zwölf Bürgern zusammengesetzte Geschworenenbank über die Schuldfrage befinden, danach hatten drei Berufsrichter über das Strafmaß zu entscheiden.

Das Schicksal fügte es, dass das erste Verfahren dieser Art sich ausgerechnet gegen zwei Wortführer des Volksaufstands, nämlich den Journalisten Karl Blind und den Oberhofgerichtsadvokaten Gustav Struve richtete. Nach einer aufsehenerregenden zehntägigen Verhandlung wurden die beiden zu acht Jahren Zuchthaus, abzubüßen durch fünf Jahre und vier Monate Einzelhaft, verurteilt. Im Mai 1849 sind sie gewaltsam aus der Bruchsaler Strafanstalt befreit worden.

In ihrer der Fernuniversität Hagen vorgelegten Dissertationsschrift geht die Verfasserin vorweg auf die Ereignisse ein, die zu Verhaftung und Anklage führten. Dann stellt sie das schwurgerichtliche Verfahren mit Auswahl, Auslosung und Vereidigung der Geschworenen vor. Sie bringt Auszüge aus den Wortprotokollen der Hauptverhandlung, gibt die Anträge von Staatsanwalt, Rechtsanwälten und Angeklagten wieder. Detailliert erörtert sie den Inhalt der Zeugenaussagen und die damit verbundenen Beweisprobleme. Ebenso werden die schrittweise anfallenden Rechtsfragen sachkundig erläutert, das Gerichtsurteil kritisch hinterfragt. Gesteigertes Gewicht wird der Stellung und den Vorgehensweisen der drei Verteidiger Barbo, Brentano und v. Feder beigemessen. Klar schält sich dabei heraus, dass die Rechte der Beschuldigten, sicherlich unter dem Einfluß von Ideengut der Französischen Revolution, jetzt entscheidend verstärkt worden sind. Ergänzt wird das Bild des Prozessgeschehens durch Kurzviten der Verfahrensbeteiligten. Alles in allem ist hier eine eindrucksvolle und gründliche Synthese von allgemeiner Landesgeschichte und Justizgeschichte gelungen, die einem jeden historisch Interessierten nur empfohlen werden kann. *Reiner Haehling von Lanzenauer*

Johann Peter Hebel: Der Schuster Flink. Unbekannte Geschichten. Mit einem Vorwort von Daniel Kehlmann, herausgegeben und mit einem Nachwort von Heinz Härtl, Göttingen: Wallstein 2008, 92 Seiten. Preis: 18 €. ISBN 978-3-8353-0278-5.

„Hebel sei zu lesen, wenn nicht einmal, so doch zehnmal, wie alles Einfache“, urteilte einst Jean Paul (1763 bis 1825) über den Verfasser der Alemannischen Gedichte (1803), Kalendergeschichten (1811) und Biblischen Geschichten (1824).

Das vor wenigen Monaten erschienene Bändchen mit einem vielversprechenden Titel „Johann Peter Hebel: Der Schuster Flink. Unbekannte Geschichten“ macht neugierig.

Heinz Härtl, der Herausgeber, beansprucht für zwanzig Texte, die 1805 anonym im Karlsruher „Provinzial-Blatt für die Badische Markgrafschaft“ publiziert wurden, die Autorschaft Hebels (1760 bis 1826), zudem druckt er fünf Erzählungen ab, die 1842 unter dem Namen Johann Peter Hebel im Berliner Wochenblatt „Preussischer Volksfreund“ erschienen, im Schatzkästlein aber nicht zu finden sind.

Der Klappentext des Büchleins spricht von einer „kleinen Sensation“ und beeinflusst damit eine Eindeutigkeit der Zuschreibung, die, wie sich im Nachwort von Heinz Härtl zeigt, in Bezug auf die „Provinzial-Blatt“-Beiträge in keiner Weise aufrechterhalten lässt.

1805 ist Hebel fünfundvierzig Jahre alt, er unterrichtet als Professor ohne Predigtverpflichtung am Karlsruher Gymnasium illustre, zwei Jahre zuvor hat er die „Alemannischen Gedichte“ veröffentlicht und seit 1802 schreibt er für den „Badischen Landkalender“, der später den Titel „Der Rheinländische Hausfreund“ trägt. Aus den Beiträgen die zwischen 1803 und 1811 erschienen sind, stellte Hebel dann eine erste Gesamtausgabe zusammen, die ihn (Hebel) berühmt gemacht hat, und auch heute noch verehrt und schätzt eine weltweite große Leserschaft sein Werk.

Zwischenzeitlich hat Adrian Braunbehrens (Heidelberg), Herausgeber der Historisch-Kritischen Gesamtausgabe Hebels, in einer deutlichen Entgegnung die Vermutung geäußert, dass nur die zwei bekannten Erzählungen „Franziska“ und „Herr Charles“ tatsächlich Hebel zuzuschreiben sind. Diese zwei Geschichten sind keineswegs unbekannt; sie sind in jeder ernsthaften Hebel-Ausgabe zu finden. Sie gehören zu den bekanntesten und meistinterpretierten Kalendergeschichten Hebels. Nach den Informationen von Adrian Braunbehrens hat der „Preussische Volksfreund“ die fünf Texte aus Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände“ der Jahrgänge 1813 bis 1819 übernommen.

Da es sich um Vorabdrucke von Geschichten für den „Rheinischen Hausfreund“ handelte, schrieb man diese ungeprüft alle Johann Peter Hebel zu, obwohl der die Redaktion des „Hausfreundes“ bereits 1815 niedergelegt hatte.

Die Schwierigkeit an diesen bislang unbekannten Texten ist, dass ihr Entdecker keine stichhaltigen Beweise für die Autorschaft Hebels vorweisen kann, sondern sich auf eine Wahrscheinlichkeitsvermutung beruft.

Was allen, bis auf die zwei bekannten Geschichten Hebels in dem vorliegenden Bändchen fehlt, ist der hebelsche Schreibstil mit seiner Schlagfertigkeit und vor allem vermisst man den humorvollen Hebel. Die Basler Zeitung titelt: „Schatzkästlein oder Mogelpackung?“ und auch die NZZ zweifelt Hebel insgesamt als Verfasser der vorgelegten Geschichten an …

Adrian Braunbehrens geht sogar so weit, dass er vor dieser Neuerscheinung warnt. Um einen, um es mit Hebels Worten zu sagen, seltsamen Fund mag es sich hier handeln. Man muss diesen Fund mindestens mit einem Fragezeichen versehen. Etwas Gutes mag das Büchlein dennoch haben: es erinnert an den Kalendermann, Pädagogen und Theologen Johann Peter Hebel und sein vielseitiges Werk, mehr aber auch nicht. *Elmar Vogt*

Heimat? Baselbieter Heimatbuch 26. Herausgegeben von der Kommission für das Baselbieter Heimatbuch. Liestal: Verlag des Kantons Basel-Landschaft, 2007, Redaktion: Yves Binet. 424 Seiten, gebunden, illustriert, 39 Schweizer Franken. ISBN 978-3-85673-112-0.

Der Kanton Basel-Landschaft gehört zweifellos zu den besonders intensiv erforschten und dokumentierten Gegenden der Schweiz.

Dazu beigetragen haben in unermüdlicher Weise die Autorinnen und Autoren der Baselbieter Heimat-

kunden, und nicht zu vergessen der renommierte Verlag des Kantons Basel-Landschaft.

Der Name ist seit mehr als 60 Jahren Programm. 34 Autorinnen und Autoren erzählen und berichten im vorliegenden Buch von ihren Erfahrungen und dem Umgang mit dem Thema Heimat.

Das Bedürfnis nach „Heimat“ mag ein zeitloser menschlicher Zug sein.

Die Ausformung von Heimatgefühlen – zusammen mit Nationalgefühlen – ist indessen jeweils das Produkt einer bestimmten Zeit. Heimat enthält immer auch eine Abgrenzung gegen außen und birgt deshalb Gefahr, alles Fremde abzulehnen.

Das Schlagwort Heimat löst schon lange keine einheitlichen Reaktionen mehr aus. Es gibt Menschen, die in Sonntagsstimmung versetzt werden, wenn ihnen der Begriff begegnet; und es gibt andere, die ihn am liebsten in ein historisches Wörterbuch verbannen würden. Durch die modernen Kommunikationstechnologien und die Möglichkeit des schnellen Reisens auch über Kontinente hinweg sind Nähe und ferne keine räumlichen Begriffe mehr.

In der Schweiz, in der das Heimweh erfunden worden ist und in der man einen Heimatort hat und einen Heimatschein braucht, scheint dieses Wort einen wichtigen Platz zu haben. Auch im Baselbiet ist Heimat definiert, erobert, geschaffen, begrenzt und verteidigt worden. Und sie wird weiterhin beschrieben, fotografiert, dokumentiert, archiviert, geschützt und bewahrt. Heimat kann auch missbraucht und instrumentalisiert werden. Sie wird verlassen, erinnert, vermisst, besungen und beweint. Und manchmal kehrt, wer nicht heimatlos geworden ist, in sie zurück.

Die Autorinnen und Autoren bringen in ihren spannenden Beiträgen die vielen Facetten dieses Begriffes näher, der immer wieder für rege Diskussionen sorgt.

Zwischen den Artikeln versuchen bekannte Baselbieter Persönlichkeiten in wenigen Worten zu vermitteln, was Heimat für sie bedeutet.

Der Leser findet spannende Antworten auf zahlreiche Fragen: „Wer will sich vom Kanton Basel trennen?“, „Wo ist die Grenze?“, „Das Baselbiet: Land der Kirschen oder Kanton der Straßen?“, „Was schützt der Heimatschutz?“, „Baselbieter Heimatkunden – Auslaufmodelle oder Wegweiser?“, „Heimat = Museum?“, „Wie wird Heimat ‚verkauft‘“? Aber auch Themen über Landschafts- und Naturschutz, Architektur, Pressewesen, Mundart, Heimatdichtung und Musik, Burgen und Identifikation, Religion und nicht zuletzt Beiträge über die kulinarischen Genüsse aus der Heimat des Baselbiets sind in diesem handlichen Geschichtsbuch zu finden.

Das vorliegende Buch macht auch deutlich, dass der „Heimat-Begriff“ so vielfältig ist, dass man diesen bis heute nicht einheitlich definieren konnte und auch weiterhin nicht bestimmen kann. Um es mit den Worten der in Freiburg im Breisgau lebenden Schriftstellerin Susanne Fritz zu sagen: „Heimat ist eine große Sehnsucht, die unbeantwortet bleibt“. Vielleicht ist Heimat aber auch eine große Sehnsucht, die unbeantwortet bleiben muss?

Eine aktuelle Chronik mit den wichtigsten Ereignissen der Jahre 2005 und 2006 runden das gelungene Werk ab.

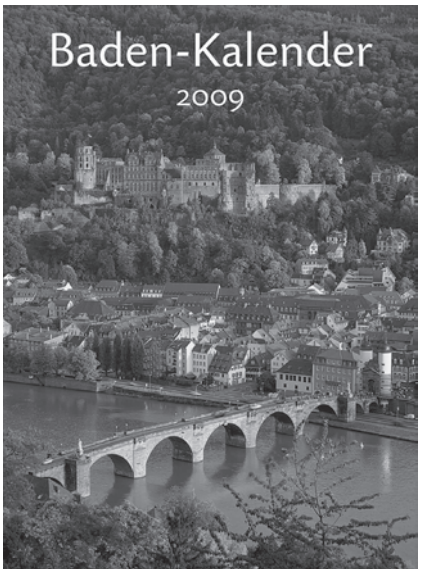
Mit der heute gängigen Lösung, Orts- und Heimatchroniken von einem Autorenteam erstellen zu lassen, hat der Verlag den richtigen Weg beschritten und darf sich glücklich schätzen, in dieser Autorengruppe so engagierte Chronisten gefunden zu haben. Das vorliegende Baselbieter Heimatbuch stellt eine veritable Fundgrube dar. In einem bewundernswerten Kraftakt legen die Verfasserinnen und Verfasser hier ein umfassendes, vorzüglich ausgestattetes, mit einem Wort: mustergültiges Buch zur Heimat- und Lokalgeschichte vor – und das zu einer Zeit, da andernorts vergleichbare geschichtliche Projekte kurzerhand für entbehrlich erklärt werden.

Vielen anderen heimatgeschichtlichen Themen ist eine vergleichbare Aufarbeitung in dieser qualitativen Aufmachung zu wünschen.

Einmal in dieses jüngste Baselbieter Heimatbuch vertieft, kann man es nicht mehr so leicht aus den Händen legen. *Elmar Vogt*

„Drum grüß‘ ich Dich mein Badnerland“

Der neue Baden-Kalender für das Jahr 2009



ISBN 978-3-7650-8384-6
Im Buchhandel erhältlich

* 13 großformatige Fotos

* Rückseiten mit Rad- und Wandertipps und Tourenkarte

* die Motive: Heidelberg, Gütenbach, Villingen, Karlsruhe, Mannheim, Schwetzingen, Offenburg, Wertheim, Mosbach, Markgräflerland, Staufen i.Br., Brühl, Freiburg

www.gbraun-buchverlag.de

G. BRAUN BUCHVERLAG